E. G. Kolbenheyer

Die Kindheit des Paracelsus



Kolbenheyer / Die Kindheit des Paracelsus



Die Kindheit des Paracelsus

Roman von

E. G. Kolbenheyer



Albert Langen/Georg Müller/München

61. bis 65. Tausend

Paracelsus

I. Teil

Einaug und Bettler

Um Advent war in die oberdeutschen Länder nach einem kurzen, beißenden Frost laues Wetter eingefallen. Das trieb gegen Abend jene ungewissen Leute aus den ächzenden Häusern — drangvolle Geister, die zu allen Unzeiten den Frühling wittern und, ist er da, über eine keimende, blühende Selbstverständlichkeit hinaus den Herbststurm ersehnen, der dürres Laub von den Bäumen reißt und morsche Dächer eindrückt.

Wo sie in Städten wohnten, wateten sie, so schnell es ging, durch aufgeweichte Gassen, deren karges Himmelslicht von Ueberhängen und Giebeln, auch durch die feinen Erkerlein fast verzehrt wurde. Sie schlugen mit ihrer Seitenwehr, die sie nicht halten konnten, denn beide Hände mußten Hut und Mantel zwingen, gegen Schweinekoben, die gute Bürger vor dem Gademfenster stehen hatten, um gelegentlich durch ein freundliches Grunzen und den säuerlichen Duft an ihre ehrlich gefestigte Seßhaftigkeit und eine gediegene Lebensfreude erinnert zu werden — verläßliche Genießer. Und jedes Mal quiekten die vom föhnigen Wetter beunruhigten Tiere nervös auf, wenn das

schlenkernde Kurzschwert eines jener Ungewissen gegen die Kobenwand prallte.

Der Weg dieser Leute ging durch das nächstbeste Tor. Er war nicht weit. Die Mauern umschlossen ihre Stadt innig und fest. Jenseits von Tor und Graben sumpfte noch etliche hundert Schritte das Pfahldorf. Dann fühlte der Fuß den Rasen. Sie konnten aufatmen von der beklemmenden Brutwärme, die man in jedem Hause gehegt wußte. Der feuchte Rasen wusch die Sohlen sauber, und irgendeine gefällige Bodenwelle neigte den Rücken.
Der Himmel war weit. Seine bleifarbigen Wolkenbänke schwammen in großen Höhen. Die dunklen Aecker schienen vor Sattheit zu zerfließen. Durch die schwarzen Aeste und Buschruten surrte der warme, nasse Wind. Ein Rabe hob sich, taumelte mit schweren Flügelschlägen gegen die entführende Gewalt an, er sank entmutigt. Und im Süden, da hing noch ein Streifen herrlichen Goldes ins jenseitige Tal hinein. Es durchbrach das Maßwerk der Baumkronen. Daran konnten jene Ungewissen ihren Frieden trinken, nachdem sie so arg gelechzt hatten, daß ihnen allbereits ein jeder ausgewichen war.

Doch auch sie, die Drangvollen, mußten ins Gefüge zurück, noch ehe das letzte Licht erlosch. Sie dankten Gott, daß sie mit heilen Gliedern in die Mauern kamen, wenn sie zu lange gezögert hatten, denn ihre Stiefel waren in den Tiefen der Landstraße beinahe stecken geblieben. Die Laterne im Torwege strömte ein beschämendes Gefühl der Sicherheit aus. Und so verdächtig

sie aufgetreten waren, als sie durchs Tor hinausstürmten, so einnehmend und vertraulich blickten ihre Augen jetzt unter dem windwirren Haar und dem verdrückten Hute in die der Stadtwache.

Das war eine Neumondnacht. Ob sich auch der Himmel klärte, es wäre vergeblich, von Sternen zu verlangen, daß sie Menschenwege erhellten. Freundlich bricht der erdwarme Schein durch die Ritzen der Gademfenster. Und öffnet sich eine Tür, daß eine helle Flur ihr Licht, Menschenstimmen und Handwerkslärm auf die Gasse schüttet, dann zittert das Herz des heimkehrenden, ungewissen Gastes. Er denkt an seine einsame Stube, an sein scheues Weib, an die fragenden Augen seiner Kinder, an das fremde Lächeln der Hausgenossen, an Vorsicht und Befangenheit aller derer, die er Brüder und Schwester nennen möchte. Er ist voll grenzenloser Liebe und weiß, daß er nicht Laut noch Miene hat, seine Liebe zu sagen. Er läuft schnell nach Hause. Eines der Kinder wird er an sich drücken und staunend stehen lassen. Er wird seinem Weibe die schwere Wäschebütte auf den Boden tragen, wird ihr hastig die Wange streicheln. Und seine Stiefel! Er wird auf das enge Höfchen eilen, die Stiefel reinigen, als habe er eine Sünde gutzumachen. Aber dann ... dann steigt er die Holztreppe hinauf in sein Reich, das den andern unheimlich und verdächtig ist.

Draußen vor den Mauern liegt die unwahrscheinlich laue Adventnacht. Was ein Mensch ist, hat sich hinter Dach und Wand, und seien sie ärmlichstes Stroh und Kleibwerk, verzogen; alles Tier ist verkrochen.

Es war eine Neumondnacht. Lichter und leichter wurden die Wolkenschwärme und steifer zog der feuchte, warme Wind.

Er preßte den Mantel einem Wanderer straff über die Brust und blähte das graue Tuch hinter den Schultern hoch auf. Der Wanderer zog mit solcher Kraft und ungemessener Eile dem Gefälle des Neckar entgegen, als habe er sich eben vom Lager erhoben. Er mußte weither aus dem Norden kommen: in seinem ellenlangen Barte hing Eis, er führte als Stab und Wehr einen Spieß, dessen Bronzespitze mit Elchsehnen an das Eschenholz geflochten war, eine Waffe des äußersten Nordens.

Vor ihm lagen die schwarzen Höhen der schwäbischen Alb, und über ihnen flammte wunderlich das Siebengestirn des Orion.

Da der Wanderer an den Hütten von Plieningen vorüberschritt, ließ der Pfaffe den letzten profanen Lichtschein zwischen den Fingern verzischen. Der war von einer geweihten Kerze ausgegangen, die ihr frommes Flämmchen noch lang hätte vor dem Altar aufopfern können. Nun flackerte in dem Dorfe nur mehr das ewige Lichtzünglein vor dem Tabernakel. Doch es durchdrang kaum den rubinroten Oelkelch, es vermochte nichts gegen den Schmutz der Fensterscheiben.

Und als der Wanderer in seinem wehenden Mantel vor das Kirchlein kam, war ihm lässig zu Mut, als müsse er eine Weile ruhen. Der warme, feuchte Südhauch drang inniger gegen die Brust und breitete den Bart, ließ einen letzten Eisklumpen im Grauhaar zerperlen.

Er berührte mit der Spitze seines Spießes ein Kirchenfenster, und es sprang schlotternd auf.

»Bist du schon da,« flüsterte er.

Es raunte in dem leeren Raume so tot, wie in dem ausgestorbenen Hause einer Meerschnecke, als er sein Ohr zu dem Kirchenfenster neigte. Ein kalter, süßlicher Duft von verbranntem Rauchwerk quoll aus der Oeffnung. Und das Auge des Wanderers erspähte nichts als jenes einzige, arme Feuerzünglein in dem roten Oelglase. Nur von der Tiefe herauf, wo die Füße des Wanderers auf kleinen Hügelchen und Holzkreuzlein standen, zitterte ein ungeduldiges Stöhnen.

»Ich will euch nicht beschweren, ihr Ruhebedürftigen.«

Und er schritt über das Mäuerchen hinweg. Seines Mantels Saum fegte etliche moosige Steine aus ihrem verwitterten Mörtellager jenseits in den Graben, der den kleinen Friedhof umriß.

Er sah mit seinem einen klaren Auge, das andere war ausgeronnen, über den niedrigen Kirchturm, dessen hohe Mütze, nach Westen geneigt, den Dachfirst nur wenig überragte, in die Dunkelheit. Von der schwäbischen Alb herab zog ein warmer Hauch, der ihn gelockt hatte und mit unbändiger Sehnsucht erfüllte.

O wundersame, tiefe, tiefe Nacht, die nach dem kürzesten Tage über der Erde liegt, eine besiegte Siegerin. Sie weiß, daß sie sterben muß, und ruht unter dem Föhnwinde geschwächt, matt vom Siegeslauf. Ihr ist, als gehöre das Rauschen der Wasser nicht zu ihr, und fremd lautet das Wehen. Sie lauscht allen Stimmen,

als sängen sie wundersam das Lied ihres Todes, den ihr der leuchtend schöne Tag, der wachsende, der verjüngte geben wird.

Der Wanderer, der weit über das Kirchtürmlein hinweg spähte, fühlte den Umschwung der Zeit heiß und wesentlich, daß er schwer aufseufzte und durch die Gewalt seines Atems den Föhn zurückdrängte. Für eine Weile erschlafften die Falten des Mantels und eine Locke sank dem Wanderer über das ausgeronnene Auge.

Der zurückgedrängte Wind brach mit doppelter Gewalt ein. Er knickte zwei junge Pappeln, in deren Wipfeln die Hand des Wanderers gespielt hatte. Er wehte den eisbefreiten Bart hoch und deckte das gewaltige Gesicht. Weithin hob sich der Graumantel, als wolle er alles Land einhüllen.

Es ging ein Zittern durch die Nacht. Die Zunge der Gezeitenwage schlug ein Geringes gegen die Schale aus, darin das Gold des Tages lag. Der Wanderer lächelte ein wenig unter den aufgewehten Haaren.

Da sah er aus der schwarzen Tiefe, die ringsum über dem Lande lag, zwei Lichter glimmen, matt und fern wie zwei Funken und so nahe beieinander, daß sie fast in eins verflossen. Er ging den beiden Lichtern entgegen, denn seine Nüstern hatten schnell erwittert, wer dort in halber Hügelhöhe wartete.

Ein Bettler saß dort, und jene beiden Lichter, die von ferne wie zwei Funken durch die Finsternis gerufen hatten, waren demütige Augen. Sie schimmerten ruhig, ganz anders als das glitzernde Feuer der Sterne, eher

dem Leuchten der Johanniswürmlein zur Zeit der Sonnenwende ähnlich, nur stetiger.

Der Bettler war sehr dürftig gekleidet. Seine Lumpen bedeckten die Lenden kaum. Brust, Arme und Beine zitterten in ihrer mageren Nacktheit.

Neben ihn ließ sich der Wanderer auf dem Hange nieder und zog den Mantel fester an den Leib. Obgleich der Hügel die beiden gegen den Sturm deckte, lag ein Frösteln in der Luft wie ein Fieber der Erwartung. Es befing selbst den Wanderer aus Nordland. — Der Hügel vor ihnen, eine äußerste Welle der schwäbischen Alb, hieß Hohenheim. Er trug einen Edelsitz, das Stammhaus der Bombaste. Kein Bombast wohnte mehr da oben. Der Edelhof gehörte dem Spital der Reichsstadt Eßlingen. Wie viele andere vom Adel, waren auch diese auf den Sand geraten, und der Grießwärtel war die neue Zeit gewesen mit ihren wohlbewehrten, stolzen, üppigen Städten, die eine Kaufmannschaft vortrefflich zu schützen wußten. Doch nicht wie der meiste Niederadel waren die Bombaste jenseits der Schranken verkommen. Ihr Beutel blieb leer, aber ihr Herz und Mut war nicht verschüttet.

So sagte das Einaug zu dem Bettler:

»Du hast deine Rast gut gewählt. Da sind Menschen gestorben, deren Blut seiner Kraft noch nicht entbunden ist. Ich fühle die Not ihrer letzten Stunden.«

»Vielleicht wird einer aus ihrem Blute meine Blöße sehen,« murmelte der Bettler.

Sein Blick sank nieder in die hohlen Hände, und ein

Wundmal glühte auf dem Grunde jeder Hand, als halte er zwei Rubine gegen den Himmel.

»Deine herrlichen Kleider hast du jenseits gelassen. Sie sollen von Gold, Perlen und Steinen starren?«

»Ja, sie starren, als trüge einer den Harnisch auf nacktem Leibe durch die Winterkälte. Die Haut zerreißt vor Frost.«

»Darum bist du armselig gekommen.«

»Darum. Ich muß wieder aufgehoben werden wie damals unter dem Holze. Meine Füße müssen wieder über warme Menschenherzen gehen, sie frieren von den Marmorfliesen. Vielleicht erbarmt sich einer von ihnen, deren treibendes Blut du spürst, vielleicht noch ein anderer und ein dritter und viele. Mich dürstet nach Herzenslaut, nach Muttersprache. Sie haben mich so tief in das gläserne Latein begraben, daß mir die Auferstehung und Flucht schwer geworden ist.«

Die Zähne des Bettlers schlotterten, wie vordem das Kirchenfenster.

Der Wanderer öffnete seinen Mantel.

»Nein, laß,« flüsterte der andere. »Laß nur. Ich muß als Bettler kommen, nackt. Es gibt doch viele in diesem wilden Lande, die Hunger haben?«

»Viel, viele,« rief der Wanderer jäh, als freue er sich der hungernden Kräfte.

»Zu den Satten komme ich in meinen goldenen Gewändern. Aber sie wischen auch dann nur die Triefaugen und klatschen feist in die Hände, um ein wenig Bewegung zu machen. Ich bin begierig nach dem Hauche der Hungernden, der nicht nach Wein riecht

oder nach Speisen, die vor dem Feuer faulen müssen, daß sie den Darm nicht beschweren.«

»Viel Hunger wirst du finden und brennende Herzen. Aber sie können keine Jünger sein. Sie verstehen das Fürwahrhalten nicht. Sie müssen in allem ihr Eigentum suchen und finden können. Sie sind die einzigen, die keine Götter haben.«

»Ich wußte es. Darum komme ich nun selbst zu ihnen.«

»Aber sie reißen ihr Auge nicht aus, wenn es ärgert! Sie geben ein Auge nur um des höheren Wissens willen hin. Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat.«

»Und woher bist du, mein Bruder?«

»Ich bin nichts als ihrer Sehnsucht Siegel. Und sie wissen von ihrer Sehnsucht, daß sie in Flammen verzehrt wird und immer wieder aufersteht.«

»Dann segne mich, Bruder.«

Der Wanderer neigte seinen Mund auf die Stirn des Bettlers. Die war von kleinen Narben quer überzogen, und Blut begann aus den Narben zu tropfen.

Der Bettler flüsterte: »Sie mögen mich kreuzigen, da sie sich selber kreuzigen. Daß ich wieder Heiland werde!«

Da erhob sich der Wanderer und nahm den Bettler, der vor Verlangen glühte, auf. Er schlug seinen Mantel unter ihn und hielt den eschenen Speerschaft überzwerch, daß der Bettler gut, wie in einer Matte ruhen konnte.

»Ich will dich tragen, daß du die heimlichen Quellen

erlauschest. Daran wirst du erkräften, denn du bist fast verschmachtet.«

Der Bettler saß in den Armen des Wanderers schmal und dürftig. Seine Beine waren eng aneinandergeschlossen, sein Gesicht so blaß und hohl, als würden die Wangen, Lippen, Schläfe und Nüstern gewaltsam nach innen gesogen. Die eine Hand ruhte über dem Herzen, der anderen Hand Schwurfinger waren gegen die Sterne gestreckt, und beide Ellbogen lagen eng an die Lenden gepreßt.

Sie wichen von dem Edelhofe, da viele Bombaste ungesättigten Herzens gestorben waren.

Sie überwältigten Hügel und Täler, Städte und Dörfer. Ueberall aus den Kirchhöfen, durch die Wände der alten Häuser und herüber von manchem kühnbebauten Felsen drang das ungestüme Beben verhaltener Triebe, die von Blutwelle auf Blutwelle, von Kind auf Kind unerlöst überkommen waren.

Der Körper des Bettlers in den Armen des Wanderers schien mit allen Poren einzuschlürfen, so daß seine matte Haut straffer und glänzend wurde.

Und sie hörten die kräftigen Schreie der kreißenden Mütter, das widerspenstige Röcheln der Sterbenden hallte zu ihnen auf, sie vernahmen den wilden Atem der Zeugenden.

Die Gestalten der Träume quollen aus den Köpfen der Schläfer zu ihnen, einem wirbelnden Nebel gleich. Und sie lasen aus dem verwegenen Spiele, wie die Herzen, bis zum Rande angefüllt, zitterten.

Heißhungrig lagen die Bauernseelen. Sie zerrten an

den Ketten, mit denen ihre Leiber kürzer an die Herrenscholle geschlagen waren, als man Bestien an die Zwingerwand schmiedet oder die wütenden Narren an die Wand der Tollkiste. Heißhungrig lag das ausgemergelte Landvolk und träumte von der Stunde, die das Sammelwort auf der Lippe tragen wird, das die verhaltene Wut entbindet.

Wie der Verdürstende seine Arme nach dem Ufer breitet, das ihm vom Rande der Sandsteppe entgegengrünt, so lechzten die Herzen der Städter nach einem eigenen Wissen und eigenen Glauben, denn die Kräfte ihres Geistes waren mannbar geworden, und der rauhe Laut ihrer deutschen Zunge war gelöst, wie das Lallen des Kindes Wort und Ton findet, wenn die Zeit erfüllt ist.

In den Coderien und Habitatzen zählte der Bettler das Heer der fahrenden Schüler. Die lagen, arg mitgenommen und fast verhungert, verwegene Burschen und abgezehrte Kinder, die von Schule zu Schule zogen, unter manchem Lotterwesen das heilige Verlangen tief geborgen.

Es hielt der Wanderer im Mansfeldischen, um eine Weile zu ruhen, denn sein Gast war schwer und mächtig geworden. Bei Eisleben ober dem Oertlein, das den Namen der Grafen von Mansfeld trägt, lagerte sich der Wanderer auf einem seichten Gebirge, hinter dem die Wipper rauschend gegen die Saale fließt. Er ließ den Arm mit dem Speer über den Hang fallen. Der Schaft des Spießes tauchte in die Wipper und brachte das Wasser zum sprühen und funkeln, als wäre es flüs-

siges Silber. Der Wanderer sah hinauf in die Sternenwelt, ein ewiger Gleichmut lag auf seiner Stirn.

Der Bettler aber, dessen Kopf von einer flackernden Glorie eingehüllt war, blickte in die Hütte des Bergmannes Hans Luther.

Beim Lichte des Tranlämpchens saß die Frau mit dicken Augenlidern im Bette aufrecht. Ihre groben Lippen, die viel schimpfen mochten, waren von einem schlaffen Behagen gekräuselt. Sie säugte ihren Knaben. Der schluckte kräftig seinen Lebensquell und stöhnte zuweilen, da ihm vor Eifer der Atem versagte. Dann fiel er ab, das Tröpflein Milch am lächelnden Mundwinkel, während die Augen des Bettlers verlangend auf ihm ruhten. Die derbe Frau bettete den Kleinen. Sie sank behaglich zurück, im Frieden des gesättigten Triebes. Dem schlafenden Manne neben ihr zuckte es unruhig über die feingewölbte Stirn und um den dünnen, gepreßten Mund.

Da stand der Bettler auf. Er spähte ringsum über die deutschen Länder. Er sah, daß der Acker bereit lag, und sagte zu dem Wanderer: »Ich will ab dem Rhein ziehen, da mir von Zwolle her, dem Haupte der Brüder vom gemeinsamen Leben, ein großes Verlangen entgegenströmt.«

»Geh hin, du bist jetzt stark genug.«

»Und ich will wieder rheinauf den Strömen ihrer Sehnsucht folgen und sie lehren, wie man das gläserne Latein zerbricht, darin ich gesargt war.«

Auch der Wanderer stand aufgerichtet neben dem Bettler. Er hatte beide Hände unter der Speerspitze

um den Schaft geballt, und sein Kinn ruhte auf der rechten Faust. Ein leiser Hohn spielte um seinen Mund, und die Augen unter der mürrischen Stirn blieben gesenkt.

»Sie werden dein Latein meistern und fortwerfen. Aber nicht weil du es willst. Ich bin bei ihnen gewesen, ehe du bei ihnen warst. Sie können nicht satt werden.«

Der Bettler breitete demutsvoll die Arme, seine Wundmale flossen, und seine Lippen lächelten verklärt.

»Sie mögen mich also kreuzigen, da sie sich selber kreuzigen!«

»Sie werdens. Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat und ewig verlangt, den Gott zu schauen.«

Nach diesen Worten umarmten sie einander. Und es schien, als rängen sie miteinander. Sie wuchsen ins Endlose. Sie zerrannen als würden sie von den Sternen eingeatmet.

Nur daß die Luft noch zitterte wie über einem großen Brande. Und ein Seufzen stieg aus dem Herzen der Schläfer gegen den Himmel.

Der Reiter im Schnee
Tod und Leben

Jungrudi Ochsner ritt heim. Seeaufwärts fuhr ihn von Zürich her der Schneesturm an. Triefender Schnee. Der Klepper hing mit dem Maule am Boden, schüttelte zuweilen die nasse Mähne und schnob verzagt.

Jungrudi Ochsner trug den Spieß auf der linken Achsel, achtzehn Fuß Eschenholz, von dem das Eiswasser nieder rann. Unter dem scharlachroten, rauchverbrämten Mantel schlenkerte das Schweizerschwert gegen die Flanken des Rößleins. Eine knappe Bundhaube, dunkel vor Nässe, hüllte des Reiters Scheitel, Nacken und Kinn; um den Saum der Kappe klebten schlaffe Atlaszacken an Stirn und Wange.

Jungrudi Ochsner ließ die Zügel hängen. Seine Faust stand auf den Sattelknauf gestemmt. Sein mageres Gesicht und die Lippen waren weiß, nur über den Jochbögen lag eine dunkle Flamme. Die Augen brannten weit offen, als suchten sie Kühlung im treibenden Schnee.

Er kam aus dem Toggenburgischen und weiter über den Brenner. Hinter Ricken hätte er über Schmerikon und das Thäle gegen Hurden sollen, aber er war weiter gezogen. Vielleicht mißtraute er den Sümpfen des Obersees, oder er wollte dem Etzelberg nicht von der Seite beikommen und mußte den Ritt über die Brücke wagen, gradaus seinem Ziele zu, das hinter dem Etzel-

passe lag. Vielleicht hatte er nur dem Tiere die Wahl gelassen. Die Nähe des Zieles stumpfte seinen Mut. Jungrudi Ochsner schien allen Willen zu brauchen, daß er im Sattel aufrecht bliebe und noch einen Rest bewahre, dann vor dem Alten zu bestehen.

Klatsch, klatsch, schlugen die Hufe durch den nassen Schnee und versanken bis über die Fessel.

In Rapperswil bog er ein. Aus der kleinen Kapelle am Brückenkopf schimmerte bereits das Licht. Die Dezembernacht sank eilig. Der Mautner rief ihn an; dem warf er ein Geldstück zu und nahm die Zügel fester.

Ueber hundert Jahre stand die Brücke. Der österreicher Herzog Rudolf hatte die Pfosten in den seichten Obersee schlagen lassen, sein Rapperswil mit Hurden zu verkoppeln, auch um das schöne Brückengeld einzusäckeln, das alljährlich tausend und tausend Pilger brachten, die über das Hörnli gegen den Etzelpaß zogen der lieben Fraue von Einsiedeln zu. Auf den Holzböcken lagen die Bretter leicht genug. Und das war alles. Ein Sturm konnte den Steg abdecken.

Der Schnee aber drückte die Bretter. Weiß und leuchtend zog die Brücke einen mäßigen Bogen von Ufer zu Ufer. Das schwarze Wasser ließ sie heller scheinen, als das Schneeland ringsum schimmerte. — Ein wenig wacher sah der Reiter auf seinen Weg. Er wußte, daß er sich und das Pferd zu hüten habe, denn der Schnee verbarg Lücken und Morsches. Doch das Tageslicht mochte bis Hurden reichen. Und drüben war er daheim. Er kannte jedes Haus im Tal und jeden Stein und Baum auf dem Paßwege. Nur das ver-

dammte Bretterwerk, wenn er nicht mehr unter sich fühlte!

Da glitt die Vorderhand des Rößleins mit einem üblen Ruck zur Seite, der rechte Hinterhuf hing in einem Brette. Kaum riß der Reiter den Gaul noch auf. Er hatte ihn spanisch beschlagen lassen, die scharfen Stollen dienten über die Alpenhöhen gut, konnten aber auf dem modrigen Holze peinlich werden.

Langsamer gings weiter.

Eine Blutwelle war über das blasse Gesicht gehuscht. Der Mund blieb trotzig und die Stirn gesammelt. Die Gefahr befreite sein Herz. Er vergaß das Fieber, das ihn mattritt. Die Bangigkeit der Heimkehr wich. Er saß aufrecht im Sattel und hielt sich im Sattel, obwohl er vorsichtig absteigen und den Gaul hätte an die Hand nehmen sollen.

Was galt ein Schweizerblut noch, wenn es nicht mehr aufs Spiel gesetzt werden konnte! Und grad auf diesem Steg, dessen Pfosten von einem Habsburger durch schweizer Wasser in schweizer Grund geschlagen waren!

Aller Mäuler liefen von dem jungen römischen König Maximilian über, der weit vom Stamm gefallen schien, weit von dem feigen, verschlagenen Geizhals Friedrich, der vor ein dutzend Wochen seinen Tod an Melonen ervöllert hatte. Zwischen Vater und Sohn war Bluthaß gelegen, davon wußte man nicht nur in Italien zu reden — Bluthaß, von der Mutter geschürt. Ein neuer Wille lebte in dem jungen Max; und wonach brannte der Habsburger Wille heißer als nach Schweizerblut,

nach der alten Herrlichkeit über Schweizerland. Wer Schweizerblut kaufen konnte, der war Herr der Welt, unbezwinglich, wer es botmäßig besaß. Schweizerschwert und Schweizeraxt hieben Europa zurecht, und der Schweizerspieß steckte die Grenzen ab.

Des heimkehrenden Reisläufers Brust bebte vor Liebe, der einzigen, die sie noch fühlte. Und sein Rößlein ging gesammelter unter dem stärkeren Schenkeldruck. Es hob den Kopf und wandte ein Ohr dem Reiter zu, dessen Lippen den Weckruf eines Grandsonliedes summten.

Oesterrich du schlafest gar lang,
Daß dich nit weckt der Vogelsang,
Hast dich der Metten versaumet ...

Doch die Brücke maß über zweitausend Schritt. Die jähe Lebenswelle war schneller verebbt. Der Fieberfrost sprang dem Reiter in den Nacken, beugte und beutelte ihn grausam. Jungrudi mußte wieder seine Zügelhand auf den Sattel stemmen. Und die Zähne schlugen einen bösen Trommelwirbel zu dem traurigen Ritt durch das Schneetreiben. Mit letzter, fliehender Kraft achtete er seines Wegs. Durch das Streichen der Flocken taumelten leuchtende Funken, mehr und mehr. Der Spieß glitt ihm durch die Finger und rannte gegen ein Brett. Er umklammerte Schaft und Sattel. Aus dem funkelnden Schleier, der seine Augen deckte, brach, von Traumlicht durchschimmert, das Schiff der Kathedrale zu Florenz: sein letzter Weg im Gefolge des Petro de Medici. Er hatte die weißen Windhunde gehalten, während der Diener den Zettel zur schönen

Maddalena Fredi trug, die vorn beim ersten Pfeiler kniete. Er hatte unwillig auf den Diener geharrt, Hundewarten war keines Schweizers Ding. Das Gesicht des Medici ... törichtes, eitles Laffengesicht ... dann die Fredi, von dem Mohrenknaben gefolgt, der eine hellgrüne Feder am golddurchwirkten Turban trägt ... nur halb schlägt sie die Augenlider auf ... er sieht das zarte Lächeln, kaum Gunst und doch eine Himmelsleiter ... eine weiße Nelke läßt sie fallen ... Petro de Medici setzt seinen Fuß leicht auf den Stengel der Blume ...

Ein banges Gewieher weckte ihn. Das Rößlein stand. Mühsam nahm er den Spieß auf. Weiter ... weiter ... in Pfäffikon konnte er liegen bleiben ... nur weiter auf dem wippenden Bretterwerk, über den schlammigen, eiskalten Tod, ehe das letzte Tageslicht ertrunken war. Er preßte den Rotschimmel. Es mußte ein Ende nehmen. — Schon gewann das Mauthaus auf der Landzunge von Hurden scharfe Form. Von Ufenau her drang die Glockenstimme des Kirchleins. Jungrudi schlug ein Kreuz, er beugte sich vor, um die Zügel nicht fahren zu lassen.

»Heilige Muttergottes ze Einsidlen, du willt mich nit versaufen lan! Das soll dir mit eim guten Pfund wächsin Kerzen entgolten sin!«

Und die Muttergottes von Einsiedeln, der alljährlich vieltausend Seufzerlein zuwehten, schien dies eine auch nicht zu überhören, vielleicht weil der heimkehrende Reisläufer einer von ihren Gotteshausleuten war.

Schon hatten Roß und Reiter den Steg bis auf die

drei letzten Böcke gewonnen, da brach ein Brett und das Tier sank unter dem Mann zusammen.

»Samer Bocks Blut! Canaille! . . . Uf!«

Ein Bein war ihm unter den Sattel geraten, sein Oberkörper hing über die Brücke hinaus. Er stemmte sich gegen einen Pfosten und stieß mit seinem ledigen Sporn zu. Das Pferd lag schreckensstarr und regte sich lange nicht; dann suchte es wild und verzweifelt Befreiung, zerwühlte den Schnee mit den Vorderfüßen und riß an dem eingeklemmten Schenkel. Dadurch kam der Reiter frei, er faßte die Zügel und unternahms mit aller Kraft den Gaul aufzubringen. Allein die Eisen glitten aus und das andere Hinterbein lag machtlos unter dem Pferdebauch. Jungrudi mußte den Mantel vor die Hufe breiten, das Atlasfutter zerschliß kläglich. Doch erst als er den Spieß durch die Lücke in den Schilfgrund rannte und die Klemme auseinanderstemmte, gelang ein guter Ruck und ein zweiter brachte das zitternde Tier glücklich auf alle Viere. Wo der Pferdeschenkel festgesessen war, schmolz der Schnee, vom warmen Blute gesättigt. Und Blut rann dem Rotschimmel in einem dünnen Bande über Sprunggelenk und Fessel hinab. Eine Ader mußte zerrissen sein. Jungrudi griff den Mantel auf und zog den schnaubenden Gaul vor das Mauthaus. Dort besah er die Wunde. Dabei blieb nicht mehr viel zu wollen. In Lachen war ein Schmied, der sie hätte ausbrennen können . . . derweil mußte er über dem Passe sein.

Er fühlte, daß seine eigenen Kräfte bis zur Meinradsklause auf der Höhe kaum mehr reichten. Er durfte

nicht fackeln, sollte ihn nicht unversehens Schwäche und Schneetod überkommen. Ein andres Pferd? Da drunten? Und bleiben ... einen Boten schicken? Wenn er heut nicht vor den Alten kam, vielleicht nie mehr!

Er raffte eine Handvoll Schnee auf und schlürfte sie gierig aus, warf den zerfetzten Mantel um, kletterte mühsam in den Sattel und spornte den Gaul, der jämmerlich lahmte und eine Blutspur hinter sich ließ.

Unter den Tannen des Etzelpasses, die schwere Schneelast trugen, wars Nacht geworden. Doch diese Nacht umfing den müden Mann heimatlich vertraut. Die nassen Flocken trieben nicht mehr gegen die Haube, es war still. Die kalte Labe, die er vom Boden geschöpft hatte, schien das Fieber gelöscht zu haben. Er mußte den Spieß der Aeste wegen wagrecht in der Faust tragen; das und der stößige Gang des Tieres hielt ihn zu gutem Glücke wach.

Ueber Wurzel und Stein kämpfte das Rößlein den Pilgerweg zur Meinradsklause hinauf und zahlte jede Elle mit seinem Blute. Jungrudi merkte, wie das Tier versiegte; halbwegs ließ er es ausschnaufen. Er hielt sich mit beiden Händen an dem aufgestemmten Spieß, um seine Last zu verringern. Von den Aesten fielen schwere Tropfen mit stumpfem, sattem Laut in den Schnee. Das Pferd wieherte verhalten. Es ertrug das Beben des Reiters nicht weniger fremd und beklemmend als den eigenen Wundschmerz.

»Das halbet Pfund Kerzlin hast verwirkt, Gnadenmutter ... schau, daß du nit ze Schanden wirst an mir ... Botz Marter und sieben Wunden ... ist nit

also schwer min Blut vergift! – Laß mich daheim hinwerden ... min Sünden büßen ... hab ihr' nit mehr, dann sunst einer. – Was kunnt dir der Tod von min Peppo gefallen! Heilig Gnadenmutter, ich weih dir anderthalb Pfund, du sollt mich anhörn! Laß uns entrinnen!«

Da fühlte er, daß der Gaul sich legen wolle. Er riß ihn auf und trieb ihn vor.

»Peppo! Gib, was din ist! Ich kunnts nit ...«

Schritt um Schritt drangen sie durch die Nacht. Als der Wald überwunden war und für das letzte steile Wegstück ein Viehgatter geöffnet werden mußte, floh ein leises Dankgebet über des Reiters Lippen, das tief aus dem Herzen quoll und vollen Wert hatte, wenn es auch einem Fluche glich.

Droben, unweit des Meinradkirchleins, brach der Rotschimmel zusammen.

Eine Weile ruhte der Reiter bei dem Rößlein, Arm und Kopf auf den stoßenden Flanken. Dann schob er sich zu den gespannten Nüstern vor, rieb sie und das Maul mit Schnee ein.

»Nu ists tan, Peppo ... los nieder ze Tal ... die Sihl raunt unter der Tüfelsbruck her ... kumm ... dort ist Hafer unde Stroh ... dort ist ... daheim ...«

Jungrudi schlief ein und hätte seiner Mutter Bier nie mehr geschmeckt, wenn ihm nicht seines Peppo Huf hart an die Schulter gefahren wäre. Peppo ging den letzten Kampf an. Der Kopf schlug auf und nieder in den Schnee, daß Trense und Stange klirrten. Jungrudi taumelte zurück. Er starrte, langsam erwachend,

zu dem Gaul hinüber, dessen Beine wirbelten und jäh ermatteten, noch etliche Male zuckten und dann sich steif ausstreckten, als wollten sie irgend etwas abstemmen. Es dämmerte dem müden Manne, daß er dem Rotschimmel zum andern Mal sein Leben verdanke. Er kroch vor und betastete die Nüstern. Sie hingen schlaff. Kein Hauch lebte in ihnen.

Nun hätte er den Peppo ruhig liegen lassen können. Sattel und Zaum wären unberührt nachgeholt worden. Aber er fühlte nur mehr den dumpfen, unbändigen Trieb, mit allem dort unten und geborgen zu sein. Nichts sollte mehr auf den Todesweg zurückdrängen. Es mag auch die Reisläufersorge um das Beutegut gewesen sein. Er hatte manch einen, übel zugerichtet und halb ausgeronnen, mit der letzten Kraft das Kriegsgut schleppen sehen, als hinge der armen Seele Heil daran. Und vor den Alten mochte er nicht als einer hintreten, der zu Fuß hatte heimtrollen müssen. Wenn er die Taschen aufs Estrich fallen ließ, sollte es klirren.

Er zerrte den Sattel unter dem toten Peppo vor und zäumte ab. Er belud sich und schwankte unter der Last, als sei er trunken. Halb im Traume watete er durch den Schnee der Schweigwies bis dorthin, wo sie steil gegen die Teufelsbruck abfällt. Keuchend sammelte er seine letzten Kräfte.

Des Alten Haus dort drunten, das Ochsnerhaus an der Teufelsbruck ... Sie waren wach, er konnte nicht lange geschlafen haben. Durch die Herzluken der Fensterläden schiens her. Es glitt ein Schatten über zwei der glühenden Herzen, als ob ihm das Haus zugeblin-

zelt hätte. Jungrudi schöpfte tief Atem und taumelte weiter. Ueber die Straße noch! Dann hob er den Spieß und schlug ans Tor.

Der Hund heulte; ein Lichtschein brach durch die Ritzen. Er hörte seines Bruders tiefe Stimme.

»Was ist?«

»Mach uf, Hänsli ... ich, der Rudi!«

»Rudi! Tot oder lebig!«

»Uf, tu uf! Ehender tot.«

Hans Ochsner rief durch die Gademtür:

»Der Rudi ist kummen!«

Es fühlte sich der todesmatte Mann von zwei tüchtigen Fäusten gepackt und über die drei ausgetretenen Steinstufen gezogen. Den Spieß nahm ihm der Hans ab, von Sattel und Zaum ließ er nicht.

Er tastete über die Flurecke weiter, durch die Gademtür hinein.

Sie waren um den Tisch gesammelt, eine dampfende Schüssel in ihrer Mitte.

Die Mutter war aufgestanden, auch Els, die Schwester, und Marx, der Knecht. Der Vater allein blieb sitzen, und da er sitzen blieb, wagte sich niemand vom Tisch fort.

Jungrudi warf Sattel und Zaumzeug ab, und es klirrte so schön, als er nur wollte. Er stemmte das Schwert vor die gespreizten Beine hin und brachte, so gut er konnte, seinen Gruß vor.

Rudi Ochsner maß den Sohn mit einem kurzen Blick. Er führte den Löffel in den Brei, aber die Hand zitterte doch.

»Hasts gnug! Du sollt es wissen: Du stahst im Schelmenbuch. Die Herren drüben ze Einsidlen han sich der Tagsatzung von Bern zugeschlagen. Uf Reislauf ist Tod gesatzt. So einer den Schelmen hauset und letzet, kummt er in Bann.«

Jungrudi zog einen Beutel aus dem Gürtel.

»Die werden kein Toten nit henken ...«

Er tappte vor und warf den Beutel neben die Schüssel.

»Da, Vater ... Florentiner, gute ... vor ein Bett und ... trinken ... es gaht nit meh!«

Hans Ochsner war langsam eingetreten, er fing den Bruder auf. Die Mutter warf sich über den Sohn und löste mit hastenden Fingern Mantel und Haube. Die Schwester brachte den Krug und kniete schwerfällig nieder, denn sie war hochschwanger. Sie stützte den schweißnassen Kopf und flößte den Trunk ein. Hans Ochsner stand bei den mildtätigen Frauen, kratzte verdrießlich hinterm Ohr; er sah zum Alten hinüber, dessen Stirnadern schwollen, dessen Mund vor Schmach bebte, daß ihm der Junge Geld vorwarf. Der Zorn schüttelte seinen hageren Körper.

»Hinaus! Laur!«

Aber niemand wollte anpacken. Die Mutter nestelte zitternd an dem durchfeuchteten Lederwams. Els umfing des Bruders Kopf fester und hielt den Krug an den gierigen Mund.

»Heilig Gnadenmutter,« flüsterte die Frau, »hilf du! Hänsli acht uf ihn! Wär nur der Bombast zuruck!«

»Er muß jede Wil, Mutter,« hauchte die Els. »Er

ist bi hellem Tag zem Buchenecker drunt. Der Marx sollet ihm uf die Klusen entgegen.«

Des alten Ochsner Fäuste rüttelten an der schweren Tischplatte, daß der Schragen ächzte.

»Hinaus! ... Der soll draußen ...«

Der Hans sprang ins Mittel, er war ein Bärenkerl, der Mutter, Schwester und Bruder schon decken konnte.

»Lasset sin, Vater!«

Der Alte packte den Geldbeutel und schleuderte ihn gegen die Frauen. Hans fing ihn geschickt ab und sprang zu, denn dem Rudi Ochsner war nicht zu trauen, wenn ihn der Zornteufel ritt.

»Lasset sin, Vater! Der kann nit uf.«

Jungrudi sank ächzend vom Kruge und begann zu lallen. Der Etzelwald, die hellgrüne Feder, die Gnadenmutter zu Einsiedeln, der Peppo, die weiße Nelke der Fredi ... er rief den Vater an und rühmte sich seiner vollen Satteltaschen.

Der Alte lauerte hinüber wie einer, der den stachelnden Spott des Widersachers sorgsam auffängt, damit das Maß bald voll liefe.

Allein die Reden des Jungen hetzten am Hohne vorbei. Er ritt den Todesritt über die Seebrücke, beichtete seine Sünden, schmähte die Gnadenmutter und versprach ihr alles Wachs des Klosterspeichers, dann tröstete er den Peppo und meinte:

»Leg dich ufs Stroh ... wir seind daheim ... die soll ihr Pfund Kerzlin han ... beid daheim und alls ist gut ...«

Das schlug die Zornflamme in den Augen des Rudi

Ochsner nieder. Er lümmelte abgewendet auf dem Tische und kaute an den Fingerknöcheln.

Alt- und Jungrudi glichen einander wie die beiden Kirchtürme zu Einsiedeln, aber auch die mußten durch Schiff und Gnadenkapelle geschieden sein, sonst hätte einer den andern erschlagen. Sie waren beide lang und sehnig. Ihre Augen lagen im Hinterhalt unter den starken Brauenbögen. Die Nase rückte ihnen freimütig aus dem Gesicht, an ihrem Ende leicht verdickt und ein wenig gespalten. Der Mund war schmal, zu beiden Seiten hing der Bart in langen, dünnen Spitzen nieder. Das nackte Kinn trug eine seichte Grube.

Seit der Junge mannbar war und auf der Willerzeller Kirchweih in Stein- und Stangenstoßen Sieger blieb, wühlte der Streit. Vom Hans, der aus dem Schärerblute der Mutter wuchs, konnte der Vater nichts anderes erwarten, als daß er seinen Mann packte, über die Schulter schwang, ihm alle Knochen knacken ließ und endlich doch ein Dankgebet abpreßte, wenn der Kopf gutgelenk am Nacken saß. Allein über den Jungrudi wäre der Alte auch nach der siegreichen Kilby gern Herr geblieben. So schwer er den eigenen Zorn bezwingen konnte, so bitter stellte er seinem Unband im Sohne nach. Die Familie wars gewohnt, beide Hähne auseinander zu halten. Sollte aber eine schwere Arbeit schnell getan sein, dann hetzten sie die beiden drauf. Keiner ließ den andern um einen Zoll zuvorkommen. Darnach waren sie ausgeronnen, und man konnte sticheln, die beiden lachten nur.

Bös schlug die Galle erst aus, als der fahrende Arzt Wilhelm Bombast von Hohenheim in den Oberstock des Ochsnerhauses eingezogen war und festsaß, da er sah, daß ihm die Gnadenmutter nicht allzusehr in die Kunst pfuschen wolle. Der Pilgerstrom trug alljährlich Sünden und veraltete Gebrechen, die nur mehr ein Wunder heilen konnte, tonnenweis am Ochsnerhause vorüber Einsiedeln zu, aber er führte auch reichliches Uebel mit, das nicht erst vor die Himmelskönigin gebracht werden konnte und nach eiliger Hilfe schrie. So erblühte dem kleinen, schmächtigen Heilmeister, der abgeschabt und ausgenommen an der Tüfelsbruck gelandet war, allmählich ansehlichere Fülle, und er verlangte darnach, den mühseligen Wanderjahren für immer ein Ende zu setzen. Er war kein Jüngling mehr.

Els Ochsnerin schien der Mutter nachgeraten, die aus der Art der Schärer schlug und zart und zierlich blieb. Wilhelm von Hohenheim nannte sie Elsula. Er verehrte ihr zu allen heiligen Zeiten irgend ein freundliches Angebinde, das stets kostbarer wurde.

Die Mutter gönnte es der Tochter, den Fährnissen des Liebeskampfes billig entronnen zu sein. Sie selbst hatte zag und gewandt, verheißend und herb sein müssen und manche Träne verschluckt, ehe sie den Rudi Ochsner an sich band. Herr Wilhelm war ein Mann von schlichter Zärtlichkeit, die weder Stachel noch Zaum brauchte. Und er stand trotz seiner stillen Art bald so weit im Ansehn, daß die Burschen ein Werbespiel um die Els Ochsnerin aufgaben, zumal sie an dem schüchternen Mädchen nie recht erwarmen konnten. Der

Vater überhörte geflissentlich das Gemunkel der beiden Frauen, und Hans vertraute dem Hausgenossen, der ihm einmal eine schwärende Wunde geschickt geheilt hatte.

Nur Jungrudi war eifersüchtig hinter der Schwester her. Er mochte nicht hören, daß der Schwabe die Els Ochsnerin ein wenig behäbig Elsula hieß. Die Ochsner, wiewohl Gottshausleute, also dem Kloster hörig, führten ihr Wappen. Die Mutter war freibürtig, sie stammte aus dem Geschlecht der Weßner, das weithin als eines der reichsten galt. Der fremde Arzt sollte nicht meinen, er brauche nur freundlich zuzulangen, da er ein Edelmann war. Sein Schwabenadel galt nicht mehr als das Ochsnerwappen.

Jungrudi hatte darauf gespannt, etliche kräftig versohlt und blutig behaubet heimzuschicken, die sich an der Els vergreifen würden. Da kam der Landfahrer, dessen Freundschaft keiner kannte, und warb mit einer Gelassenheit, als wisse er sein Gänslein über dem Feuer sorgsam gedreht und könne des Bratens sicher sein. Ueberdies führte er etliche gelehrte Bücher mit, denen man nur das Bewußtsein eines schwert- und spießgeübten Armes widersetzen konnte. Dazu gesellten sich in Zeiten streitlustigster Bereitschaft einige lateinische Sprüchlein, auf die es keine Antwort gab, weil sie unverstanden blieben, mochten sie sich noch so wohlfeil gehaben. Saß Jungrudi dann zornrot, doch kühl begossen, und zog an seinem Bart, als wolle er eitel Cicero aus ihm melken, lachte der alte Ochsner und schlug dem Arzt vertraulich auf die Schulter, als sei er seinerzeit mit Latein aufgesäugt worden. Das warf den Trotz des

Jungen in die gewohnte Richtung, es kam zu Worten, die nicht übersetzt zu werden brauchten; der Alte brannte auf, und Wilhelm von Hohenheim hatte seine Not um den Frieden. Jungrudi erreichte dabei das Gegenteil seiner Absicht, alle traten auf Herrn Wilhelms Seite, nur Els blieb unentschieden. Das machte den Bruder zäh.

Und an einem Novemberabend war Bombast müde heimgekommen und hatte sichs, da er niemand vorfand, im Ofenwinkel behaglich gemacht; draußen hing dicker Reif an den Gräsern. Er wartete auf das Abendbrot und nickte, von der Wärme wohlig umfangen, ein.

Nicht lange danach trat Els in den Gadem. Sie erschrak, als sie Bombast merkte. Er hatte die Hände über dem Bäuchlein gefaltet, seine Nase blies inbrünstig tief, wenn auch nicht schön, auf der Stirn und dem schütter bewachsenen Scheitel standen ihm Perlen.

Els Ochsnerin sah mit großen, ängstlichen Augen hinüber, sie drückte die Hände an die Brust. Das Herz schlug bang. Ihr war unheimlich zu Mut, sie wäre gern entlaufen, wagte aber keinen Schritt. Fast hätte sie geweint. Da fühlte sie das Kreuzlein unter den Fingern, das ihr Herr Wilhelm unlängst zum Sankt Elisabethentag verehrt und selber an dem zierlichen Kettlein um den Hals gehangen hatte. Els tastete über das leichte Geschmeide hin, als sei es eng und bedränge sie sehr, sie machte einen halben Versuch, das Kettlein abzustreifen, ließ es aber doch hängen und schlich gesenkten Kopfes, mit zuckenden Lippen, auf den Fußspitzen hinaus. Sie wollte den Tisch erst rüsten, wenn Bombast ausgeblasen habe.

Derweil kamen die Ochsner mit dem Marx aus dem Holze zurück und die Mutter von Einsiedeln herüber, wo sie seit Wochen die Klostermägde regierte.

Sie warfen sich über Hirsbrei, Brot und Käse; Els mußte mit dem Bierkrug flink aus dem Keller sein. Zunächst gabs nur ein Schlürfen, Löffeln, Kauen und Zurufe, wenn einer ohne End am Kruge hing, während des anderen Zunge noch am Gaumen klebte.

Die Mutter war rasch gesättigt, sie eilte ins Hauswesen, das tagsüber von der Els besorgt wurde, solange die Gottshauswochen dauerten. Und Wilhelm Bombast hatte sonst Tiegel, Pulverbüchslein und getrocknete Kräuter geholt, um neben dem Topf, darin die Viehkleie kochte, Heilwesen zu treiben, denn er war sein eigener Apotheker — an diesem Abende blieb er und erzählte von seinen schweren Wanderjahren. Die drei Ochsner saßen satt und müde und ließen ihn reden. Dann reckte der Hans seine langen Glieder, gähnte, zog sich hinüber auf die Ofenbank. Der alte Ochsner lehnte im Winkel, blinzelte halb schlafend, halb verwundert in das Lippenspiel des Arztes. Nur Jungrudi wurde wacher, denn er hörte eine eigene Weise aus Herrn Wilhelms Worten, und diese Weise gefiel ihm nicht. Eine Zeitlang ließ er das Rößlein des Arztes weiter traben und als er meinte, der Arzt sei genug erwarmt, sagte er, einem vom Adel stünde es schlecht an, für etlich Haller mit jedes Bauren Wasser zu liebäugeln, als sei's pfälzer Wein, und jedes hartleibigen Wanstes Hinterpförtchen lohnselig aufzuschließen.

Die Ochsner lachten. Bombast fragte betroffen:

»Ist der Jungrudi nit selbsten ein Baur?«

»Baur! Der Eidgnoß ist kein Baur nit nach Ürem Sinn. Die Händ sollen ihm vor Spieß und Schwert nit weich werden, darumb so pflüget er und häuet. Und loset indem er pflügt, ob nit die Sturmglock sich willt regen, ob nit ein Herr läßt die Trummel rühren unde sin Fähnli wehen. Das ist der Eidgnoß. Schwäbisch Bauren seind anders.«

Der alte Ochsner und Hans erwachten über Sturmglock, Werbetrommel und Fähnlein, den hellen Worten, die wie junger Wein heizten. Der Alte stand auf, er hatte seine Raufjahre noch immer nicht hinter sich.

»Stürmen, Trummeln, Fähnliwehen, freudig Ding! Gleichwohl — der Jungrudi darf nit entreisen. Der Florentiner soll glichwohl trummeln. Und der Jungrudi soll siner uf der Hut sin.«

Aber der verstummte über seinen Gedanken, ging auf und nieder, als habe er den Arzt vergessen. Und das gefiel dem Alten nicht. So schlug der Wind um, Herr Wilhelm strich die Segel.

Am andern Tag, als die Ochsner ins Holz wollten, rief er den Alten beiseite und brachte die Werbung um Els vor.

Rudi Ochsner tat erstaunt, als wüßte er nicht aus noch ein, und schaute verlegen auf den Arzt nieder, dessen Wangen vor innerer Erregung zitterten, dessen Augen müde und doch unruhevoll über die Talhänge glitten. Bombast hatte diese Nacht nicht geschlafen. Nach einem tauben Schweigen, das Herrn Wilhelm abkühlte, ärgerte, da er den Alten nach einem Umweg tasten sah,

wiewohl eine Befriedigung kaum verhehlt werden konnte, meinte Rudi Ochsner, das Anliegen käme gleichermaßen seiner Frau zu, die schon nach Einsiedeln fortgegangen sei. Auch stehe das Verdienst eines Arztes auf schwanken Brettern. Heiraten sei leicht, haushalten schwer. Und Heiraten wäre ein verdeckt Essen.

Zum Ungeschick kam Jungrudi aus dem Tor und hörte die Sprüche. Als der Vater ihn fortwies, gab der Jungrudi zornig zurück: um die Els Ochsnerin werbe man nicht wie um ein fahrend Weib auf der Landstraße. Es sei auch nicht Brauch, daß einer selber käme.

Der Alte hoffte dabei aus seiner ungelenken Lage zu kommen und murmelte:

»Suchet ein' Fürsprech, Herr Wilhelm, der soll mir willkummen sin, der wird Bescheid erlangen.«

»So bin ich Euch nit genug.«

»Ihr seid in fremdem Land.«

»Wohl. Das schmerzet mich zur Stund.«

Er ging ins Haus zurück und die beiden Ochsner gerieten aneinander. Den Alten wurmte sein schwerfälliges Wesen, der Junge meinte eine gute Gelegenheit vertan zu haben, wo er dem Schwaben hätte gründlich beikommen können. Ihr Unmut entlud sich in erprobten Flüchen, die einem das Herz schon flügge machen konnten. Die knurrenden Stimmen folgten Bombast nach.

Lange saß er in seiner Kammer. Es war ihm, als flösse sein Leben an ihm vorbei, ein gleichmütig verrauschendes Wässerlein. Und er spähte durch die Wellen,

ob nicht ein Goldkorn Glückes unter dem Geschiebe des Alltags verborgen läge, sein Blick überflog das Gerinne und suchte nach einer bunten Blume, die vorübertanzen möchte. Aber er sah nur, daß sein Leben arm an Liebe war. Kopfhängerisch stieg er hinunter, sein Maultier, das Schwabenjörgeli, zu satteln, denn er mußte zu den Frauen in der Au.

Beim Brunnen vor dem Ochsnerhause wusch Els den Melkeimer. Da trat er zu ihr hin und sagte:

»Jungfrau, wollt Ihr mein Weib sein? – Mein Leben ist nit freventlich vertan worden. Ein ehrlich Arbeit und gute Kunst stehet hinter mir. Dannocht weiß ich kein Herz nit, das meiner sich erbarmet, so Gott seine Hand auf mich wollt legen. Ich hab kein Heimat nit und mir banget darnach. Seid gut zu mir, Els Ochsnerin, ich will mit Euch teilen, was Gott mir schickt, Freud und Not, und Ihr sollt an mir ein treuen Gesellen han.«

Els war blaß und zitterte wie ein Schneeglöcklein im Winde, aber sie sah aus seinen Augen eine klare, warme Seele brechen. Also wurde ihr Herz von dem Unfrieden der letzten Tage frei. Sie reichte dem Bombast von Hohenheim ihre Hand und sagte:

»Ich will gut sin zu Üch, Herr Wilhelm.«

Er umfing seine Braut und küßte ihr Stirn und Mund.

Sie ging dann schweigend neben dem Maultier eine Weile her, Bombast hielt ihre Hand in der seinen. Auf der Höhe blieb sie zurück und winkte ihm nach. Die Luft war rein, das Moor gegen Einsiedeln zu lag unter

schimmerndem Reif. Als sie sein Gesicht nicht mehr erkennen konnte, kniete sie nieder und betete zur Gnadenmutter für den stillen Mann. Er hatte ihrem Leben ein Ziel gewiesen, da er sie um seine Heimat bat. Und sie wurde ihres Lebens froh.

Von dem Pfleger des Stifts, Herrn Diebold von Geroldseck, heischte Bombast Beistand. Der freimütige Herr, der nachmals Ulrich Zwingli auf die Kanzel von Einsiedeln berufen hat und dem Reformator späterhin in der Lehre nachgefolgt ist, sagte dem Arzte wohlgeneigt zu.

Um Fastnacht hielten sie Beilager im Ochsnerhause. Und am andern Morgen führten sie Braut und Bräutigam in stattlichem Zuge zum Meinradskirchlein auf der Paßhöhe.

In dieser Nacht, da Gäste und Hausleute, von Wein und Bier beschwert, in den Betten, auf Stroh und Heu, etliche auch auf dem duftenden Reisig des Estrichs ruhten, entwich Jungrudi nach Zürich, wo des Florentiner Werbeleute lagen.

Der Alte konnte ihm, als er den Rausch ausgeschlafen hatte, nur mehr nachfluchen. Er schwor, den Entlaufenen nicht wieder unter seinem Dache zu dulden. —

Und nun, nach zwei Jahren, war Jungrudi mit der letzten verbissenen Kraft seines harten Schwyzerwillens heimgekrochen. Er füllte den niedrigen Gadem mit seiner keuchenden Stimme, daß ihre Herzen alle zitterten.

Als der Vater, von des Sohnes Elend gebändigt, zusammengesunken war, trug Hans den Bruder auf die Ofenbank. Els lief um Wein, die Mutter raffte aus

der Truhe altes Linnen. Der Knecht hatte das Geflüster der Frauen verstanden, er drang durch das Unwetter Herrn Wilhelm entgegen.

Und während die Mutter Jungrudis glühende Brust und den brennenden Kopf mit Wein wusch, trat Els unruhevoll immer wieder vors Tor und lauschte in die Nacht. Der Hans barg des Bruders Gut in einem Winkel, trug der Els Holz zu, holte Schnee und mengte ihn unter den Wein.

Jungrudi erkannte die Mutter nicht. Die Kühlung tat ihm wohl, er sog den säuerlichen Duft gierig ein und lächelte. Er wähnte, daß die gefälligen Mägde einer Badestube ergötzlich mit ihm umgingen. So brodelte er nackte Redensarten, und seine Mutter deckte sie mit hastigen Gebeten zu. Er winkte ihr, wollte sie fassen. Die Mutter beneidete, von Scham und Verzweiflung gemartert, die schmerzensreiche Maria um ihre Leiden. Und doch tauchte sie den Lappen wieder in den Wein und kühlte ihres Kindes Fieber.

Der Hans trat erst hinzu, als er die Not der Mutter nicht mehr aushielt. Er rüttelte den Bruder.

›Rudi! Wach uf, Kerl! Die Mutter!‹

Der elend sieche Teufel lachte und lallte:

›Weg dine säuischen Hüf! Gang miner müßig, Heini Stoll! Vergunnst eim das Mensch nit? Die streichet und zwacket mich wohl ... wills widerstreichen uf Schwyzer Art!‹

Die Mutter ließ schluchzend das Linnen fallen, sie deckte mit ihren zitternden Händen das Gesicht. Der

Vater war langsam aufgestanden. Er war weiß vor Wut, sein Mund klaffte, der Hans wich ihm aus.

Er ging zur Ofenbank, packte den Jungrudi am Koller und den faltigen Hosen, schwang ihn auf die Achsel und wollte gegen die Tür. Die Mutter hing sich an den Mann. Rudi Ochsner stieß sie weg, seine Augen lähmten sie. Der Hans folgte mit halberhobenen Armen, bereit, beide, Vater und Bruder, aufzufangen. Der Alte tappte unter seiner Last weiter.

Da erschlafften die Arme und Beine Jungrudis, der wild um sich geschlagen hatte. Sein Kopf fiel röchelnd auf des Vaters Brust.

Die Mutter schrie, sie stürzte sich auf den Mann, drängte ihn zurück. Hans riß ihm den Bruder aus den Armen.

Els lief ans Tor, sie hatte Hohenheim gehört. Die Mutter wankte ihm mit einer unsäglichen Gebärde entgegen. Els öffnete die Ledertasche so schnell sie konnte. Der Hans saß auf einem Stuhl und hielt den Bruder auf den Knien.

Bombast fühlte den Puls. Sie brachten ein Schaff. Er ließ dem Sterbenden die salva tellam der Rechten, aber das Blut schoß nicht mehr in einem freudigen Strahl aus der Wunde, sondern tröpfelte matt von den Fingern.

Er goß aus einem Fläschchen auf die hohle Hand, rieb Jungrudis Schläfe, hielt des Fläschchens Mund an die schwer schnaufende Nase. Ein scharfer Duft durchdrang den Gadem.

Dann verband er die Hand und schlug die Schläfenader.

Das Blut floß kräftiger. Jungrudi seufzte tief. Er öffnete die Augen und ließ sie über die vorgebeugten Gesichter irren. Die Finger seiner linken Hand spreizten sich, als wollte er etwas fassen. Er ballte die Hand und murmelte:

»Mutter ... Els ...«

Dann sank die Brust rasselnd ein, das Blut stockte. Wilhelm Bombast, der Jungrudis Kopf hielt, legte seine Hand über die gebrochenen Augen und schob die Lider zu.

Die Mutter nahm den Kopf auf ihren Arm und wischte das Blut von Wange und Schläfe. Sie weinte leise. Els war von Hohenheim gestützt, beide blieben still bei der Mutter. Der Hans rührte sich nicht, er schaute nur die Mutter an.

Sie küßte die erkaltende Stirn. Ihre Augen suchten den Mann. Der lehnte abgewandt an der Tür, die Fäuste ineinander gepreßt, vor die stoßende Brust gestemmt. Er kämpfte wie ein getroffener Eber, der seine Wunde aufwühlt, während er das Eisen abzuwetzen strebt. Sie sollten nicht wissen, daß ihm ein Schrei hinter den Zähnen stand, der ihn fast erstickte.

Die Frau kannte seine Not. Sie rief ihn:

»Rudi, kumm zu ihm ... Rudi, er war noch daheim, eh dann er fort ist!«

Der alte Ochsner schleppte steif hin, legte eine Hand auf die Schulter des Weibes. Sie nahm seine Hand und legte sie auf die Stirn des toten Sohnes.

Sie sagte nur:

»Der ist din Ebenbild gewest, Mann.«

Aber eine Last von Liebe und Kummer lag auf jedem ihrer Worte, daß der alte Ochsner seinen Nacken beugte, bis sein Gesicht die Brust des Toten berührte.

Als er sich erhob und das Weib ansah, drang es ihm stoßweis durch die Zähne:

»... Mutter ... Mutter ... ich nimm ihn vor Gott uf mich!«

Dann rannte er hinaus. Ließ den Schnee ins Gesicht jagen. Hetzte über die Meinradsklause. Talab durch den Etzelwald. Als müsse er dem sterbenden Sohne entgegen, ihn vom Pferd heben, auf den Armen heimtragen. Erst ober Pfäffikon wurde er seiner selbst gewahr. Der Schweiß rann ihm vom Gesicht und die Brust nieder. Er dachte des Weibes bei dem Toten. Vor Reue und Schmerz zerriß er seinen Wams und kletterte den Pilgerweg zurück. Es schlug ihm bis in den Hals, er fühlte kein Ermatten. Als müsse es der Tote ansehen und müsse die Buße gut aufnehmen für alle Härte und dafür, daß ihn der Vater hat auf die Straße werfen wollen, als er im Sterben gelegen war.

Droben vor der Pforte des Meinradkirchleins fiel der alte Ochsner in die Knie. Er fand kein Gebet, aber er schlug die Stirn gegen die Tür und war demütig wie nie in seinem Leben.

Als sein härtester Drang verpulst war, hörte er die Rufe des Hans. Er gab kräftig Widerlaut und ging den Rufen nach. Mit seinen gleichmäßigen Schritten

durchkreuzte er die Schweigwies über den verschneiten Spuren des Jungrudi. —

Das Tor war vom Hans offen gelassen. Als Rudi Ochsner eintrat, schallte ihm vom Oberstock herab ein langer, heller Schrei entgegen. Er blieb, den Zapfen des Riegels in der Hand, stehen; er lauschte mit verhaltenem Atem.

Der Schrei, der lange, helle Schrei, der wie ein Herold in Scharlach einhergeht!

Wann wieder!

Die Heroldsrufe müssen tiefer, hastiger, mächtiger werden ... statt Scharlach sollen sie dunklen Purpur tragen ... dann wird die Majestät des neuen Lebens durch die Todespforte brechen.

Alle werden ihr dienen.

Hell und heiß, der neue Schrei, wie das flammende Leben!

Der alte Ochsner zitterte vor Freude, er trat ein.

Zwei Bänke waren zusammengerückt, Reisig darübergebreitet. Jungrudi Ochsner lag auf dem Reisig hingestreckt. Die Knie stachen knöchern aus den faltigen Hosen, die ihm einst prall am kraftvollen Bein gelegen waren. Die dürren Totenfinger umkrallten den Griff des Schweizerschwertes, das über dem langen Körper ruhte. Unter den Kopf hatten sie den Sattel geschoben.

Der Hans saß ruhig beim Tisch, er löffelte und kaute. Er hatte den Toten betten müssen, da der Mutter und dem Schwager bald nachher die Els zugefallen war. Er hatte den Vater gegen Einsiedeln zu gesucht; und erst, als der Alte Widerlaut gegeben hatte, war er aus

allem Sturm unter Dach und Fach gekommen. Auf dem Tische war noch der kalte Brei gestanden, das Brot daneben gelegen. Er hatte nicht lange zu suchen brauchen. Ein Wolfshunger hat ihn angefallen.

Hans Ochsner sah kaum auf.

»Währets mit der Els schon etlich Zit?«

»Nit lang nach ihm.«

Rudi Ochsner nahm den Krug und trank. Dann streifte er sein nasses Wams ab und hing es neben Jungrudis Mantel über das Ofeneck.

Eine Weile stand er bei dem Toten. Er sah, daß ihm die feuchten Haare über die angeschlagene Schläfenader gestrichen waren, das hatte noch die Mutter getan. Und auch zwischen ihm und dem Jungrudi war es still geworden.

Da zitterte ein neuer Schrei durch die Gadendecke nieder. Rudi Ochsner zog den roten Reitermantel vom Ofeneck; noch war er naß und schwer, die Haare des Rauchwerks klebten noch. Er breitete den Mantel über den starren Mann und bedeckte das kalte, blasse Gesicht. Der alte Streit war erstickt. Der Schrei des Lebens sollte den Todesfrieden nicht bedrängen.

Rudi Ochsner ging auf und nieder. Er zählte und lauschte. Er zählte die tröpfelnde Zeit von Ansturm zu Ansturm wie damals, als der Hans gekommen war. Er dachte an sein blasses junges Weib unter der Allgewalt des Lebens. Sie hatte sich im Sturm der Wehen das blonde Haar gerauft, da war er neben sie hingekniet und hatte seinen Kopf geboten, daß sie ihr Haar schone und er teil habe am Schmerz. Sie hatte ihn fortgestoßen,

in dieser Stunde war sie nicht sein, sie gehörte der Allgewalt. Von den Weibern war er schmählich aus der Kammer geschoben worden, aber davor stehen geblieben. Er hatte für sein Teil mitgerungen.

Der Hans brach geräuschvoll auf. Er war gesättigt und hatte seine Weile dem natürlichen Gang der Dinge da droben zugehört. Ein übriges tat er noch. Er schneuzte den Docht, schlurfte zum Ofen hinüber und lud ihn voll Wurzel.

Als er vorbeiging, faßte er einen Zipfel des roten Reitermantels und besah das feine Tuch, den schimmernden Atlas, die kostbare Pelzverbrämung. Es focht ihn der Gedanke an, daß er noch weit stattlicher heimkehren würde, denn er konnte in Doppelsold stehen, er galt gut für anderthalb.

Wo sich der Jungrudi den Tod geholt hatte? Aber der Tod! Hat er einen, so weiß keiner was von ihm und der Sankt Peter ist den Schwyzern gnädig. Hat einen der Tod nicht, so glaubt jeder an sein ewiges Leben. Der Jungrudi hat zu aller Letzt dran geglaubt, das war zu hören. Der Jungrudi hat auch allezeit gewußt, wo ihm der Wind das beste Futter zusammentreibt. Standgehalten hat er dem Alten doch. Was sollen die Ochsner bei Melkeimer und Käskessel grau und bitter werden, es mit der Angst kriegen, wenn ihre Weiber niederkommen!

Hans Ochsner stellte sich dem Vater in den Weg und wies auf des Bruders Kriegsgut.

»Ein guter Zug in zween schnellen Jahrn.«

Der Alte sah ihm hinter die Brauen, er witterte das

Herz des Jungen und seine Augen blitzten. Er nahm den Hans beim Arm und zog ihn zum Jungrudi. Dort hob er den Mantel vom Totengesicht.

»Als och ein guter Zug vor die zween Jahr.«

»Muß nit ein jeder vertun.«

»Achthundert müssend verlorn sin, einer wird der Ritter Hans Waldmann ze Zürch. Achthundert han der Ritter Hans Waldmann ze Zürch werden wöllen. Wohl – der ist din Götti gewest, wil er noch Einsidleramman war. Dri alt Plappart hat er dir inbunden ze diner Tauf und hat ein Schwyzerart dazu verehrt. Sin eigen Namen hat er dir vor unsern Ochsnernamen gesatzt. Unde am Sant Vinzenzitag vor vier Jahrn seind wir hinüber uf Zürch, wil uns der Klaus Weßner ein Histori hat gebracht, die war nit schön. Am Tag nach Sant Vinzenzi seind du und ich, beid, unter dem Gerüst uf des Hegenauer Matten gestanden, da habend sie dem zermarterten Götti sin Kopf vor die Füß gelegt. Was nütz, daß sie den Göldi, den Schwend, den Escher und die andern ein hürnen Rat heißend, dem Hans Waldmann kunnten sie sin Kopf nit meh ufstecken. Und ist ein früdiger Herr gewest! Ihrer fünf Hans Ochsner kunnten ihm nit glichtun.«

»Muß einer auch kein Ritter Hans Waldmann sin wöllen.«

»Unser Els! Hans, das Leben hanget ihr an eim Haar. Dort liegt der Jungrudi. Willtu din Vater und Mutter beid umb etlichs kamelotten Gewand, ein atlassen Mäntli und ein Beutel Florentiner verraten?«

»Ist nit Gewand und Geld, Rudi Ochsner. Das

treibt, ist Blut. Das willt eim nit fur werden und abstahn.«

»Dann solltu Gott bitten, daß er dem Kaiser sin Gelust verhärt, und der Eidgnoß bald stürmen hört. Du sollt din Blut vor die gerecht und bündisch Sach usgießn. Nit umb fremdes Geld vergiften und vertun als din Bruder. – Sie werdend ihm kein ehrlichs Grab nit gunnen.«

»Ei, die und kein ehrlichs Grab vergunnen! Lupf allein des Jungrudi Beutel!«

»Der Herr Diebold ist nit nach der Art.«

»Der ander deſt mehr.«

»Hans, gib din ehrlichs Wort, du mügest nit reisen! Alls Gut, dort im Winkel, ist din.«

Der Hans stand unschlüssig. Er blinzelte auf das Gut des Bruders hinüber und sah auf das Totengesicht nieder. Der Jungrudi war halbtot heimgekrochen. Das muß elend, das muß teufelselend gewesen sein. Warum ist er nicht geblieben? Er war kein windiger Gauch mehr und hatte zu leben. Dem Alten das Geld vor die Füß zu werfen? So einen kindischen Trotz hat der Jungrudi nicht getragen.

Der Hans strich über den Bart, dann schlug er dem Vater auf die Schulter.

»Ist wohl, Rudi Ochsner, wir möchtends erwarten. Viellicht so stürmend sie bald!«

Er ging gelassen durch die Gademtür, die Treppe krachte gleichmäßig unter seinen Tritten.

Der alte Ochsner wußte, wem das Wort des Hans zu danken war. Er bedeckte den Toten wieder.

»Hast du ehender sterben müssen, auf daß din Art den guten Laut sollet finden? Du hast vergeben, als will ich dir getrü sin.«

Er hielt im Gadem Wacht und war doch mit ganzer Seele droben bei dem Kinde, das nach Erlösung schrie. Seine Hände hatte er vor der Brust gefaltet, indem er auf und nieder ging. Nie noch war er vom inneren Leben so mächtig bis an seines Wesens Rand erfüllt. Er flüsterte:

»Du bist nit allein, Jungrudi. Och du nit, Els. Wir müssend all ersterben, uns hingeben, daß wir ein Laut gewinnen und ein Brucken. Wir wöllend all entbunden sin. Ach, daß es als bitter drängt und keiner den andern kann umbfahen und halten, es sije dann, er stürb sin eignen Tod! Kunnt einer dem Felsstein glichen, ihm wär wohl! Der ruhet in des Etzeln Schoß unde ist in ihm bschlossen ...«

Er blieb stehen, lauschte seinen Worten nach. Sie kamen ihm fremd und sonderbar vor. Er sah um sich, als könne er all das, was unbeachtet eingelebt sein Eigen war, nicht wiedererkennen. Und aus der Stille hörte er die Sihl. Er war über das Rauschen tief verwundert, das sein lebelang ungehört an ihm vorbeigezogen war.

»... ist in ihm bschlossen,« wiederholte er. »Und die Sihl ...? Das Wasser all, das us dem Felsstein bricht ...? Och der Fels tuet ihn selbsten uf! Muß ihn selbsten geben!«

Da gellte der unbändige, wilde Schrei der Erlösung durch das Haus.

Rudi Ochsner ballte die Fäuste vor der Brust, sein

Gesicht war zur Decke gewendet, die Lippen zitterten, seine Augen glänzten.

»... ist nit bschlossen! Keins ist bschlossen! Els, du hasts tan! Und als och der Jungrudi hats vollbracht! Und wir müssend es all tun und uns geben.«

Er war fröhlich wie ein Schlucker, der unversehens den Goldschatz unter seiner morschen Schwelle findet. Er rannte die Gademtür gegen die Flurwand und sprang die Treppe hinauf, als sei er seiner Jahre um die Hälfte ledig. Erst droben sammelte er seine sieben Schicklichkeiten und Alterswürden, damit er das Enkelkind gebührlich empfange.

Die Els lag blaß und lächelnd, ihre Augen waren weit, trunken vor Freude und Frieden. Hohenheim trocknete ihre Stirn und tastete zu ihren Händen hin, die matt auf der Brust lagen. Er streichelte ihre Hände und hauchte sie warm.

Die Großmutter trug das krächzende Bündlein zu dem Bottich, prüfte sorgsam mit dem Ellenbogen, fand das Wasser zu kalt.

»Hol warms Wasser, Rudi! Nimm ihr den Stein usm Bett und bring den heißen!«

»Ist es wohlgeschickt und vollkommen, Mutter?«

»Wohlgeraten ... ein Bübli!«

»Also seind wir in Gottes Namen wieder all!«

Er nahm die Holzkanne und den Wärmestein, der in Laken gewickelt zu Füßen der Els lag, und polterte hinunter.

Dem Kleinen wurde nicht Holdermuß noch Weidensud von der Großmutter, die ihm auch Wehemutter

geworden war, ins Bad gegossen, und Wilhelm von Hohenheim vergaß einen blanken Pfennig hineinzuwerfen. Das Kind war eilig gewesen, es blieb kaum Zeit, die Wochenstube zu rüsten.

Allein das Jahr stand vor Weihnachten und der Kleine hatte einen beträchtlichen Schädel mitgebracht. Also legte ihn die Großmutter, während Rudi Ochsner um Wasser lief, schnell unter die Stubenbank, daß er nicht geistersichtig werde.

Wenn später der Sohn des Hohenheim dennoch manch üblen Geist sah, an dem die Leute unter staubwedelnder Reverenz vorübergingen, meinend einem Großhansen zu begegnen, so war die Eilfertigkeit des alten Ochsner daran schuld. Der kam rasch zurück, das Wasser sollte nicht verkühlen; die Großmutter mußte das Kindlein unter der Bank hervorziehen.

Im warmen Wasser erholte sich das junge Leben von der Unbill seiner neuen Welt.

Man hatte ja kein Glückshäutlein abzuwaschen, brauchte aber auch kein verdächtiges Mal mit Mutterblut zu betupfen, daß der Satan daraus wiche. Im ganzen konnte man zufrieden sein.

Der kleine Hohenheim kniff die Aeuglein zu, als die Wärme über den verdrückten Birnschädel und das runzelige Gesichtlein rieselte. Es hing ein winziger Körper daran, der gleichwohl kräftig nach Atem rang.

Er begriff sofort, da die Großmutter mit dem linden Tüchlein zwischen seine Lippen fuhr, daß diese neue Welt nicht hoffnungslos aus Drang und Zwang und eisiger Kälte bestehe, sondern auch einen freundlicheren

Inhalt haben mochte. Er sog sich an dem Lappen fest, und seine Wehemutter lachte unter Tränen.

Der kleine Bombast konnte diesen ersten Lappen nicht behaupten, allein er blieb im Vertrauen auf die neue Welt unbeirrt, steckte den Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten in den Mund und saugte so kräftig, daß es auch Vater, Mutter und Großvater hörten und alle einsahen, er werde sich jeweils zu helfen wissen. Mit gleicher Entschlossenheit entdeckte und gebrauchte er sein kurzes, schnüffelndes Rüsselchen, als man ihn warmgewickelt der Mutterbrust nahebrachte. Er umwitterte eifriger bewegt, als es der hilfbereiten Hand der Mutter schicklich fiel, die treue Quelle seines Lebens und fand eigenmächtig, was er suchte und woran er zunächst festhalten wollte.

So gab er schon in seinen ersten Stunden durch ein beherztes Wesen den wenigen, die auf ihn sahen, Linderung ihrer heimlichen Schmerzen und ein Aufatmen.

Noch war die Mitternacht nicht über den Etzel gestiegen, da ruhte das Ochsnerhaus an der Teufelsbruck von den inneren Stürmen aus. Es lag in wacher Ruhe, die nach den Stürmen kommt und Leiber bindet, Herzen aber lauschend hält.

Das Ochsnerhaus kauerte treu geduckt am Rande der Sihlschlucht, wie ein Vogel in der Nacht über seinen Jungen kauert und Federn und Flügel sträubt. Es zitterte nur leise und knarrte in den Fugen, während das Unwetter von allen Seiten ansprang. Und das Dach

spannte mit verhaltenem Krachen seine Streben der Schneelast entgegen.

Im Oberstocke bei dem Kinde und seinen Eltern, im Gadem zur ebenen Erde, wo das erstarrte Herz unter dem Schweizerschwert lag, spann je ein Lämpchen seine Strahlen durch die Nacht und schaukelte leicht die leuchtende Zunge in der Zugluft.

Der alte Ochsner saß auf und hielt Totenwacht. Er hatte sein Weib, das vor Müdigkeit des Leibes und der Seele wankte, über die Stiege mehr tragen als führen müssen. Vor Jungrudi war ihr Herz noch einmal aufgebrochen, aber er hatte sie gehalten und verhindert, daß sie sich über den Toten warf.

»Schenk ihm die Ruh.«

»Rudi, hast din Frieden gesucht ... draußen ...«

»Alls ist still, Mutter. Kumm, du sollt dich legen. Ich will siner Ruh hüten.«

Er leitete sie in die Kammer, die neben dem Gadem lag, und saß dann stillbewegt von dem Gefühle, alle die Seinen bei sich zu haben und für sie zu leben. Es rauschten in seiner Brust die sonderbaren Stimmen nach, die ihn auf dem Bußweg über die Klause begleitet hatten, die ihn dann überschrien und fortgerissen hatten, als er mit dem Toten allein war. Er wußte, daß ihm hinfort die Träumer und ihre Reden, die hie und da aus dem Strome der Pilger aufklangen wie ein fremdes Geläute, nicht mehr des Spottes schuldig scheinen würden.

Schlafet alle. Der neue Tag wird den Zauber sprengen. Was tot ist, wird verwehen. Was lebt, wird vergessen und der nächsten Not dienen. Von der Hand zum Mund, das ist der Weg des Tages. Was jenseits der Zähne liegt, das will der Tag nicht sehen.

Schlafet alle. Es lebt ein Leben, das neben dem Weg des Tages einhergeht, neben mir und dir und jedem. Durch die Nacht schleicht es mit leisen Sohlen und überwacht den Tag.

Schlafet alle und gebt Raum den Tiefen der Nacht, die in uns ruht.

Erste Schritte

Die Tage deckten ihre weiße und blaue Glocke über das Menschenreich, die Unendlichkeit der Nächte lüftete den wehenden Schleier oder verbarg ihr wunderliches Gesicht dahinter. Und die Leute redeten von den fünf Pflugarbeiten, jedesmal wenn die Zeit kam. Im Frühjahr vom Saatpflügen auf dem Haferfeld, im Mai vom Brachen, im Juli vom Rühren, im Herbstmond vom Werfen der Stoppeln und im Weinmond vom Felgen des Korngrundes. Das waren Leute von den freundlichen Seeufern, denen die Sihl nachstrebt, ohne sie jemals zu erreichen, denn sie vermengt sich mit der brausenden Limat im Rücken von Zürich. Die Seeleute wußten noch andere Jahreszeiten und brauchten nicht gerade nach dem Pflügen zu zählen. Sie redeten vom Schneiden, Sticken, Gärten, vom Hacken, Heften, Rauchfelgen, Zwicken und Lesen. Dann meinten sie den Wein, dessen säuerliche Glut sie aus grüngelben Beeren herbsteten. Aber auch über Aalrute, Aesche, Barbe, Barsch, Schlei und Gründling, über Reusen, Angeln, Stecheisen ging die Unterhaltung in den Wirts- und Wohnstuben. Das Vieh kam nur nebenher zur Sprache. Weit öfter das Fährwesen, und damit lenkten die Worte ab gegen Richterswil und bergan der lieben Fraue von Einsiedeln zu.

Dort, im Hochtal der Sihl, wechselten wohl auch Hafer, Brache und Roggen auf dem lockeren Rottland an den Bergsäumen, aber die breite Talsohle füllte ein

moorsatter Grund und der brachte hartes, saures Futter. Nur auf den Hängen der Sihl und den kurzen Bodenwellen, die aus dem Hochmoor tauchten, wuchs fettere Weide, die auch Heu genug für den Winter gab, obwohl sie einschürig blieb. Ueber die Wiesenhänge schritt das Jahr in drei Gezeiten: bis Walburgis im Mai währte der Weidetrieb, dann wuchsen Gräser und Kräuter der Sichel entgegen und Sankt Bartholomäustag brachte wieder Rinder und Schafe auf das kurze Grün. Demgemäß sprachen die Leute des Hochtals vom Gras, Rind und Schaf. Vom Walde aber redeten sie schon, wenn die Sonne kaum den letzten Schnee weggeschmolzen hatte. Sie dachten zu dieser Zeit nur an den Wald am Fuße der Höhen, wo Buchen wuchsen, während die Kämme vom dunklen, unfruchtbaren Nadelholz bestanden waren. Dorthin, in den Ecker am Fuße der Höhen, trieben sie die zarten Märzschweine zur Aufzucht, doch mußte ein neuer Eintrieb um Sankt Johannistag beschlossen sein. Gegen den Herbst zu, wenn die Buchen ihre zottigen Fruchtbecher öffneten und den Ecker streuten, kamen die alten Schweine zur Mast, nach Sankt Michael jedoch nur mehr die Sauen. Ehe der Schnee fiel, das geschah meist vor Sankt Elisabeth, ritt ein Klosterschöff die Runde und man erwartete ihn. Er raffte einen Fäustling Walderde auf, dort wo das Schwein nicht zu oft und nicht zu selten gewühlt hatte, und schätzte den Ecker. Danach fiel dann der Einlaßzins auf den Kopf des Schweins.

Ueber diesen kleinen Tierkreis, der das Firmament der Gottshausleute umschloß, schwang eine bedeut-

samere Zeitenfolge, die nach dem Haushalte der Gottesmutter zu Einsiedeln geregelt wurde. Alle sieben Jahre gipfelte der Gnadenstern des großen Engelweihfestes und schüttete seine Ablaßgarben über die Pilger nieder, deren viel hundert die Gnadenkapelle umschwärmten. Aber auch in den sechs andern Jahren lief die Mühle nicht leer. Wenn nun ein Anwesen, wie das der Ochsner, an einem ihrer Hauptgänge lag und die Freiheit besaß, zu Zeiten der Pilgerflut das Rädlein auszustecken, um den Schmachtenden ein freundliches Ziel für ihres Leibes Durst und Hunger zu weisen, dann gab es dort noch andere Zeiten und Sorgen als die der sechs Kühe, der vierzehn Schafe und zweiundzwanzig Schweine.

Während das Ochsnerhaus unter dem Zeichen des Rädleins stand, war Wilhelm von Hohenheim zum erstenmal eingekehrt und hatte den günstigen Stern wahrgenommen; und während das Ochsnerhaus das Rädlein noch trug, sollte der jüngste Bombast entwöhnt werden, nachdem er sein menschliches Antlitz aus einem Zustand entwickelt hatte, der eher dem Hutzelobst der Großmutter glich als dem Ebenbild Gottes. Doch die Mutter wußte für sich und den Kleinen noch etliche Wochen der zärtlichen Hingabe abzuschmeicheln, obwohl ihre Kräfte dem Liebesopfer kaum gewachsen waren.

Er trug einen Namen, über den alle Ochsner, Weßner und Schärer nicht wenig erstaunten, als sie ihn zum ersten Male hörten.

Am schnellsten fanden sich noch die Els und der Rudi Ochsner drein. Die Els, weil sie dem Manne vertraute,

und der Alte, weil er seit jener Nacht manchem mißtraute, worüber die andern behäbig wurden. Die Großmutter blieb besorgt. Sie fühlte, daß der sonderbare Name den adeligen Stamm des Kindes betone. Er klang wie eine Minderung des mütterlichen Blutes. Sie fürchtete für den jüngsten Bombast, weil ein guter Eidgenoß allem feindselig begegnet, was nach Ritterharnisch klirrt. Also auch Hans Ochsner, der auf das zarte Knäblein wies und meinte:

»Sehet zu, es möcht ihn sunst einer us den Windlen blasen, so er ihn bi dem Namen ruft.«

Darauf sagte der Vater:

»Es wird nit eins jeden Manns Gewicht auf der Metzig gewogen.«

Und der Hans:

»Sollichs ist zur Stund ein Glück vor den Metzger.«

Aber der Hans redete rauher als er tat. Er stand zuweilen an dem Körblein und schaute eratmend auf den tiefen Kinderschlaf nieder, wie man in die Ewigkeit der Berge blickt, denn auf dem Schlaf der Kleinen ruht gleichermaßen ein Schimmer der Ewigkeit.

Die Weßner schüttelten ihre fetten Köpfe und die Schärer nicht minder, sie zuckten die Achseln und zwinkerten einander heimlich zu. Nur der Klaus Weßner, dem die Angelegenheit naheging, weil er das Büblein aus der Taufe heben sollte, ließ satteln und ritt spornstreichs hinüber nach Einsiedeln. Er konnte sich nicht von dem schwäbischen Arzte, der unter die Ochsner hineingeschneit war, zum Fatzmann machen lassen und wollte wenigstens der Würdigkeit des Heiligen ver-

sichert sein, nach dem das Patkind heißen sollte. Daß ihn der Propst und Pfleger, Herr Diebold, und, wenn er darauf bestand, auch der Fürstabt, Herr Konrad, wohlgeneigt empfangen würden, dessen war er sicher. Mit dem Kloster stand es trotz aller himmlischer Gnaden nicht glänzend, und Klaus mußte zu Zeiten der Engelweihe das Marmelschloß seiner Geldkiste aufspringen lassen, sonst wäre das einträgliche Fest manchmal übel eingeleitet gewesen.

Herr Diebold empfing ihn mit freundlicher Hast, er bedurfte gerade kein Geld. Aber der erhitzte Klaus Weßner wurde dringlich und zeigte durchaus die unbefangene Art des klügeren Wirtes. Er war nicht damit abgetan, als der Propst versicherte, einen heiligen Theophrast gäbe es in keiner Litanei; Klaus wünschte, daß irgend etwas Schriftliches eingesehen werde. Schwarz auf weiß, das war guter Grund. Herr Diebold gab nach und fuhr mit dem Finger über etliche Pergamentblätter. Klaus sah scharf darauf, daß der Finger keine Zeile übersprang, er wollte seiner Sache vor Hohenheim gewiß werden, und selber lesen konnte er nicht.

Die Allerheiligenlitanei behielt recht; in der alleinseligmachenden Kirche lebte kein Theophrast, weder unter den Heiligen noch unter den Ketzern.

Aber Klaus blieb ungestillt. Er fragte, was der verdächtige Name eigentlich bedeute, denn auf Schwyzer Boden war er unerhört. Herr Diebold fand sich aufs peinlichste bedrängt.

»Wer viel fraget, geht also viel irre, Klaus Weßner.«

»Allein darin hanget des ohnschuldgen Kindli See-

lenheil, daß ihm ein getrüer Fürbitter werd. Dann soll ihm zum jungisten Tag nit jedlicher Fürbitter von der Hand wisen und fragen: nach welichen heißest du, daß er dich für Gott kunnt us dem Drecke ziehn, darin din arm Seel steckt.«

»Item, lieber Weßner, wir habend bewiesen, daß es kein heiligen Theophrastum nit gibt. — Der selig Markgraf zu Brandenburg ward also och Achill geheißen und sin Sohn wird Cicero genennt. Hat glichermaßen niemalen ein heiliger Achilles noch Cicero gelebt. Gebet Üch zefrieden. Es ist des Vaters Recht, daß er sin Kind benamset. — Diewil aber ein heiliger Theodorus, Theodosius, Theodot, Theodulus, Theonas, Theokar und Theonestus für Gott bestehet, wird der Theophrastus och kein ghürnter Drach oder Leviathan gewest sin... von dem der heilig Benno sagt: Ecce draco magnus et rufus, propter sanguinem Martyrum!«

Das Latein des heiligen Benno tat endlich sein Gutes. Es erstickte die Zweifel und führte den Klaus in die Schranken der Ehrfurcht zurück, die dem Laien nun einmal gebühren, und wäre er gleich der vortrefflichste Hauswirt.

»Hochwürden Herr Prior vermeinet als demnach mit nichten ...?«

»Ziehe in Frieden, min Lieber, so das Knäbli vom Herzen ist wohlgeschickt und erfreulich, möcht ihm des Luzifer Namen nichts anhaben.«

Herr Diebold atmete auf, als er des Fragers ledig war. Doch an das Seufzerlein der Erleichterung schloß sich ein gewichtigeres des Unfriedens.

Von seinem Guckfenster sah er jenseits des kräftig jungen Grüns der Au zwischen dem Walddunkel der Höhen die steilen Myten ragen, noch hell beschneit, aber das lenzbewegte Gewölk flog drüber hin.

Aus der Oberpfalz vom Reichenbacher Kloster war im Herbst der Ordensbruder Nikolaus de Donis eingekehrt und weiter nach Basel zu dem gelehrten Drucker Amerbach und zu Sebastian Brand gereist. Er kam über Ingolstadt, wo er geistbewegte, helle Stunden mit Hieronymus von Croaria, Sixtus Tucher und dem jüngstberufenen Celtes genossen hatte. In göttlicher Trunkenheit glühten die Augen des Bruders, als er von jenen Stunden sprach. Und nach ihm fiel die Moorödе der Abtei über Herrn Diebold, und er lag lange in harten Zweifeln.

Was er in seiner Jugend schwer erstickt hatte, war wieder aufgerührt, stand in Flammen. Und diese Flammen zernagten das leidige Wetterdach seiner verzichtenden Heiterkeit. Mußte dieser feiste Bauer an dem ersten gebenedeiten Frühlingstag in seine Zelle dringen, um ihm zu zeigen, daß er sein Pfund verlottert habe! Vor einer Woche erst war ein Brief des Bruders Nikolaus zu ihm gelangt — dessen letzte Weisheit stand wohl nicht auf dem engbeschriebenen Zettel, und eine Nachricht, die alle Gelehrten dieser Tage mächtig bewegte, die Nachricht, daß Max I. Reuchlin in den Adel, ja zum Pfalzgrafen ehestens erheben werde, hatte Herrn Diebold kalt gelassen — aber der Brief war in einem Latein geschrieben, das den Pfleger von Einsiedeln besing wie Wein, der prickelnd und duftend über die

Zunge fließt. Wer solch ein Latein schrieb, besaß Weihe, für die er keine äußeren Zeichen brauchte. Herr Diebold wußte: in Basel, selbst im nahen Zürich lasen sie die Alten in ihrer Sprache, Griechen und Lateiner, und mehr noch, sie lasen die Heilige Schrift im Urtext. Sie hatten Schlüssel und brauchten der Pförtner nicht. Allenthalben in den deutschen Ländern brachen hellsprudelnd die Quellen eines neuen Wissens aus. Und warum schrieb ihm Nikolaus de Donis, ihm, dem Prior und Pfleger von Einsiedeln, der vor der Zeit vermooste? Warum hatte der weitgereiste, hochgelehrte Mann ihm damals das Herz erschlossen? Er warb um ihn! Sie wollten, daß er in ihrem lichten Kreise lebe!

Herr Diebold preßte die Stirn an den Ausguckrahmen. Er schämte sich, daß er dem fragenden Bauern etliche Lateinworte über den Kopf geworfen hatte wie einen Sack, damit er keine Unwissenheit bemerke. Aber es war Scham, die eine Morgenröte des Herzens bedeutet. —

Auch Klaus ließ seinen und des Maultiers Kopf hängen. Der Propst war einverstanden und damit konnte sich einer zur Not abfinden. Klaus Weßner glaubte aber nicht, daß alle Heiligen, die Theo- und sonstwie hießen, für den Theophrast einstehen werden. Man wußte, wie teuer eines einzigen der hohen Himmelsherren Fürbitte kam. Der gemeine geistliche Zehent blieb noch das wenigste. Klaus zweifelte, daß sein Patkind diesen ganzen Kreis von Heiligen werde warmhalten können.

Dennoch wurde der jüngste Hohenheim nach seines

Vaters Willen getauft und Bombast sagte beim Taufschmause, der Kleine heiße Theophrast nach einem gewaltigen Beherrscher des Pflanzenreichs, der ein Schüler des Erzphilosophen Aristoteles gewesen und von Salicetus, dem vortrefflichen Heilmeister und Lehrer zu Tübingen, hoch verehrt werde.

Darüber wunderten sich die Ochsner, Schärer und Weßner neuerdings, denn sie hatten ihresgleichen und das liebe Weidevieh bisher für die gewaltigsten Beherrscher dessen, was aus der Erde grünte, gehalten.

+

Als Theophrast entwöhnt wurde, war der Ecker längst geprüft, der Zins bezahlt und man sah die Schweine nicht mehr mit heuchlerischer Fürsorge um ihr Wohlbefinden an, sondern schätzte sie lebenden Leibes auf die Hinterlassenschaft ein.

Theophrast zürnte seiner Mutter viele Tage. Er schlug ihr den Löffel mit dem sorgsam vorgekauten Brei aus der Hand und schrie über die Treulosigkeit. Andere mußten sich seiner erbarmen, denn er aß nichts von der Hand der Mutter. Kam sie, so sah er weg, kroch beiseite und ließ ihr Tränen in die Augen steigen. Nur wenn Müdigkeit und Schlaf das kaum erwachte Herz bezwangen, rief er sie und fand erst unter dem Gesang der Mutter Ruhe.

Das Gefühl unbegrenzter Sicherheit hatte ihn durchwärmt, war er an der treuen Brust gelegen. Er wußte, daß nur die Mutter den ungekränkten Frieden geben könne, und seine Mutter versagte den Frieden. Zum ersten Mal ahnte er die ruhelose Einsamkeit des Menschen-

herzens und fühlte den Trieb nach Freiheit zum ersten Mal, denn die Freiheit ist das Glück der Friedlosen. Es rang nicht dunkler in ihm und nicht weniger zwingend, als in jedem Lebensvollen der Freiheitskampf ringt. Und wenn das Herz des kleinen Mannes auch nicht von klingenden Begriffen übertönt wurde, die sonst eines Menschen Selbstbefreiung begleiten, es wuchs gleichwohl auch in Theophrast zur Tat.

Seine Mutter kam eines Tags in den Gadem, als er gerade längs der Ofenbank weitertastete, da ließ er los und floh einige rasche Schritte, aufgerichtet und frei, von ihr fort.

»Bübli,« jubelte die Mutter und sie breitete die Arme, »min Bübli kann laufen!«

Theophrast war wieder auf die Hände gesunken, aber er jauchzte der Mutter zu und seine Augen leuchteten. Breitbeinig hockte er auf, während die Mutter winkte und rief. Vorsichtig hob er sich, streckte die Arme nach ihr und lief ihr entgegen. Er ließ sich herzen und liebkosen und nahm von dieser Stunde an den Brei von der Mutter Hand.

Theophrast war unversehens um eine halbe Elle erhöht und merkte, daß er dabei eine neue Welt gewonnen hatte. Sie sah wesentlich anders aus als die des Gängelbandes, obgleich sie ungefähr denselben Gesichtskreis bot. Jene zwängte in ungewollte Richtungen und brachte selten dem Dinge nahe, das gerade alles Verlangen hätte stillen können. Sie war ebenso hoch wie die Welt, in der man sich weitertastete, aber sie hatte keine Umwege mehr, keine allzu dicken Kanten, die man

kaum fassen konnte, keine heißen Kacheln, kein plötzliches Versagen aller greifbaren Hilfen. Sie war rascher, fast so rasch als die Welt auf den Armen der Großen, nur frei, herrlich frei.

Finster sehen die Dinge aus, wenn man sie ankriechen muß, und sie werden boshaft und heimtückisch. Theophrast hatte einmal den Besen erblickt, geliebt und war zu ihm gekrochen, da hatte der Besen mit einem harten, dürren Finger sein Gesicht gekratzt, daß er weinen mußte. Ein andres Mal hat die Schaufel blank in der Ecke gelehnt. Sie hat ihm zugeblinkt, ihn gerufen. Er ist hingekrochen, damals schon so groß, daß er sich aufrichten konnte. Die Schaufel hat leicht über ihrer Schneide geschaukelt, als er sie berührte, und ganz gemütlich getan. Wie er aber den Schaft erklammert hatte und fest und sicher neben ihr stand, hat sie sich der Länge nach auf die Erde geworfen und ihn mitgerissen. — Die Dinge der Kriechwelt sind tückisch, weil sie alle viel größer sind. Bänke und Stühle sehen schmutzig aus. Die Hühner picken einem auf die Hand, auch auf den Kopf, wenn man sich noch so zärtlich dem Mastkäfig unterm Ofen nähert. Eine halbe Elle nur, und die Bänke zeigen ihre blankgescheuerte Seite, sie tragen alles willig, womit man sie belädt, und selbst der unerreichbar hohe Tisch läßt seine Platte erlangen und schiebt hie und da den Rand irgendeines Dinges über seine Kante hinaus. Theophrast kann ergreifen und herabziehen, worum die Großen zuweilen geheimnisvoll versammelt sitzen. Die dürren Finger des Besens liegen tief unten, der Besen läßt sich gutwillig durchs Zimmer zerren. Alle Dinge

der Kriechwelt sind freundlich geworden. Das macht allein die halbe Elle, um die Theophrast darüber hinaus gewachsen ist.

Auch brauchte er ein Ding nur anzusehen, zu wünschen, es kam stracks näher gelaufen mit allem, was es umstand. Daß seine Beine dabei die Mittler spielten, merkte er bald nicht mehr. Manchmal erinnerte wohl eine harte Ecke an die alte Rüpelhaftigkeit überwundener Zeiten, und es kam zu Tränen. Auch legten die niedersten Dinge heimliche Fußangeln und Fallgruben. Aber man kam rasch auf Sohlen und Hände und man besaß zum Glück am Ende des Rückens ein Gegengewicht, das den schweren Kopf aufwog und sich zugleich als der wichtigste Angelpunkt erwies, an dem man aus der Kriechwelt in die neue Welt emportauchte.

Doch bald verstand Theophrast sein Reich anders. Er hatte zunächst an freundlichere Launen der Dinge geglaubt und seine Erhebung wie ein Göttergeschenk genommen, dem manchmal mit alter Vorsicht auf Füßen und Händen begegnet werden mußte. Mit der Zeit merkte er, daß die Kriechwelt nicht nur freundlich, sondern botmäßig geworden war. Er hatte sie geschlagen. Er sah ein, daß keiner Herr seiner Krücken sei, er breche sie denn und werfe sie fort.

Da stand beim Ofen ein Stapel von Scheiten und Rutenbürdlein schulterhoch geschlichtet. Der kam ins Rollen, wenn man sich daran aufrichtete. Der Stapel lag sonst ruhig, er wartete nur auf die Gelegenheit, ins Rollen zu kommen, denn er wußte, daß er nicht umgangen werden konnte, wenn einer von der Hühner-

steige, wo man gehackt wurde, zur Tür hin tasten wollte. An diesem heimtückischen Holzstoße lernte Theophrast sein Herrentum zuerst.

Er hatte ihn lange gemieden, aber eines Morgens ging er den Stapel keck an und legte seine Hände auf zwei Scheite. Und der Stapel wagte nichts. Er zitterte nur ganz feige, hielt aber. Theophrast rüttelte ein wenig, um dem Kerl zu zeigen, daß er ihn habe. Da gab der Stapel die beiden Scheite frei. Theophrast hielt sie, betrachtete sie, warf sie fest auf den Boden. Ist es kein übles Ding, einen Feind unter den Händen zittern zu fühlen, so wird es reinste Freude, ihn ganz zu vernichten. Theophrast tat, was ihm Freude machte. Bald war die tapfere Arbeit getan und der Herr der Welt saß inmitten des kläglich zerworfenen Holzes nieder und zog einem Scheit das braune Leder ab, wie der Großvater die Wurst häutet. Mit einem vernichteten Feind kann man sich liebevoll beschäftigen.

Die reine Freude währte nicht lange, denn die Großen haben keinen Sinn für das Reich, das eine halbe Elle über der Kriechwelt liegt und sein eigenes Heldentum besitzt. Es setzte Schläge. Theophrast begriff, daß man die Tücke eines überwundenen Standpunktes bestehen lassen solle, wenn sie nur zitterte. Aber aus den Augen ließ er den Feind nicht. Er sah, die Großen schonten den Stapel auch nicht. Sie nahmen von ihm und warfen es in den Mund des Ofens, wo viele leuchtende Zungen schlugen, oder sie schoben die Scheite vorsichtig über die Herdglut. Dann prasselte es, flackerte auf, hauchte Wolken in den fürchterlichen schwarzen Trich-

ter hinein, der neben dem warmen Turm des Ofens von der Decke hing. Ofen und Herd waren Geheimnis. Die Mutter stand oft davor, sie tauchte einen langen Löffel in den Kessel, der weiße Nebel ausstieß. Und der größte und stärkste von ihnen kletterte manchmal auf den warmen Turm, legte das Ohr an den schwarzen Trichter und sang bald ein rasselndes, fauchendes Lied herab, das ganz anders klang als das Lied der Mutter und Theophrast in den Schoß der Mutter trieb, obwohl die anderen dazu nur lachten. Aber die Großen haben leicht lachen, sie sind so stark, daß sie einen Eimer aufheben und forttragen können.

Der Ofen gehörte ihnen mit allen seinen Wundern. Das Feuer biß zu und tat sehr weh, wenn Theophrast zu nahe kam. Die andern griffen ruhig hinein, sie wurden nicht gebissen. Kaum hatte der Herr der Welt, die eine halbe Elle über dem Kriechen liegt, sein Reich betreten, erkannte er, daß noch ein anderes darüber lag und unermeßlich blieb, selbst wenn ihn der Vater oder der starke Hans auf ihre Schultern setzten. Wohl lag dann alles tief unter ihm und er sah die rätselvollen Dinge auf Bord und Tisch winken und blinken, seit er aber selber laufen, ergreifen, forttragen, zusammenschleppen konnte, wußte er, daß man sehenden Auges allein noch kein Herrentum gewinnt — man mußte erfassen und eigenmächtig fügen können, was man sah. Das konnten die Großen in ihrem Reich, worauf er von ihren Schultern neugierig herunterblickte. — Und so war seine Sehnsucht flügge geworden; sie umflatterte das Wunderbare, das über der Welt liegt, darin man laufen lernt.

Theophrast hatte schon manchem blanken Zähnlein mit der zähen Haferbrotrinde durchgeholfen, als die Tage kamen, die den Ofen auskühlen und auch in der Raminwand neben dem großen Himmelbette der Eltern keine Wärme mehr nisten lassen. Er durfte endlich auf den Laubengang, der breit vor der Brust des Ochsnerhauses hing, von dem vorspringenden Dache geschützt und selber das Erdgeschoß beschattend.

Im dichten Brettergefüge des Geländers entdeckte der unermüdliche Sucher bald ein Astloch, durch das er hinunter auf die Straße, ein anderes, durch das er über den Wiesenhang aufwärts zu den Waldhöhen und dem Etzel blicken konnte. Eine Ritze zwischen den Brettern ließ ihn auf Teufelsbrücke und Sihl lugen.

Er kauerte meist vor dem Astloche, das hinunter zur Straße wies und sah in das Reich der Großen. Sie saßen im Sattel und trieben ihr Rößlein mit den Beinen an, hatten bunte Hüte auf dem Kopf und farbige Mäntel um. Meist aber schritten sie, in dunkles Zeug gehüllt, einzeln und in Scharen. Je höher das Jahr wuchs, desto weniger lang brauchte er zu warten, bis etliche den steilen Paßweg hernieder kamen. Er wußte, daß es die Großen waren, weil sie mit tiefen Stimmen sangen:

Meerstern ich dich grüße,
O Maria hilf!
Muttergottes, süße,
O Maria hilf!

Er hörte Stimmen aus der Pilgerweise, die seiner Mutter Stimme ähnlich klangen, dann sang er vertrauensvoll mit, was er verstehen konnte.

Auch deshalb wußte er, daß es die Großen seien, weil sie die Arme kaum bewegten und die Köpfe so ruhig hielten.

Das würde er alles ohne Verwunderung hingenommen haben, wenn er nicht entdeckt hätte, daß die Großen durch das Astloch klein und niedrig aussahen, aber lang und übermächtig ankamen, wenn er sie im Hause oder auf der Straße traf. Während er durch das Astloch spähte, trieb ein heißes Verlangen zu ihnen, die klein und vertraulich waren; kletterte er die Treppe hinunter und sah die mächtigen Glieder, die drohenden Augen, die struppigen Bärte, dann suchte er hinter den Rockfalten der Mutter Schutz. Mancher Mann und öfter noch eine Frau langten nach ihm und wollten ihn aufnehmen, sie lockten ihn mit fremden Namen, die zärtlich klangen. Er schrie um Hilfe und schlug alles aus, was sie freundlich boten.

Einmal erkannte er von seinem Posten im Laubengange die Mutter.

Er rief sie an:

»Mammeli ... Esunla ... dlein, so dlein!«

Die Mutter sah lachend hinauf und winkte.

»Frästeli, min Bübli!«

Theophrast beschloß, die Mutter bei aller Zierlichkeit zu ertappen. Kopfunter rollte er ihr über die Treppe in die Arme. Allein trotz aller Geschicklichkeit hatte er sein Ziel nicht ereilen können, die Mutter war wieder groß geworden.

Sie schalt ihn, tastete ihn ab. Er aber strebte zu Boden, streckte sich so hoch er konnte und sah vor-

wurfsvoll zu ihr hinauf, die ihn genarrt hatte. Die Mutter kauerte nieder und hielt nicht ein, vor der Treppe zu warnen. Theophrast schüttelte nur traurig den Kopf und sagte verwundert:

»Esunla g'oß.«

Els ahnte nicht, was sein Herz bedrängte, und das Kind vergaß über einem Neiglein Buttermilch die sonderbare Kunst der Großen bald klein, bald aber übermächtig, liebeerweckend und wieder abstoßend zu sein, je nachdem man sie durch das Astloch vom Laubengang aus betrachtete oder ihnen allzu nahe kam. Nur eines fühlte er, daß seine Mutter und alle Hausgenossen, die er nach und nach bei ihrer wunderlichen Verstellungskunst erwischte, nicht furchtbar wurden, wenn sie aus den anmutigen Verhältnissen noch so gewaltig in Höhe und Breite wuchsen. Dies war der erste Umweg, auf welchem Theophrast zu den Seinen gelangte.

Durch das andere Astloch sah er nur selten die Menschen. Ueber die Schweigwies zogen stetige Rinder und die nur wenig lebhafteren Schafe. Zunächst glaubte er, daß sie deshalb so langsam vorwärts kämen, weil sie mit dem Maule weiterkrochen. Doch auch die Waldhöhen, die Kuppe des Etzelforstes lagen gleichmütig und still hinter dem Wiesenrand. Die Bäume mit dem zackigen, gefiederten, runden Laub standen geduldig zu beiden Seiten der Straße und längs der Sihlschlucht, sie rückten niemals von ihrem Platze, wiegten zuweilen ihre Kronen und schickten einander hurtigflatternde Vögel zu, wenn einer dem andern etwas zu sagen hatte. Die Vögel waren die Stimmen der Bäu-

me, das wußte Theophrast. Es gab auch lautlose Vögel, die nicht von Baum zu Baum schwangen. Die zogen, weiß und vielgestalt, an manchen Tagen über den blauen Mantel hin, der weit über allen Höhen hing. Ihre Schwärme konnten so dicht werden, daß der blaue Mantel ganz verdeckt wurde. Dann mochten sie einander hart bedrängen und weinten viele Tränen. Die Großen traten naß von den Tränen ins Haus, stampften ungeduldig auf den Flursteinen, zeichneten mit den Füßen dunkle Flecke auf den Boden und hingen die Mäntel zum Trocknen über das Ofenreck.

Theophrast sah durch das Astloch in die Welt der Bäume, Höhen, Wolken, wenn er sich am Reiche der Großen sattgesehen hatte, aber auch wenn ihn die Großen nie und nimmer verstehen wollten, mochte er gleich sein ganzes Herz hingebungsvoll ausschütten. Er spähte und hoffte geduldig, daß einmal irgendein Baum den flatternd-bunten Boten zu ihm schicken und zu ihm sprechen werde, denn er meinte, die leise bewegten Kronen müßten ihn verstehen, weil sie nicht mit hastigen Stimmen auf ihn eindrangen, wenn sein Herz voll war und nach Befreiung schlug. –

Er saß auf der Schwelle des Laubenganges und spielte mit einem bunten Tüchlein, dem er aus der Betttruhe geholfen hatte, weil es herauskriechen wollte: es hatte die rote Spitze durch den Deckelspalt gestreckt, wie man die Zunge aus dem Mund streckt, war aber stecken geblieben. Man konnte das Knie in das Tüchlein wickeln, wie neulich der Vater einer schreienden Frau das Knie verbunden hatte. Theophrast versuchte

des Vaters Kunststück unermüdlich von neuem, es glückte ihm nicht ganz, das Tuch tat nicht weh, er brauchte nicht zu schreien. Schon wollte er es wegwerfen, da flatterte ein Stieglitz über die Brüstung der Laube und schwang sich auf den Eschenast, der unter das Dach hereinging. Dem Theophrast verging der Atem beinahe; er preßte das Tüchlein in den Schoß und lauschte. Der Stieglitz kletterte den Ast entlang, er pickte da und dort. Dann setzte er sich zurecht und schmetterte seinen Finkensang, daß einem vor Freude das Herz zittern konnte. Theophrast lauschte und wartete auf die Botschaft. Aber er hatte noch nicht am heißen Drachenblute der Mißgunst und des Neides geleckt, er verstand die Sprache der Natur noch nicht. Vielleicht sollte er näher schleichen. Er stand auf und im Nu war der Stieglitz davon, schneller als es sein ungeschultes Auge erfassen konnte.

»Vogeli, Pip-Vogeli,« lockte er zärtlich, um dem kleinen Boten Mut zu machen, und neigte sich höflich gegen den leeren Ast, der noch leise wippte. Er suchte lange, er horchte geduldig, rief und begriff nicht, wie der Stieglitz fort sein könne, ohne seine Botschaft bestellt zu haben. Dann blitzte ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er auch ein Vöglein senden müsse. Er hatte schon einmal ein Stück Holz auf die Laubenbrüstung gelegt und in die Luft hinausgestoßen; so tat er jetzt mit dem bunten Tüchlein. Lief schnell ans Astloch zu sehen, wie sein Bote über die Wiese hin auf den Nußbaum flattern werde. Doch er sah ihn nicht, er hörte auch nichts mehr. Indem er lauschte und spähte,

wurde ihm grenzenlos bang nach dem verschwundenen Vöglein.

Und wieder sprachen die Großen das letzte plumpe Wort. Die vielbeschäftigte Mutter mußte des Seidentüchleins wegen über die steile Stiege zur Truhe. Ein Glück noch, daß sie es überhaupt gefunden hatte, ehe eines Pilgers Blick darauf gefallen war. Theophrast jubelte, als er das Tüchlein in der Hand der Mutter sah. Sein Vöglein kam zurück. Aber die Mutter sprach ernst auf ihn ein, deutete in das Reich der Großen hinunter und hob drohend den Finger.

Theophrast beschwichtigte sie:

»Vogeli fortflogn ... Vogeli han!«

Er hielt sich an den Rock der Mutter, erhaschte auf den Fußspitzen das Tüchlein und zog mit aller Kraft daran. Die Mutter gab es nicht frei, sie wehrte die bittenden Hände ab, schloß das gerettete Tüchlein in die Truhe, als gerade der Vater kam.

Der fand den Kleinen in hellem Zorn und Tränen. Das Kind wußte, daß sein Vöglein nicht in der Truhe bleiben wolle, es war in der Hand der Mutter zu ihm zurückgeflogen. Mit seinen Fäusten schlug Theophrast auf den geschnitzten Deckel und schrie aus Leibeskräften:

»Vogeli fortflogn ... Vogeli han!«

»Was tuet ihm so schwer, Elsula?«

»Min siden Fazenetli wöllet er uf die Straß schmeißen!«

Sie huschte eilends hinaus, denn die Mittagszeit rief sie zur Mutter.

Theophrast schlug den neidischen Deckel der Truhe und schrie:

»Vogeli, min Vogeli han!«

Wilhelm Bombast zog ihn fort. Er trug ihn auf den Laubengang und versuchte die blonden Haare zu streicheln. Theophrast warf sich zurück und schrie unbändig.

»Bübli, still: Wir wöllend ein ander Vögeli rufen. Lug, dort kummts geflogen!«

Theophrast hielt einen Augenblick an, er wollte dem Finger des Vaters folgen. Ein Bauer trieb sein blökendes Kalb über die Schweigwies nieder. Theophrast sah und wußte nichts mehr von dem Vögelein. Aber in seiner Brust steckte noch ein heißes Schluchzen, das brach sich Bahn; der ganze Körper bebte. Und solch erschütternde Bitternis darf den Großen nicht geschenkt bleiben. Er weinte von neuem, doch nur mehr, weil er so tief hatte schluchzen müssen. Herr Wilhelm ahnte, daß seinem Söhnlein die Brücke in ein lichtes Sehnsuchtsland abgebrannt sei. Er versuchte aufs neue den heulenden Kleinen zu streicheln. Da Theophrast nur mehr seines Schmerzes wegen greinte, litt er die sanfte Hand und kam darüber zum Frieden.

»Hast weiter greifen wölln, dann dein Aermlein reicht,« flüsterte der Vater und drückte das nasse Kindergesicht an seine Wange. »Oh, der bösen, stachelichten Zäun, daran eim das Herz muß wundreißen! Sei still, kleiner Mann, ein glattes Herz taugt nit. Hinter den Narben liegt all unser Menschheit.«

Dem Theophrast tat die Stimme seines Vaters wohl. Er war rasch erquickt und packte eine Seidenquaste,

die von dem Hemdsaum seines Vaters hing. Er schwenkte sie fröhlich und rief:

»Bimme, bamme, Muh-Kuh, bimme, bamme!«

Auch den Kühen baumelte es vom Halse, nur brauchte man weiter nichts zu sagen, weil es von selber läutete. —

An den Bretterspalt des Seitengeländers wagte sich Theophrast nur in besonders mutigen und neugierigen Stunden. Denn dort hing von Ufer zu Ufer der tiefen Schlucht das Ungeheuer gestreckt. Er sah den Rückenkamm und die grauen Schindelschuppen. Das Vieh lag tief geduckt, sperrte seinen Rachen weit auf. Es schluckte die Straße und alles, was talab von der Klause kam. Wenn eines Reiters Rößlein in das große viereckige Maul eingelaufen war, dann donnerte es in dem Leibe des Untiers. Nicht alles wurde gefressen. Manch einen spie es heiler Haut wieder aus. Die Mutter litt nicht, daß Theophrast dem dunklen Schlunde zu nahe kam, obwohl er es manchmal gewagt hätte, denn all die Seinen gingen dort ungekränkt ein und aus. Unter dem Drachen brauste es ohn Unterlaß. Aber die Mutter hatte ihn vor den flackernden Zungen im Ofen gewarnt, und er war dann wirklich scharf gebissen worden. Die Großen durften es auch hier wieder wagen. Viele wurden dennoch gefressen; sie kehrten nicht mehr zurück.

Zuweilen wars aber schauerlich schön, hinter den Brettern versteckt, auf das Greuel hinunter zu blinzeln oder es anzubellen. Der Wurm rührte sich nicht, sperrte nur das Maul recht weit auf. Man wußte sich im übrigen gut gedeckt und konnte im Notfall tüchtig schreien.

So waren dem Theophrast von Hohenheim keineswegs Mutter und Vater die ersten Lehrer geworden, sondern eine Bretterwand, darin er zwei Astlöcher und einen dünnen Spalt entdeckt hatte. Theophrast verzweifelte nicht, weil die Welt endlich und immer mit Brettern vernagelt ist. Der kleine Mann hatte seine Astlöcher gefunden und vermochte durch sie die drei Reiche der Sehnsucht zu scheiden. Das bunte und laute, das über die Straße drängt, hoch zu Roß und demütig auf nackten Sohlen. Das stille und weite, aus dem es lockt mit der Stimme heimlicher Quellen. Das rätselvoll verschlossene, von ewig gleicher, dumpfbrausender Mahnung erfüllt, das den leblosen, starren Rachen weit öffnet.

Vermag irgendein Lehrmeister Besseres als die Laube des Ochsnerhauses an der Teufelsbruck, die dem Kinde seine erste Bretterwand und seine ersten Sehnsuchtsblicke wies, ehe es noch den Trost des schallenden Wortes erlauscht hatte?

Zwar spielte auch Theophrast mit dem Worte und lernte dabei den vielbefahrenen Weg von der Rachenhöhle bis zum Lippenrand kennen, aber im allgemeinen brauchte er die Worte doch nur, wie man tüchtige Hände braucht, um etwas zu ergreifen oder abzuwehren. Doch auch er merkte bald, daß seine Worte weiter reichten als seine Arme und Beine. Sie griffen in die Welt der Großen, konnten deren kräftige Hände bewegen und sie vermochten auch den Zorn der Großen zu besänftigen, ihren Unverstand zu überführen. Mit

dem Schreien allein wurde wohl das Aeußerste geleistet, das Aeußerste begriffen die Großen aber selten recht. Wahrscheinlich, weil sie selten schrien.

Theophrast war kein Mann, der sich allzusehr auf Hilfen verließ, daher war seine Rede kurz. Er sagte: »Blei han! Blot han!« – wies dabei auf Brei und Brot, griff mit dem Wörtlein Han zu. Das tat er so lange, bis die Hände der Großen vollführten, was er tat. Wuchs ein Mißverständnis zu drohenden Reden oder gar zu peinlichen Gebärden aus, so versuchte ers vorerst mit Beruhigungen. Auch damals, als er daraufgekommen war, daß der Besen in den Eimer gesteckt werden konnte.

Zog man den Besen wieder heraus, so weinte er helle Tropfen und brachte auf dem Estrich eine lange, nasse Regenstraße zustande.

Ging einer die Straße, konnte er wie die Großen bei Regenwetter herumstampfen, und wo die Füße gestampft hatten, blieben dieselben dunklen Flecke.

Derlei Entdeckungen wollen unter allen Umständen erprobt sein. Es gelang eine richtige, nasse Regenstraße auch auf der Ofenbank. Dort freilich konnte niemand gehen, aber Theophrast erinnerte sich seiner Kriechzeit, er tatschte über die Regenstraße hin und brachte mit seinen Händen gleichschöne, dunkle Regenflecke auf Bank und Wand hervor, wie es die Großen nur mit ihren Füßen und nur auf dem Boden vermochten. Der nächste Schritt war leicht. Theophrast fragte sich: wozu erst die nasse Straße, wozu die weinenden Ruten? Er schleppte den Besen weit fort, um von ihm nicht mehr aufge-

halten zu werden, tauchte die Hände bis über die Ellbogen ins Wasser und konnte jetzt überall Regennässe anklatschen, wenn nur die Hände immer fleißig ins Wasser fuhren. Doch einen Uebelstand hatte diese Methode. Sie blieb auf die Hände beschränkt und die Füße gingen leer aus. Theophrast stand eine Weile unschlüssig vor dem Eimer, er dachte scharf nach. Es fiel ihm ein, daß er unlängst beinahe auf die Betttruhe gekommen wäre. Er hatte das eine Bein gehoben und sich bäuchlings über die Truhe gelegt, da war das andere Bein leicht geworden, nur ein letzter Schwung noch hatte gefehlt. Der Eimer war nicht höher als die Betttruhe. Wenn er ins Wasser greifen konnte, so konnte er vielleicht ebenso gut ins Wasser steigen. Er machte es genau wie unlängst, legte sich über den Eimerrand, tastete mit dem Knie hinauf und versuchte den leichten Schwung, der damals gefehlt hatte. Da geschah etwas durchaus Unerwartetes: der schwere Eimer fiel um und ergoß sich über Theophrast. Der saß kühl und deshalb merklich beunruhigt in der Nässe und mußte überlegen, ob er nicht lieber schreien solle, daß die Mutter käme. Aber der Eimer gähnte ihn mit seinem großen Maule so wunderlich an, wie das Ungeheuer über der Sihlschlucht, nur nicht so fürchterlich. Theophrast beschloß lieber nicht zu schreien, obwohl es ihm schon hoch in der Kehle gesteckt war, und in das Eimermaul hinein zu kriechen, um nachzusehen.

Es war ganz finster und roch auch nach Keller. Im Keller, das wußte Theophrast, wuchs die Stimme so gewaltig, daß man für einen Großen angehört werden

konnte, wenn man sang. Und das war gut, denn in der Dunkelheit tut ein männlicher Gesang wohl. Deshalb sang Theophrast, wenn er der Mutter in den Keller nachkletterte. Er versuchte seine Stimme auch im Eimer, und sie umbrauste ihn gewaltig. So lag er fröhlich in der Pfütze, schrie aus Leibeskräften und strampelte den Takt mit den Füßen, daß es spritzte.

Das Lied lockte die Mutter, und es kam zu einem jener Mißverständnisse. Die Mutter redete überlaut, vermochte die außerordentlich einfache Sachlage offenbar nicht zu überblicken und ließ sich zu drohenden Gebärden hinreißen. Theophrast hörte mit gerunzelter Stirn so lange zu, bis sie nach Atem rang, dann sagte er:

»Esunla, Fried ge'm.«

Er schlug auf den Eimer und erklärte:

»Bums, umfalln, nassi naß.«

Damit war die Angelegenheit eigentlich vollkommen erschöpft, die Mutter hätte beruhigt und überzeugt sein können, daß den Wankelmut des Eimers allein alle Schuld an dem Unheil traf, wenn überhaupt ein Unheil geschehen war.

Aber die Mutter führte ihn so hastig hinauf, daß seine zappelnden Beinchen kaum folgen konnten und er vermuten mußte, es sei etwas Bedeutungsvolles im Werke. Sie schälte ihn aus dem nassen Zeug, immerfort scheltend, und als er endlich vom Kopf bis zum Fuß trocken gekleidet war, bekam er etliche auf jenen wichtigen Angelpunkt seines Daseins.

Er weinte mehr über die Verständnislosigkeit der Großen als über die Strafe. Es überwog das Gefühl,

ihm sei ein Unrecht widerfahren, aber ganz leise dämmerte auch in seinem jungen Herzen das Bewußtsein irgendeiner Schuld: Die Mutter ist bös gewesen und die Mutter ist immer gut, auch wenn sie bös ist.

Er folgte der Mutter, beobachtete, wie sie die Pfütze geduldig auftrocknete und den Eimer entleerte. Als der Eimer wieder an seiner Stelle stand, hob die Mutter noch einmal drohend den Finger gegen ihn. Er sah, daß sie nicht mehr zürne, und lief zu ihr. »Mammeli, dut... Eia, eia, Esunla.«

Er streichelte ihr zärtlich die erhitzte Wange, und die Mutter lächelte wieder.

Dem Theophrast wurde darüber eigentümlich frei zumut. Das erste Mal begriff er, ganz schüchtern freilich und wurzelhaft, daß zu den Großen noch ein anderer Weg führe als beruhigende Worte und sachliche Aufklärungen.

Er gab der Mutter ein wenig Zärtlichkeit und Liebe wieder und dabei ahnte er, wie sehr er selbst all seinen Frieden aus der Liebe und Zärtlichkeit der Mutter sog. Es blieb nur leisestes Ahnen, er wußte kaum mehr davon als die sanfte Berührung der mütterlichen Wange, den weicheren Klang seiner Stimme und das Lächeln der Mutter, aber er hatte dabei unversehens doch einen tüchtigen Schritt ins Menschentum hinein getan. Denn keiner wird der Liebe des andern froh, der Liebe, darauf eines jeden letzter und innerster Verlaß ruht, er gebe sie denn selber.

Theophrast wich diesen Tag nicht mehr von der Seite der Mutter. Er begleitete still ihre Tätigkeit, ohne

sie zu hemmen, und die Mutter meinte, daß zuweilen ein paar kräftige mit der flachen Hand segensreich sein können. Sie freute sich ihrer Erziehungskünste.

Am Abend willigte er ohne Geschrei ins Schlafengehen ein. Andere Tage mußte er gewaltsam von den zahllosen Geschäften fortgerissen werden, die unerledigt blieben, wenn er ins Bett ging. Die junge arbeitsmüde Frau hoffte an diesem Abend ohne lange Formeln und Gesänge, die sonst ihre letzten Tageskräfte forderten, frei zu kommen. Darin hatte sie fehlgerechnet. Theophrast war nur so still und willig gewesen, weil er besonders sehnsüchtig dem Abendlied entgegenlauschte. Als die Mutter entschlüpfen wollte, begann er bitterlich zu weinen.

»Slafen gahn, Mammeli ... slafen gahn!«

Es blieb ihr nicht geschenkt. Sie setzte sich auf die Bettkante, nahm seine kleine Hand und sang:

„Ich will heint schlafen gahn,
Zwölf Engli bi mir stahn,
Zwen zur Hauptten,
Zwen zur Siten,
Zwen zun Füßen,
Zwen die mich decken,
Zwen die mich wecken,
Zwen die mich wisen
Zu den himmlischen Paradisen."

Theoprast blinzelte zufrieden. Die Mutter hoffte schon, da nahm das Lied sein Ende, und Theoprast schlug die Augen weit und sehnsüchtig auf.

»Esunla, noch ... slafen gahn.«

Sie mußte wieder beginnen und so lange singen, bis

alle zwölf Engel um Theophrast versammelt waren und seine Finger sich von dem Daumen der Mutterhand lösten.

Dann legte die junge Frau ihre verschränkten Arme auf die Bettkante und nistete ihren Kopf darein, um die kleine Weile der ersten tiefen Ruhe zu genießen. Ihre Schultern schmerzten ein wenig von der Last des Tages, und sie lachte leise, so wohl tat dieser erste Frieden.

Theophrast forderte ihr ganzes Wesen für jenen Teil ihres Lebens, das in ihm neu ergrünte. Er war unersättlich und voll Vertrauen in die Unerschöpflichkeit der Mutter. Die junge Frau gab ihm zuweilen ihre letzte Kraft aus zitternden Händen.

Wilhelm Bombast fand Weib und Söhnlein in tiefem Schlafe. Er wagte kaum aufzutreten, doch sah er, daß der Körper seines Weibes nur schwer die unsichere Haltung ertrug. Todmüde mußte sie sein und würde mit wehen Gliedern erwachen, wenn sie so halbverhangen weiterschliefe. Eine unsägliche Zärtlichkeit erfüllte ihn. Wie sollte er helfen, ohne sie zu wecken! Er überlegte lange. Sein Herz schlug ihm vor Liebe und Dankbarkeit, er hätte viel auf sich genommen, wenn er der Erschöpften damit den unverkürzten Schlafgenuß gewonnen hätte.

Leise umfing er sie. Er hielt den Atem an. Schob leise ihren Kopf auf seine Schulter, richtete behutsam, als müsse er einen Verlöschenden betten, ihren zarten Körper auf und legte ihn sanft in die Kissen. Er blieb, am Rande des Bettes kniend, denn er wagte nicht mehr seinen Arm unter der Schlafenden vorzuziehen, und

drückte seinen Mund in das Kissen, um den gepreßten Atem zu zähmen. Er wollte sein Teil an dem großen Liebeswerk gewinnen, dem die Mutter ihre Jugend aufopfert, und wenn es auch nur der karge Teil war, der dem Vater von der Natur gewährt wird.

Als sich aber Frau Els zu strecken begann, und Bombast mit gutem Recht glauben konnte, sie sei einstweilen gesättigt, zog er, ehe sie vollends erwachte, den Arm hervor und trug die Heilmeistertasche beiseite.

»Bist lang hie, Bombast?«

»Nit lang, Elsula.«

»Bin ohnversehends entschlafen.«

»Die alt Krütlin möcht uns ihr jungist Maidli geben, so du willt eine Helferin han.«

»In acht Wochen wird er zween Jahr und das Gröbist ist beschechn, Bombast.« —

So wuchs der kleine Theophrast von Hohenheim in die Menschenwelt hinein genau in dem Maße, als die lebendigen Keime der Menschenwelt, die er in sich trug, aufzubrechen und zu treiben begannen. Später fand er einen Namen für dieses wunderliche Geschehen, das von Anbeginn fest in der Art eines Menschen beschlossen ist. Er nannte es auch Firmament, das mit dem Kinde wird geboren, das zwischen Geburt und Todesstunde abläuft, zwischen Creatz und Prädestinatz, wie er es nachmals hieß.

Damals freilich hätte er diese Anschauung, selbst wenn ihm die vortrefflichen Namen eingefallen wären, vergeblich seiner guten Mutter gepredigt. Er handelte aber

insgeheim danach, wie jedes rechtschaffene Kind. Seine Mutter mochte sich nicht auf all den inneren Reichtum ihres Theophrast verlassen und auch sie tat gut daran. Sie wies ihn unbedenklich an die erprobten Erfahrungen und behandelte ihn durchaus wie einen leeren Schlauch, der seinen Wert erst hat, wenn er voll guten Weines gegossen ist.

Es war ein Kampf, darüber braucht kein Honig geschmiert zu werden. Beide, er und die Mutter, setzten alle Kraft daran. Aber der Kampf brannte über dem treuen Boden der Liebe. Und waren beide aneinander herzlich müde geworden, bettete sie der treue Boden und sie konnten ihres Lebens froh bleiben.

Wegmacher und Wege

Klaus Weßner zog seine kurze, fette Stirn in Falten und ging, so steif er konnte, in die Schlafkammer. Uli Enz ab der Reuten, ein Klostervogt, saß im Gadem. Der Sauspieß lehnte zwischen seinen Beinen, und der rechte Arm lag auf dem Tische. Die Finger trommelten. Manchmal trommelten sie sich etwas weiter tischeinwärts, wo die Zinnkanne mit dem Seewein stand.

Klaus Weßner kam aus der Schlafkammer zurück. Er hielt einen Schlüssel in der Faust, dessen Bart ein Kunstwerk war. Vom Ofensims holte er den Leuchter, bückte sich schnaubend nach einem Kienspan, setzte ihn an der Herdglut in Brand, entflammte den Unschlittstummel. Dann sah er noch einmal bedeutungsvoll hinüber.

»Zweenhundert und funfzig.«

»Zweenhundert und funfzig,« brummte Uli Enz und trommelte härter.

Klaus zog die Brauen so hoch, daß die fetten Runzeln unter dem eingekämmten Haare verschwanden. Er schlug mit dem kunstreichen Schlüsselbart ein paarmal auf die Tischplatte. Seine Wangen zitterten vor Erregung wie eine wohlgeratene Sülze, an die man das Messer setzt: der Klostervogt tat nicht freundlich genug. Klaus funkelte ihn aus schleimigen Aeuglein an.

»Ihr habet licht nehmen!«

»Und du tuests nit der Gnadenmutter zu Gefalln!«

Klaus schwapperte vor Ehrgeiz, denn seine große

Stunde kam nur alle sieben Jahre einmal, und er wollte sie ausgenießen.

»Und tu ichs nit ... so ... so ...«

»Gangend wir uf Zürch.«

»Ze Zürch seind ihr eh gewest!«

»Nit allenthalben ... daß dich der Tüfel schänd, tuests oder nit! Mir ist der Ars nit an din Stuhl gewachsen!«

Der Vogt paukte auf den Tisch, daß die Kanne tanzte.

»Sollichs ... das wöllend wir für Herrn Diebold bringen! Üppig Reden! Wüst Umbpochen! Ich kunnt an diner Statt sin, eh dann du us den Windeln bist gewest! Der Klus Weßner hats, und ihr brauchet es. Der Klus Weßner tuets, wil er ist geneigt, wohlgeneigt, wohl—ge—neigt!«

Der Vogt stieß mit der Saufeder aufs Estrich und erstickte den prächtigsten Fluch. Unwillkürlich griff er nach dem Krüglein, um seine Galle hinunter zu spülen. Klaus Weßner aber stand bereits bei der Tür, denn er fühlte, daß er für dieses Jahr nicht höher hinaus konnte. Es blieb immerhin erfreulich, daß der Vogt seinen besten Fluch verbissen hatte.

Die Kellerluke kreischte laut, sie durfte nicht geschmiert werden. Die Treppe krachte, sie durfte nur notdürftig gebessert sein. Wer da seine Tritte nicht richtig setzte, lief Gefahr hindurch zu brechen, oder er stieg unversehens in ein großes Faß, das auf dem Balken eines Bockes schaukelte und samt dem Eindringling zu Boden donnern mußte. Die Stiege führte in das Faß.

Klaus nur wußte die Stelle, wo es gut war, auf die Leiter abzusteigen, die nebenbei lehnte.

Dann ging Klaus am Wein vorüber, den er selber aushob und auffüllte. Er kam in der Tiefe an eine gut beschlagene Tür. Jeder hätte sie für eine Tür mit ehrlichen Angeln gehalten, Klaus kannte sie besser. Er stemmte sich dagegen, als er sie aufsperrte, stützte sie, denn die Tür glitt samt den Angeln aus der Mauer und sank vornüber in den Kellergang. Wer sie nicht hielt den konnte sie erschlagen, oder er wurde wenigstens von den Eisenhauern erfaßt, die von der Kopfleiste des Beschlages in den Keller fletschten. Klaus liebte seine Erfindung, denn sie gab ihm einen ruhigen Schlaf.

Gleich hinter ihr stand die Eisenkiste mit dem Marmelschloß, das von der Mitte des Deckels aus seine sechzehn wohlgefederten und gut geschmierten Riegel in den Truhenwänden verankerte.

Er hing das Licht an einen Nagel und umtastete den Koffer wie einer, der sein Liebchen herzt. Dann ließ er die Riegel schnappen, hob den Deckel, setzte sich lächelnd auf die Kante und beäugte die prallrunden Ledersäcke. Das tat er für sein Leben gern.

Fromm und sanftmütig lagen sie da, wie ein Ferkelwurf an den Zitzen der Muttersau. Und jegliches Säcklein enthielt unbegrenzte Möglichkeiten, war eine unveräußerte Macht. Was da lag, vermochte halb Pfäffikon aufzukaufen. Doch dann wäre Streit mit den Bauern, Hoffart und Neid der Herren über Klaus gekommen. Auch eine Prälatenpfründe hätte es eingebracht, eine sehr dicke Würde also. Da knapperten und

sogen zu viele mit. Es möchte alle erdenklichen Sünden, getane und zukünftige, für Zeit und Ewigkeit ausgetilgt haben, und des Herrgotts Fluch und Verdammnis wäre am jüngsten Tag verstummt, wenn die Seele des Klaus ihre feisten Ablaßzettel vorgehalten hätte. Aber keiner soll der göttlichen Gerechtigkeit vorgreifen. Und endlich könnte der Klaus sein Leben lang in Bett, Bad und an wohlbesetzten Tischen liegen und völlern. Nichts, gar nichts brauchte er zu besorgen, wenn er nur nach und nach einen Sack um den andern öffnete und ... da stieg es dem Klaus angst und bang in der Kehle. Das Geld hat Beine, es konnte laufen, sollte laufen, aber wieder zurückfinden, angemästet vom Zins, wie Säulein aus dem Ecker zurückkommen. So verlohnte sich schon das bißchen Dünkel und Hochmut derer, die abgeweidet wurden. Der Klaus blieb der Schlauere.

Wie gut roch es in Klausens Keller! Dumpfig, doch leicht durchduftet vom Wein; selbst der dünne Schimmelpilz, der auf den Ledersäcken wuchs, hatte einen wohligen Geschmack. Klaus schnupperte jeden Sack ab bevor er ihn öffnete. Er schwelgte, da er die zweihundertfünfzig Rheinischen in den Zwilchbeutel des Klosters klimpern ließ; wollüstig erglühten seine Wangen.

Er kam trunken wieder und war demütig, freundlich, satt. Saß behaglich in der Ofenhölle und ließ den Uli Enz ab der Reuten die Gulden nachzählen.

»Vollwichtig, vollwichtig,« brodelte er und winkte von dem warmen Sitze dem Vogte zu, der fluchend unter der Last des Silbers ging.

+

Anders die Ochsnersche Gevatterschaft. Das waren Gotteshausleute. Die zahlten mit Schweiß, den man nicht auf die Zinsweide schicken kann. Der Rudi Ochsner und der Hans standen seit Wochen im Holz und sie hatten die Knüppel zu beiden Seiten der Straße aufgeführt, die jenseits der Teufelsbruck durch das Hochmoor zieht. Als der Boden weich geworden war, wurden die Knüppel in die Sumpflachen gestampft, verhangen und verkeilt. Der Rudi Ochsner konnte froh sein, daß ihm vergönnt war, die Engelweiharbeit im Frühjahr zu erledigen. Wenn das Rädlein über seinem Dache stand, mußte er die Hände frei haben. — Mit ihnen fronte Baltisar Schürli und sein Sohn Heini.

Die standen im Ruche der Sonderbarkeit. Baltisar war erst botmäßig geworden, als schon weiße Haare in seinem struppigen Kopffelle glänzten. Man traute ihm zu, daß er ein Kaufmann in Schaffhausen gewesen sei, den die Gläubiger überholt hätten. Er trug langen Bart und lange Haare, seine Nase war rot geädert. Im übrigen verhielt er sich so still, daß die Leute seine Verschwiegenheit durch üblen Leumund auf das beruhigende Maß ergänzen mußten. Am Etzelhang bewohnte er eine Hütte und brannte Kohlen, jedoch nur so viel, als das Kloster von ihm begehrte. Sein Sohn entlief mit zwölf Jahren. Baltisar war auch darüber stumm geblieben. Man verdächtigte ihn, gegen sein eigenes Blut gefrevelt zu haben. Dabei kam man allerdings auf eine merkwürdige Eigenschaft des Markgenossen.

Nicht lang nach dem Verschwinden des Knaben zog er auf einem Handwagen Kohle ins Kloster. Etliche

Einsiedler Leute begegneten ihm bei der Kapelle des heiligen Gangolf, die hinter dem Galgenberge liegt. Sie riefen ihn an:

»Baltisar, hast din Bübli verbrennt! Baltisar, du mußt hangen!«

Er blieb stehen und antwortete:

»Wohl, du Gerechter. Ich han min Bübli verbrennt, heimlich in den Flammen des Zornes, da er ist von mir gewichen. Wohl, du min Bruder, ich sollet sterben. Dann ein jedlichs Leben ist des Todes schuldig und mördert ein jeder vor sin Til, den er am mehristen liebt, dann er willt ihn also trutzig halten und hanget ihm an und sagte niemalen nit: Gang von mir, du sollt ganz Gottes sin und gar.« Die Einsiedler Leute stutzten bei dem unverhofften Bekenntnis. Doch jener, der Baltisar des Mordes bezichtigt hatte, faßte sich schnell, da er sah, daß einer wider solche Reden nur in den Nebel schlagen könne. Er schrie den Köhler an, und während er schrie, stieg ihm das Blut zu Kopf, daß er glaubte, er müsse ehrlich erzürnt sein.

»Du Laur, willtu frumbe Lüt narren?«

»Das sije fern, du Gerechter,« antwortete Baltisar und schloß die Augen.

Da hieb ihm der Schreier ins Gesicht, um nicht in den Nebel zu schlagen, denn er meinte, daß er verhöhnt würde. Baltisar taumelte wohl gegen den Wagen, daß die Kohle raschelte, aber er richtete sich wieder auf und rief, obwohl er bebte und sein Auge tränte:

»Mach vollends, lieber Bruder.«

Er reichte ihm die andre Wange und bekam sattsam,

was er begehrte, denn die Einsiedler waren alle zornig geworden, daß der Mensch seine Mannheit von sich warf. Sie verbleuten ihn, er zog blutend ins Kloster.

Ein Weib hatte es mit angesehen, durch sie wurde der Handel offenbar. Aber die Herren ließen Gras darüber wachsen, zumal Baltisar Schürli nicht geklagt hatte. Er war nur hinkend und bluttrünstig ins Kloster gekommen. Wenn aber einer hinkt und blutet und still bleibt, will ihm kein Biedermann seine menschliche Schwäche angesehen haben.

Zehn Jahre nach diesem Erlebnis sah man eines Tags den Baltisar Schürli vor dem Handwagen mit glänzender Kohle, aber er zog nur die halbe Last, weil ein junger Mensch hinten anschob. Auf den Stufen der Gangolfkapelle saßen zwei Pilger, die hörten ein Gespräch zwischen den beiden und brachten es unter die Leute.

Der Baltisar hatte vor der Kapelle gehalten, und der junge Mann war zu ihm getreten in der Meinung, er solle nun den Zugriemen nehmen. Der Alte aber sagte bloß:

»Hie hat mich vor zehen Jahrn einer des Galgens schuldig geheißen, indem du mir bist entwichen, min Sohn. Lobe den Herrn, dann sie habend mich wacker verbleuet, und ward ich manniger Sünd entlediget unter ihren Füßten, darumb daß ich mich dorin ergeben und nit widergeschlan.«

»Vater, du bist ein Bruder des Lebens mehr dann ich. Gott hat offenbar an dir und mir gehandlet.«

Und sie rollten ihre Kohlen weiter.

Die Einsiedler erfuhren also, daß Heini zurückgekehrt sei, sonst aber nicht viel mehr. Darum betrachteten sie den jungen Schürli nicht weniger aufmerksam, wo immer er sich zeigte. Man sah eine große Narbe über Stirn, Wange bis ins Kinn. Man sah, daß er dieselbe Nase führte wie sein Vater, nur nicht von blauen Aederchen gesprenkelt. An ihm konnte man aber noch einen außerordentlich langen Hals beobachten, den ein spitz vorstehender Adamsapfel zierte. Dieser Adamsapfel, der eher einem Schnabel glich und bei jedem Schluck sonderbar auf- und niederstrebte, wie ein Hahn beim Krähen duckt und ruckt, trug dem Heini unter den Leuten den Namen Kraihahn ein. Weil aber hinter dem Barte des Alten nach den gleichen Nasen ein ähnliches Halsgebilde vermutet werden konnte, hieß man den Alten einen heimlichen Kräher.

Heini Schürli ging im härenen Gewand von arg verschossener Farbe, er gürtete sich mit einem Hanfstrick, sein Scheitel wies aber, trotz allem religiösen Wesen, keine Glatze. Und bald ging Baltisar genau so wie sein Sohn.

Selten sprachen sie miteinander. Flog ihnen irgendein Wort zu, das sie ärgern und aufstacheln sollte, lächelten sie leise und blickten einander zufrieden an.

Hans Ochsner ertrug derlei wie eine Spinne, die unters Hemd gekrochen ist. Der alte Ochsner aber lauschte seit jener Nacht, da ihm der Jungrudi gestorben und der Enkel geboren war, durch den Alltag hindurch auf Stimmen, die andre nicht vernahmen.

Schürli, Vater und Sohn, taten stumm ihre Arbeit.

Dem Rudi Ochsner wäre es nicht angestanden, die Kleinleute zum Reden zu bringen, sie waren ihm vom Kloster beigegeben worden. Der Ochsner führte sein Wappen, und es gab Länder, wo Kohlenbrenner für unehrlich angesehen wurden. Rudi überließ die beiden dem Hans und der verfuhr mit ihnen nach seinen gereizten Kräften. Die Schürli keuchten unter der Last, die er ihnen auflud, dann aber nahm er das Dreifache an Knüppeln auf die Achsel, lief ihnen voraus, warf es hin, als wärs ein Bund Stroh. Vor der Lache wartete er, bis die beiden angekeucht kamen, schleuderte ihnen jene Knüppel der Reihe nach vor die Füße, die gerade gut zueinander paßten, und die Schürli hatten wohl zu achten, daß sie nicht fehlgriffen, sonst hagelte Schwur und Fluch auf sie nieder. — Das schien sie härter zu treffen als Prügel; sie bekreuzten sich und sahen tiefbetrübt zu Boden.

Der alte Ochsner schwieg. Er hatte versucht, sich ins Mittel zu legen, aber Baltisar schlug die Hilfe flüssig ab:

»Laß ihn, lieber Bruder, er hat sin Wesen nit us ihme selbsten empfahen und ist ein Helfer wider unsre Sünden.«

Rudi Ochsner zuckte die Achsel und arbeitete abseits. Er schnitt die Zwiesel zurecht, mit denen die Hölzer im Sumpfe verhangen wurden und keilte sie in den Boden.

So gedieh der Knüppelweg, als gälte es die ewige Seligkeit. Und es galt auch so viel, wenigstens für die beiden Schürli, deren Wangen zusehends hohler wurden, während die Augen stets inbrünstiger erglühten. Dem Hans wurde dabei nicht wohl zumut. Die beiden

legten sich sachte auf sein Gewissen und sanken immer schwerer hinein, wie einer langsam im frischen Heu versinkt. Er verbiß öfter das Fluchen, als ihm bekömmlich war.

Eines Tages gegen die Mahlzeit hin, als die beiden halb verlechzt ihre Knüppeltracht vor dem Sumpfloch abluden und demütig warteten, daß er ihnen vorwarf, was der Reihe nach angelegt werden sollte, packte der Hans einen Knüppel und schleuderte ihn in die Lache, daß er aufrecht stecken blieb und alle übel bespritzt wurden. Er griff die beiden, den Baltisar und den Heini, vorn an ihren Kutten jeden mit einer Faust, riß sie hoch und schüttelte sie, dabei fletschte er sie in hellem Zorn an:

»Daß üch der hitzig Ritt ufbeiz! Potz Tauben, ich vermags nit mehr zu schauen! Was habet ihr hinter den Rippen vor ein Bütel mit Dreck erfüllt! Es kunnt üch einer ertreten, daß ihr uffschreiet us der lästerlichen Hoffart! Wollet ihr anders sin und baß!«

Baltisar und Heini hatten einer des andern Hand erfangen, während sie zwischen Himmel und Erde hingen, sie hielten einander und versuchten zu lächeln, was zu ihrem Glücke mißlang.

Rudi Ochsner sprang hinzu und rief:

»Bi dem Eid, Hans! Du sollt Fried halten! Ich mahn dich zem ersten!« Der Hans stieß die beiden ab, er starrte seinem Vater ungläubig in die Augen. Es kam nicht allzu häufig vor, daß ein Eidgenoß den andern um den Landfrieden mahnte. War einer aber beim Schwur aufgerufen, so galt es die Ehre des Mahners, vor den

Herren zu klagen, wenn der Raufbold nicht abließ. Der Mahner lud eine nachhaltige Feindschaft auf.

»Du tuest mir hart,« stammelte der Hans.

Er trat zurück, aus seinem Gesicht war das Blut gewichen.

»Ist keiner, der sichs an mir getrauet, Vater. Die seind ohnleidig, beid.«

Schürli, Vater und Sohn, waren Hand in Hand auf einen Knüppelhaufen gesunken, sie fanden ihr Lächeln wieder. Beide hatten sich schon des Todes versehen, was ihnen nicht schwer fiel, da es ihre Gewohnheit war, des Aeußersten gewärtig zu sein. Nur war ihnen diesmal leibhaftig angst geworden. Sie atmeten erleichtert und schlugen den Schrecken zu ihrem Bußschatz.

»Laß die,« drang der alte Ochsner mit gutem Ernst, »die gangend ein andern Weg, dann du und ich. Du kannst sie nit ze uns rißen. Sie tuends Gott zuo Gefallen und nehmend das Krüz.«

Der Zorn des starken Mannes stockte und wich einem unverhohlenen Erstaunen. Das Herz des Alten, das schon gezittert hatte, wurde froh, da er sich des wilden Knaben erinnerte, der ihn vor Jahren aus gleichen verwunderten Augen angesehen hatte, wenn er einer Torheit überwiesen war.

Hans dehnte sich hin und her, wischte seine dreinfahrenden Hände an den Hüften, und sein belastetes Gewissen drückte den letzten Zorn nieder.

»Du willt die Kraihahnen nit vor heimlich Schälk achten, so eines Manns Gemüt us itel Hundsfötteri verhöhnend?«

»Ich glob, sie tunds nach ihrem Globen umb Gotteswillen.«

Der Hans schob die Mütze in den Nacken und rieb die Stirn, hinter der es ungewohnt zuging. Er brummte in seinen blonden Bart:

»Was vor ein sunderlichs Wohlgefalln er bi denen finden kunnt?« Hans meinte nicht seinen Vater, sondern den lieben Gott. Er sah den Prügel aufrecht in der Lache stehen, wunderte sich über seinen Grimm und riß den Knüppel aus, daß der Moorboden schmatzte.

Er winkte den beiden.

»Wohluf, wir wöllend darumb nit feiren!«

Doch Baltisar breitete vorerst die Arme gen Himmel und sagte:

»Herr, hast du dich abgewandt? Din Zuchtruten von uns genommen? Und liebest uns nit mehr? Dann wen du liebest, den züchtigest du. Siehe wir seind bereit.«

»Des solltu nit verwunderet sin,« meinte der Hans. »Der will mit siner Zuchtruten nit allerweg in üren ufgequollen Froschlaich hauen, daß es zem Himmel sprützet, ein schleimiges Wohlgefalln!«

»Hör ihn nit, Herr! So er dich lästert, ists umb unserer Schwachheit willen, diewil wir des Heils noch nit ganz erfüllet seind, daß es mit hellen Flammen von uns strahlet. Hör ihn nit, dann och in derselbigen verhärten Brust schlägt ein Herz vor Ehrfurcht gegen den Vater, ob es och verborgen sije!«

»Halts Maul! Arbeit! Und laß eines Mannes Herz ohnbeleckt, du Dreckmaul!«

Damit gewann der Hans sein inneres Gleichgewicht wieder, und die Knüppel fanden ihren Ort in der Lache.

Die Gotteshausleute mußten im Jahre der großen Engelweih weithin Wegarbeit leisten, so daß nur jene, die im Kloster schafften, auch dort verköstigt wurden. Die Auswärtigen erhielten ein Entgelt für eigene Speisung.

Die Sonne hing über dem Tödi und der Magen zeigte dieselbe Zeit an, so gingen die beiden ungleichen Paare zu ihren Bündeln. Doch die Schürli setzten sich nicht, sondern standen dicht bei einander und ratschlagten. Als sie übereingekommen waren, knüpfte der Baltisar das Tüchlein auf und ging, gefolgt von Heini, zu Rudi Ochsner.

»Du bist der erst sider mannigem Jahr, so uns nit verhöhnet. Willtu des ärmren Bruders Brot verschmähn?«

Rudi Ochsner sah Brot und Käse und beides trug vielfach Zeichen des schürlischen Gewerbes. Allein er wußte, daß Frömmigkeit leicht über unschuldigen Erdenschmutz hinwegkommt. Er schnitt von der gereichten Speise ein wenig ab, um den Geber nicht zu kränken, und gab ihnen von dem Rauchspeck des Ochsnerhauses, was sie freudig nahmen.

»Kummt, satzet üch ze uns,« sagte Rudi Ochsner. Sie taten es gern und hielten sich in bescheidener Nähe, sie genossen den Speck unter Augenzwinken und beifälligem Gemurmel.

Den gleichfalls angebotenen Wein wies aber Baltisar mit Haltung von sich, während sein Sohn Heini

ein deutliches Verlangen kaum bezwang. Baltisar meinte:

»Er ist des Tüfels.«

»Er ist mit nichten des Tüfels, sundern Rapperswiler,« berichtigte der alte Ochsner.

»Er ist dannocht des Tüfels, dann er hat min Dasein vom rechten Weg abgeführet.«

»Des ist din strumber Rüssel Züge,« brummte der Hans.

So hatte eine Vermutung, die von den Einsiedlern an die blaugesprenkelte Nase des Baltisar geknüpft wurde, ihre Bestätigung erfahren.

»Hans Ochsner, du sollst eim Mann, der büßt, ohngehindert sin Buß verschärfen. Sin Glouben solltu nit bespein.«

Der Hans sah auf, als habe er nicht recht gehört, er runzelte die Stirn. Baltisar hob beschwichtigend die Hand und fuhr schlicht und leise fort:

»Ich hab ein erschlagen im Rousch. Hab all das Minig als Wergeld gelan und muß als dienen, bin hörig worden und muß Kohlen brennen, indem mir nit ist blieben, was och die Kirchenbuß decken kunnt. Als ist all min Leben der einen Schuld verpfändt. Und ist mir das Wib verschmacht' unter der Armut. Bi Gott, ich hab nit gelobet min Mühsal zu verschweigen, dannocht hab ich geschwiegen, da es der Buß frommt. Daß ich red, machet allein, wil einer hat an diesem Tag erkennt, wir seind nit zwen verloren Narren beid, sundern tuends umb Gotteswillen.«

Der Hans lugte mißtrauisch hinüber.

»Du hast ein erschlagen?«

»Ich hab den Matz Ploch ze Schaffhusen erschlagen und all min Früd mit ihm. Ich kunnt nit sagen, wie es ist beschechn, dann der Win wandlet mich ganz. Er ist vor mir gelegen, min Messer in der Brust bis ans Heft. Alle habend uf mich gewiesen und geschrien: Er hat den Matz Ploch erschlagen. — Und ist min Fründ gsin.«

Sie schwiegen eine Weile, dann fragte der Hans:

»Was also machet ihr üch ze Narren beid vor uns allen?«

»Mit nichten vor allen! Indem der Rudi Ochsner hat unser Buß angesehen. So uns einer glaubt, werdind wir kein Narren nit sin.«

»Was schweigst nit uf der Straßen ganz und gar, sundern redest als ein hütziger Fraterzell, so du din Maul uftuest? All müssend lachen, es si dann, daß eim der Zorn ufwischet, darumb daß du tuest als ein Hund, welicher den Fuß leckt, der ihn tritt.«

Der Baltisar starrte weithin.

»Das ist ein schwer Frag, die du tust. — — Aber ich brauch min Rousch. Ehedem ist er im Win gelegen, nun aber in der Schmach. Wölle Gott, daß dieser ein frumber sie. Ich weiß nit. Mir ist zur Stund, als sie ich von Grund us nüchteren. Das machet allein des Rudi Ochsner Vertrauen. Mir ist, als könnet ich vor üch Ochsner beiden nit mehr büßen, indem mine Buß in der Schmach lieget und daß ich ganz zertreten bin. Ich weiß nit, ist es Himmel oder Höll: daß Gott mich hat vor üch der Buß erlediget oder daß der Tüfel mir wölle den Weg wehren. Ich weiß nit, was es ist.«

Rudi Ochsner sah, wie die Hände des Baltisar vor innerer Erregung zitterten, er hörte, und er glaubte dem Sonderbaren. Der Hans aber schüttelte den Kopf, doch sah er stumm zu Boden.

Heini Schürli legte seine Knochenfinger auf des Vaters Arm.

»Laß ihnen genug sin,« flüsterte er, »wir wöllends zwingen.«

»Das ists nit, Heini. Hat anher keiner gerufen und gewinkt, darumb so ist es still beschechn. Der Rudi Ochsner hat aber gerufen. Er hat von dem geringen Brot gessen, indem wir sin Gemüt versuchet han. Nu gilt die Frag, was Hochmut sije oder nit. Dich habend die Brüder vom gemeinsamen Leben us Sindelfingen geschickt, uf daß du des Vaters Bußwerk teilst. Willtu nun Zäun unde Muren ufrichten?«

So sahen die Ochsner, daß nicht sie die Wählenden waren, und das verdroß beide nach eines jeden Art.

Der Rudi meinte: »Sollich Zweifel mügen dich nit bedrucken, Baltisar Schürli. Gang diner Weg nach dem Glouben ohngeschoren umb mich oder ein andern.«

»Ich habs tan und wills fürder tun. Allein es ist härter, dann du mügest glouben.«

Der Hans winkte ab. Er stützte sein Kinn in die Fäuste und genoß die Ruhe. Im Rudi Ochsner stritt für und wider. Fast gereute es ihn, das er sich in den Handel gemengt und den Sohn beim Eid gemahnt hatte. Er wurde eher darüber zufrieden, daß der Hans die scharfe Mahnung bei den wunderlichen Worten des

Baltisar verschmerzt zu haben schien, als daß er die Junge dieses Mannes gelöst hatte. Die Reden des Baltisar fingerten ihm zu nahe bei seinem eigenen Wesen herum, und das stand keinem zu. Eigentlich hatte der Hans das Richtige erwittert: Halts Maul! Arbeit' und laß eines Mannes Herz unbeleckt! — Aber es blieb im Rudi Ochsner ein ungeklärter Rest. Er war zu dieser Stunde der unruhigste unter den vier Männern. Die beiden Schürli wichen wieder in ihre Dämmerung zurück. Der Baltisar hatte endlich gesprochen und war damit mehr gestillt, als sein Gehaben eigentlich vermuten ließ.

Da sie die Arbeit wieder aufnahmen, sagte der Hans: »Tuet ihr nach ürem Bedünken, ich will üch nit hetzen.«

»Wir wöllends ton.«

Sie schafften jedoch nicht weniger als zuvor, da der Wille des starken Mannes über ihnen gestanden war. Sie mühten sich im Schweiße des Angesichtes bis an den Rand ihrer Kräfte. Das tilgte den leisen Verdruß der Ochsner, denn sie sahen, daß die beiden nicht unwert seien. Rudi Ochsner konnte zufriedener den Tag beschließen, als er gehofft hatte, allein weder er noch der Hans sprachen, als sie gegangen waren, während die beiden anderen am Arbeitsplatze rasteten, vom Baltisar Schürli und seiner Buße.

So ging die Fronzeit zu Ende, ohne daß die ungleichen Männer mehr mit einander geredet hätten, als nötig war. Doch am letzten Abend, da der Klostervogt die getane Arbeit besah und sie der Pflicht ledig geheißen

wurden, hing eine leise Spannung den beiden Alten an.

»So du in einer Not sollt sin, gang ins Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck,« sagte Rudi Ochsner dem Baltisar.

»Du kennst mine Not, lieber Bruder, es möcht mir kum eine härter zustoßen.«

»Wir hangend all am Leben, Baltisar Schürli.«

»Das sije Gott geklagt.«

»Des sije er gepriesen, dann es ist von ihm.«

»Wohl dir, du hast kein Toten nit vor dir liegen und din Messer steckt ihme in der Brust bis ans Heft.«

»Ich han als och mine Toten, Baltisar Schürli.«

So schieden sie von einander.

Auf dem Heimwege meinte der Alte zum Hans:

»Er wird nit kummen.«

Der Hans brummte: »Sie seind dannocht Narren beid. So ers im Rausch tan, was muß er all sin Leben darumb hinschmißen.«

»Hans, wir seind all Narren dessen, was über uns hinweggaht. Und wir seind in eim ohnsichern Grund verhangen als die Knüppeln im Moor. Und weißtu, ob es wise sije unde gerecht, was über uns hinweg willt, dessen hinwider wir die Knüppeln seind und der Weg? Du weißt es nit. — Also wir habend ein Weg gebout vor die Vielen, so zu der Engelwih kummen wölln. Es werdind die mehristen Narren sin: der hoffärtigen Demut, der itlen Gerechtigkeit, der Lug wider das eigen Herz. Die werdind all meinen, sie seind frumb und gerecht und nit im mindest Narren. Dann sie gangend

den Weg, zu dem die Lüt sagend, es ist ein frumber und gerechter Weg. Was gloubest du, muß Gott und die heilig Jungfrau dasselbig meinen dann die?«

»Ich frag nützit nach. Wir habend tan, was uns ist zukummen. Und so einer mir wöllt in die Quer mit Ohngebühr, der soll gut versechen sin, dem will ichs wohl wisen.«

»Hans, das ist din Art und ist ein trüe Art. Jedannocht es lebet ein ander Art, die wund wird und blutend an ohnsichtbaren Dingen. — Morgenden Tages wöllend wir uf das Haferfeld, dann es ist hohe Zit, sunst möcht er nit reifen. Und die Wochen gang ich als och uf Schmerikon, Win kosten. Es möcht ein tüchtiges Jahr sin, do müssend wir all zesammen stan.«

Ueber den Alltag und seiner Arbeit wurden Vater und Sohn einig. Aber sie hatten an dem Büßer Baltisar erlebt, daß sie unter anderen Gestirnen gingen. Der Alte dachte in diesen Tagen mehr an Jungrudi. Es focht ihn, während sie auf ihrem Knüppelwege hinschritten, eine Sehnsucht nach dem Toten an.

In der dunklen Flur des Ochsnerhauses saß auf der Treppe der kleine Theophrast und rührte in einem Tiegel.

»Was tust, Frästeli, in all der Finsternus?«

»Die Mutter leidts anderst nit.«

»Was rührst da?«

»Ein Salben vor Podagram.«

»Kumm, es wird Nacht.«

»Min Salben ist nit gar.«

Rudi Ochsner öffnete die Gademtür, es fiel Licht auf den Kleinen, der ruhig rührte.

Der Alte kehrte noch einmal um und setzte sich zu ihm auf die Treppe, deren nächste Stufe von den fragwürdigen Heilmitteln zeugte.

»Was hast da, Frästeli! Kotz Tüfel! Kühdreck — du Säuli!«

»Des Vaters Salben stinkend och,« meinte das Kind ruhig.

Der Alte lachte. Theophrast sah zu ihm auf und runzelte die Stirn.

Der Alte lachte noch mehr, bog den blonden Kinderkopf zurück und sah in die funkelnden Augen. Da verstummte der Alte, eine jähe Freude schlug ihm durch die Brust.

»Frästeli! Das seind Ochsnerougen!«

»Was?«

»Dine Ougen, Bübli.«

Theophrast wandte sich wieder an seine Salbe, denn der Großvater redete ungereimte Dinge.



Konrad von Hackelberg, Fürstabt, ballte die Fäuste und knirschte mit den breiten, immer noch blank bewehrten Kiefern, denn er mußte wohl oder übel an die Briefe. Den Winter über war der Prior Diebold hinter den Büchern gelegen, ein hoffärtiges auf Latein und Griechisch geteiltes Narrenhabit, mit gelahrtem Lappen- und Zaddelwerk behangen, für sich zu schneidern. Der Fürstabt konnte dem Prior nicht wehren: die gelehrten Traditionen des Ordens! Wo es nun galt den aufge-

säumten Dünkel vorzureiten und das ersessene Latein an den Mann zu bringen, verzog Diebold hinter der Wirtschaft. »Der gefürstete Abt zu St. Gallen möchte es übel vermerken, wenn er, der Prior, und nicht der Fürstabt von Einsiedeln selbst schriebe. Ein Pfleger sei unwürdig in St. Gallen geheime Winke zu erteilen.« Die geheimen Winke! Glossenweis könnten sie von ihm am Briefrand erledigt werden! »Dann möchte man in St. Gallen den Unterschied am Stil bemerken. Dort sähe man auf Stil.« Da saß der Hieb. Die sollten ihren Stil völlern, als säßen sie bei gebratenen Pfauen in Pfeffersauce und kauten Portulak dazu! Er war ein Mann von schlichten Sitten, Konrad von Rackelberg.

Gestern hatte der Prior den Hilfsschreiber geschickt, das Schreibzeug in Stand zu setzen. Gut, das war angeordnet. Dann kam er selber nachsehen, ob alles wohlbereitet sei, und brachte zwei Buch Papier. Es sei Baseler auf spanische Art. Abt Konrad hätte es dem Prior gern an den Kopf geworfen. — Seit der Mette ging er vom Schreibpult zur Tür hin und wieder. Er fegte eine Straße in das frisch aufgestreute Reisig.

Er stand in gesunden Säften, brach in die Fünfziger ein, als läge dort der Schatz der Jugend verborgen. Das römische Erbrecht, fidei commissum, der Teufel hats über die Alpen geworfen, und der deutsche Adel duckt sich drunter, um Familie zu halten, denn die Zeit frißt den Adel an — das fremde Recht hatte ihm den Ring an die Hand gezwungen. Sonst schlügen seine Pulse nicht durch Cuculla und Tunica und er trüge eine natürliche Glatze.

Unter den Eidgenossen hielt ers noch am leidlichsten aus, obwohl er fluchte. Die Eidgenossen wehrten sich gegen das römische Recht, sie konnten freudige Kerle bleiben! Er war unterlegen, Konrad von Rackelberg. Uebrigens der Giel zu St. Gallen ist stets ein Mann von Herz gewesen. Und dort vom Bodensee einwärts in den Appenzeller Bergen warteten die Holzhausen der Höhenfeuer auf den Brand, die Hände lagen an den Glockenstricken. Der Kaiser Max soll nur die Eidgenossen in den römischen Rechtssack zwingen wollen. Die werden stürmen, und er, Konrad von Rackelberg, wird seine Gottshausleute nicht halten. Ist nur erst der Engelweihtanz vorüber und wieder Ruh und Fried für sieben Jahr!

Aber das wäre bestenfalls Politik. Er sollte Briefe schreiben. Nicht allein nach St. Gallen. Nach Schaffhausen, Pfäfers, Weilheim, Blaubeuern, Ochsenhausen, Ensdorf, überall hin, wo Zeit und Wege günstig schienen und die Regel des hl. Benedikt galt, damit der Beichtpfennig hübsch im Orden bleibe. Auch nach Fulda und Reichenau, dort hielten sie desgleichen gelehrte Traditionen, und dorthin mußte sein Latein. Desgleichen ans Mutterhaus nach Neapel der italischen Pilger wegen und über Basel nach Cluny der Franzosen halber. Zur letzten großen Engelweih hatte er vierhundert Beichtväter aufgeboten und es war Mangel gewesen: über hundertfünfzigtausend Pilger. Weiß Gott, ein Fähnlein schwyzer Fußvolk stünde ihm besser an! Aber die brauchten keinen vom angenagten deutschen Adel, den das römische Recht erhalten muß.

Der Abt besah das Schreibzeug. Etliche Kalmusrohre, einige Gansfedern, alle fein geschnitten, fügsam und weich, wenn man sie am Daumennagel probierte. In den Nagelfalten saß noch ein wenig braunes Blut. Der Abt schleuderte die Feder aufs Papier. Aber sie sank sanft nieder, das ärgerte ihn: seine Wucht brach an dem allzu leichten Gewicht einer Gansfeder. Er trat ans Fenster, öffnete das Ausguckflügelchen, starrte in die Dämmerung und leckte am Daumennagel.

Vorgestern noch: sein letzter Hirsch. Das Jahr stand sechs Tage vor Mai. Sein Pferd hatte er bei den Frauen in der Au eingestellt und war mit den Bracken gebirscht. Der Wind kam von Süden. Er wußte, daß ein Gutgeschränkter unter dem Haggeneck wechselte. Er hatte ihn für diesen Abend gespart. Von ihm kam der Blutrest.

Der Winter war mild gewesen. Die Tiere trennten sich bereits vom Rudel . . . aber in die erste Brunst fiel die Engelweihe! Da kommen sie mit Kerzen und Fahnen, endlos. Je näher desto unersättlicher in ihrem heiseren Geplärre. Der Wechsel am Haggeneck wird wieder verdorben sein, Konrad von Rackelberg wird bis an die Mythen müssen, das verscheuchte Wild zu finden.

Die Briefe! Der Giel zu St. Gallen tat es leicht mit einem flüssigen Latein und alle, alle andern. Die hatten ihr wohlbesetztes Skriptorium, sie brauchten nicht für die heiligen Zeiten etliche Schreiber irgend woher zu betteln. Im gnadenreichen Einsiedeln stand er, Fürstabt, Konrad von Rackelberg. Das versammelte Konsistorium war der Propst Diebold von Geroldseck und sah auf gelehrte Traditionen. Der Dechant, der die Kloster-

zucht bestreitet, blieb wieder er. Der Pater cellarius hieß Diebold von Geroldseck. Einsiedeln hat an ihn kommen müssen, da man es verlottert und ausgesogen hatte. Keiner biß an und wollte in die Einöde; auch die Jagd war anderweitig besser. Die vier Schwesternhäuser? Kaum mehr der Rede wert, einzig das in der Au. Und dort flog selten ein frisches Leben zu. – Als vom Hans Waldmann, der gehürnten Zuchtpauken in Zürich, das Frauenmünster durchfegt worden war, sind etliche verscheuchte Täublein über den Seen heraufgeflattert. Ansprüche haben sie gemacht. Im Stift waren sie damals noch ihrer fünf gewesen, der Krachwadel Dekan Engelbert hat nicht mehr gezählt. Sie hatten zu tun bei den sieben hergescheuchten Frauenmünstlerinnen! Doch sind sie alle fünf in Feistzeit gestanden, taugliche Beichtiger, obgleich sie nach den ersten hitzigen Wochen ausgesehen haben wie die Hirsche im November. Nur die Roswitha hat sich gehalten. Sie war kein Strohfeuer. Aber jetzt auch nur mehr ihre eigene Glut, gehegte Glut – ein dutzend Jahre! Inzwischen ist der Diebold gekommen, und in den sind neuerdings die gelehrten Traditionen gefahren. Die andern sind abgefallen. Den Bastian haben die Franzosenblattern gefressen, der Reinhard ist am Sumpffieber verendet, der Benno tut Buße. Der Ambrosi hat einen hohen Protektor und sitzt in Mainz. Der Engelbert hat nicht gezählt, der war schon eine halbe Leiche.

Abt Konrad sah über das Moor hin. Mühselig kämpfte der erste Tag mit den Schatten, die im weiten, grauen Nebel verstrickt lagen und nicht weichen woll-

ten. Durch den offenen Gucker strömte der feuchte Frühhauch herein und netzte wohltuend das Gesicht. Der Brühl lag leer, die Rinder brüllten noch im Stalle. Aber der Hof war laut vom Diebold und seinen Leuten. Die Oefen wurden angeschürt, die Rauchfänge dunsteten von der feuchtgewordenen Kohle des Narren Baltisar. Diebold goß Zeichen aus Blei, Kupfer, Messing. Zwei Münzmeister, aus Zürich einer, der andere von St. Gallen, standen mit ihren Knechten seit einer Woche im Futter und guten Lohn des Stifts. Von dem gemünzten Zeug wurde etliches versilbert, daß es hübsch und gediegen glitzerte. Der Diebold goß kleine Arme, Beine, Augen, Herzen, Köpfe, Frauenbrüstlein aus rotem, gelben, blauen Wachs. Meist aus rotem, doch gab es etliche Fromme, die mehr von der blauen und gelben Farbe hielten. Jedem nach seinem Glauben. Gesegnet sei eine trächtige Dummheit, wenn sie nur rechtzeitig niederkommt. Nachher schmolz alles wieder in demselben Tiegel zusammen. Der Diebold zog Lichter nach allen Größen und Gewichten. — War dann der Kram im Wechselschuppen aufgespeichert, schwang er, Konrad von Rackelberg, Fürstabt, den Weihwedel drüber, und die Schulden des Stiftes, die Völlerei der vierzehn Engelweihtage waren bezahlt, und dann galten die gelehrten Traditionen des Ordens wieder.

Der Abt schlug das Guckfensterchen zu, daß die Butzen klapperten. Er trat an das vierbeinige Schreibpult, auf dem des Lämpchens Schein noch sieghaft dem Morgen widerstand. Er tauchte eine Feder ins Tintenhorn, spritzte sie weithin aus und schrieb. Zunächst nur

den Entwurf. Er gedachte später des Reuchlin Vocabularius Breviloqus von Diebold auszuleihen und des Jakob Wimpfeling Elegantiarum Medulla, damit er vor den spottlustigen Augen derer zu St. Gallen, Fulda, Reichenau bestehen könne – des törichten Geredes wegen, um ihnen keinen Fallstrick des gelehrten Hochmutes zu drehen – seinetwegen gewiß nicht. Er war ein Mann von schlichten Sitten, Konrad von Rackelberg.

Er schrieb:

«Min fründlich und allzit willig Dienst, Liebs und Guts dem hochgeboren, fürnehmlich gottwohlgefälligen und der hl. Jungfrau merklich zutanen Herren und lieben Bruder, minem vertrauten, hochgeachten und günstigen, gefürst'ten Abt G o t t h a r d Giel von Glattburg zu St. Gallen zuvor.

Indem unser lieben Frauen allhie ze Einsiedlen Engelweih hinwiederumb ist das siebend Jahr umb und allso mit großem Drang der vielen Pilgeri muß das hochgelobet Fest erneuert sin, wir aber in eim merklichen Mangel stehend, nit allso unseres Glaubens und guten Willens, denen hausendweis Wallfahrenden zu ihrem Heil zu verhelfen, jedannocht mangelnd an Zahl und menschlich beschlossenen Kräften (wir sein alleinig zween, als dir ist wohl bekennt) sijest du günstig gebeten und durch diese mine Botschaft und Bitt liebreich ermahnet: unser lieben Frauen Stift zu Hilf, Lob und Ehr bi etlichen zwenzig, als du von wegen des Heils derer zu St. Gallen vermagst ihrer zu entbehrn, von denen Brüdern zu schicken uf diese Engelweih. Die sollend Bicht hörn.

Sunderlich aber so du ein hast, wohlberedt und von indringlicher Zung, nit als mit Pochen, Pultdreschen, Schwörn, Höll- und Tüfelmaln als viel mehr, der och ein ziemlichen jocus und herzhaftiges Wörtlin verstünd, so solltu ihn zum Predigen schicken. Dann also wöllends die Pilgeri gern, und ist billig nach ihres Weges Schweiß und Ohnrast, ihnen ein fründlichs Wort zu gunnen und ihre bußzerknirschete Seel verschnaufen lahn.

Desglichen gehet min dringlich Bitt: sie sollten, so es sich schicket, nit allzu jung an Jahren sin und an Kräften ehender gestillt und des Blutes Ohnband entladen, indem wir sie einer wohlgeschmälzeten Atzung versichern, und wird desglichen des guten Tropfens kaum ermanglen, also daß sie nit denen Wallerinen, so Frauen als Maidlein, allzuheftig bi ihrem sündhaftigen Teil der menschlichen Natur vermahnend item gar selbsten überführeten. Dann solchs ist uf der letzten Engelweih beschechn und ist vermerkt worden, daß etlich nach Kompletezit in weltlicher Gewandung seind umbbirscht und habend ihr caratheria clericalis schlecht verhehlt, indem mit abfallendem oder verrucketem Barette etlich habend die Platten gsen, was ein Aergernis gibt, sunderlich vor die Mannslüt. Und ist ufkummen, daß etlich gemürmelt hättind, als seiend Nunnen gnug am Ort. Das war nit wohl zu vernehmen vor unser lieben Schwestern. Die habend all tan was in ihren Kräften gestund.

Demnach solltu vor deine Wahl und Usles be-

sonnen sin, was dem Doctori Angelico ist über die menschliche Natur wohlweislich entschlüpfet, obglich er ein Dominikaner und mit nichten von unserm hochgepriesenen Orden ist gewest.

Also stehet in quaestione LXXXIV wie folgt: „Ipsa naturalis inclinatio ad virtutem verum valde diminutum."

Wahrlich ein Wort! Dann wir seind von Natur us in der Tugend gewaltiglich gemindert. Das gut Essen und Trinken allhie mehret aber naturam und minderet virtutem dest mehr. Hinwiederum bist ohngerecht, denen Brüderen, so in harter Arbeit stehnd, die Schüßlen und Krüg uf die Kredenz der strengen Regul zu stellen, dann es stehet: »Du sollt dem Ochsen, der drischt, das Maul nit verbinden.« Wenn schon nit dem dumben Vieh, als dest minder denen Brüderen. In Summa: Du sollt, wohlweiser Fründ und Helfer unserer Mutter Kirche in Sunderheit aber unseres hochgepriesenen Ordens, ein solich Dilemma oder Zweifel durch din berühmet Einsicht und angeboren Scharfsinn ex fundamento tilgen, glichwohl mir aber nit ein Haufen zahnlucketen Podagram und schlotternd Gebein, so in den Bänken, do sie bichten wöllend, ehender schlaft als höret, zuschicken, dann ich besorg Ehr, Lob und Preis der hl. Jungfrau und sunderlich unseres erlauchten Ordens, item der Bichtpfennig ist kein kleins in Betrachtung der großen Zahl derer, die da wallen.

Wir wöllend nit nachstahn und also denen heiligen Aposteln auf dem Fuß folgen, uswerfend die

Fischnetz. Ist och allhie kein ohnfruchtbar Gewässer, indem sie willig zuströmen und sich begeben. Solichs tut ouch uns armen Fischern not, indem wir wohl nachfolgen aber in nichts nit zu glichen vermögen, was Fichkunst belanget, denen heiligen apostolischen Fischeren.

Nun solltu sin empfahend diese Botschaft us eim getrüen Gemüt ohn ciceronische Blümlein und attische Tänz, dann ich bin ein schlichter Mann Gottes und der hl. Jungfrau zutan, so glichermaßen ihrem und Gottes eingebornen Sohn vor sin göttlichen Wort nit hat ein eleganten stilum einbleuet, da sie ihme das Reden bibracht.

Die hl. Jungfrau wölle diner pflegen und des hochberühmten Stifts!

Ze Einsiedlen geben die pro festo Marci Evangelistae ANNO MCCCC...

Konrad von Rackelberg
Fürstabt allhie.«

Inzwischen war ein Regentag mit seinem grauen Lichte durchgebrochen. Der Abt hatte die Primglocke überhört, es mochte auf Terzenzeit zugehen. Abt Konrad überlas seinen Brief und fühlte sich erleichtert. Er stand noch vor der kitzlichsten Arbeit: Umgießen in lateinische Eleganz. Aber der Anfang war gemacht, und der Fürstabt blieb entschlossen, dort wo der Wortschatz des Cicero nicht ausreichte, den Mutterlaut bestehen zu lassen, denn es galt den lateinischen Gugelleuten zu zeigen, daß es ihrer Eleganz an Saft gebreche. Er konnte es keck wagen. Sie kamen, auch wenn sie lächelten.

Man wußte, daß man ausgefüttert und mit vollem Säckel heimkehrte.

Zu gleicher Zeit hingen die Eidgenossen einen Brief in Zürich öffentlich aus, mit ihrer Länder und Städte Secret und Insiegel bewehrt. Sie sprachen den Pilgern der untreuen Läufe halber Sicherheit zu und Geleit, zwischen Bodensee und Rhein durch all ihre Städte, Dörfer, Länder, Gebiete, Gerichte, Zwinge und Bänne frei ihres Leibes und Gutes zu wandeln und zu fahren.

Die Kaufleute, Bettelmönche, Lollharden und alles fahrende Volk redeten den Brief überallhin aus. Sie lockten den feisten Bürger gern vom warmen Neste weg auf die Landstraße und hatten ihre Freude an Zuzug und Masse. Im weiten Umkreise des Gnadenortes spannten sie ihre Netze und schuppten die Fische – oberflächlich wohl im Vergleiche zur Häutung am Gnadenorte, denn was da auf der Landstraße von der offenen Hand lebte, hatte kein Recht jemand den alten Adam auszuziehen und den neuen, der vom Ablaßsegen funkelte, über Ohren, Augen und Herzen zu werfen – aber immerhin ergötzlich genug.

Der Frühling und Sommer wurde den Einsiedlern heiß, und manch eines Häuslers Säckel verblutete in die Taschen der Maurer und Zimmerleute. Klaus Weßner stieg mehrmals in seine Mausefalle hinunter und liebkoste die angeschimmelten Lederbeutel, ehe er sie rinnen ließ. Das Dorf schallte vom Hiebe der Beile und vom Pochen der Hämmer. Der schwarze Adler, der rote Ochs ließen die verräucherten und bespieenen Wände

ihrer Herrenzimmer abkratzen und austünchen; der Pfau, der andere Ochs und besonders der weiße Wind schlugen ihr Inneres mit guten Stoffen aus. Pfau, Ochs und Windhund erwarteten die vornehmen Herren.

Im Haus an der Teufelsbruck türmten sie das Gerät in zwei Kammern und zimmerten einen Notstall am Sihlhang zurecht; Mensch und Vieh mußten für die beiden Wochen der Engelweihe weichen. Bänke und Tische standen rings um das Haus auf blankgeschälten Pfählen. Herr Wilhelm sollte mit Frau und dem Kleinen für die Zeit hinüber ins Pilgerspital, das hochgiebelig am Eingang von Einsiedeln stand, Priester, Studiosi und Kranke aufzunehmen, bis seine Kammern überfüllt waren.

Dem Fürstabt summte der Kopf von Verordnungen: Beichtväter, Feuer, Wachen, Prediger, Krämer, Bäcker, Metzger, Wirte ... je höher der Sommer stand, desto mehr Sessionen mit aller Welt Obrigkeit. Und Propst Diebold seufzte nach der Beschaulichkeit des letzten Winters, wie der Fisch im Boote nach der Welle.

Hans Ochsner erhielt eine neue Rüstung. Er war mit andern hundertfünfzig auserwählt. Die sollten an der Schindellegi, auf der Klause, an der Alpbruck, und der Teufelsbruck, unter den Klostertoren und in der Kirche Wache stehen, der Vagabondie, dem Aussatz und anderer Pestilenz zu wehren. Schirmer hießen sie und waren alle Erlesene des schwyzer Schlags, die ihren Mann zu fassen wußten. Ihnen allen drohte das Schelmenbuch der Reisläufer. Sie lauschten begierig, wenn einer vom Bodensee herüberkam und etliches über den

Kaiser Max und den schwäbischen Bund zu reden wußte.

Die Schiffe der beiden Schiffergenossenschaften zu Zürich lagen frisch geteert im Uferwasser. Die Meinradsbrunnen weithin auf den Straßen waren gereinigt.

Auf dem Brühl vor dem Kloster standen zwei Kanzeln und am Galgenberg waren Pranger und Trülle neu gezimmert worden.

Im Stalle der Abtei schnoben die beiden Engelweihochsen unter der Feiste, ein jeder seine fünfundzwanzig Zentner schwer, ihrem Ehrentage entgegen, da sie, schwarz-gelb geputzt, in feierlicher Prozession zur Schau geführt werden sollten, ehe sie ihr Fleisch und Fett dem Bratspieß überlieferten.

Der große Wechselschuppen war angefüllt, und an den Bretterbuden der Kramgasse, die vom Frauenbrunnen aus das Dorf abwärts lief, verhallten Axtschlag und Sägesingen der Vorarbeit.

Die letzte Zufuhr kam von Wattwil herauf. Zwölf Karren mit Druckwerk: Chroniken, Gebete, Heiligenbilder, Ausgaben der Engelweihbulle aus den Offizinen von Nürnberg, Ulm, Straßburg, München und Freiburg.

Die große Göttin

Als Ochsnerin war zwei Tage vor dem Feste mit aller Arbeit so weit gekommen, daß sie Mann und Kind in die fernhinschauende Giebelkammer des Pilgerspitals einholen konnte. Die meisten Gottshausfrauen, die unter ihrer Aufsicht gefront hatten, waren entlassen worden. Sie saß am Abend dieses letzten schweren Tages, blaß, abgemagert, daheim und erwartete Bombast von Willerszell her. Sie war allein und sprach dem Krüglein Milch nur mäßig zu.

Die Fenster standen offen. Mit dem kühleren Hauch drangen in den herdwarmen Gadem die Stimmen einiger Krämer herein, die am Tisch vor dem Ochsnerhause eine letzte Rast gemacht hatten, um Erkundigungen einzuziehen und die vom Paßwege erschöpften Tiere ein wenig stehen zu lassen. Der alte Ochsner wußte, wohin er die Gäste zu weisen hatte. Er stand an der Teufelsbruck auf einem Posten; es gingen ihm von Einsiedeln her Winke zu. Er gab seinen Rat bedachtsam, als müsse er sich für die oftgestellte Frage jeweils besinnen. Das ehrte den Gast und schuf Vertrauen.

Theophrast huschte im Hause umher. Er schleppte einen Brotbeutel hochgeknotet am Hals und füllte ihn mit den nützlichsten Dingen für den Auszug.

Er kannte den Weg hinüber, aber seine wahre Länge hatte er erst im Frühjahr ausgemessen, als sie den schwarzen Aenderle henkten. Da war er zum ersten Mal auf eigenen Sohlen bis auf den Galgenberg vorgedrungen

und zwar allein. — Der Aenderle hing am Galgen, machte große Augen und streckte die Zunge heraus. Die Augen starrten auf zwei Raben, die ober dem Aenderle auf dem Riegelholz saßen und, da sie sich von dem glasigen Blick immerhin getroffen fühlten, vorsichtig bald mit dem einen bald mit dem andern Auge herunterfunkelten. Theophrast suchte einen flachen Stein, der gut durch die Luft pfiff, und hätte den einen Raben fast getroffen. Die schwarzen Vögel schwangen fort gegen das Stift zu und krächzten. Theophrast bekams mit dem Gewissen: am Ende hatte er die heiligen Raben des St. Meinrad erschmeißen wollen, sie strichen zur Gnadenmutter hinüber und würden es nicht verschweigen. Der Aenderle sah zum Querbaum hinauf und bleckte die Zunge, obwohl die Raben fort waren. Das war unheimlich, wenn er auch sonst ruhig hing.

Theophrast setzte sich an den Straßenrand dem Gehenkten gegenüber. Nach Einsiedeln blieb ein gutes Stück. Dort hätte er den Götti besuchen können. Doch der mochte ihn nicht, und er mochte den fetten Götti ebensowenig. Der brodelte immer aus seinem schleimigen Hals: »Fräštli, daß Gott erbarm, bist als ein dürftigs Bübli und hast kein Heiligen nit.« — Zum Götti wärs aber näher gewesen als heim. Theophrast sah immer wieder zurück. Haus und Teufelsbruck hatte der Erdboden verschlungen, sie lagen in der Schlucht. Hätte die Mutter ihn am Tage vorher mitgenommen und nicht eingesperrt, als sie den Aenderle henkten, so hätte er nicht auf eigene Faust gehen müssen. Und es war kaum des weiten Weges wert. Er hing ganz still, sah den neuen

Balken an, bleckte dabei die Zunge, und seine Hände waren hinter dem Rücken zusammengebunden. Er hätte höchstens mit den Füßen stoßen können. — Und vor ihm haben sie alle Angst gehabt, nur der Theophrast nicht. Er hat den Aenderle gut gekannt, denn der hat weitum alle Vogelnester gewußt. Sie haben ihn geprügelt, weil er einmal mit dem Aenderle im Borzerwald war und das Kiebitzei von ihm genommen hat. Seit der Zeit ist es schwer gewesen Freundschaft zu halten. Alles mußte verschwiegen bleiben. Und der Aenderle konnte erzählen, wie weit er über allen Bergen gewesen war. Jetzt aber mußte er bleiben, konnte nichts mehr als die Augen verdrehen und die Zunge blecken. Seine Füße hingen einer über dem andern, als seien sie über Schnee gelaufen und frören. Theophrast stand auf und ging unter den Galgen, um zu fühlen, ob des Aenderle Füße wirklich so kalt seien, wie er tat. Er streckte sich, aber erlangte ihn nicht. Da kam ein Klosterknecht mit Pferd und Karren den Weg vom Stift her. Er kannte das Kind und nahm es auf dem Karren mit.

»Der Aenderle ist min Fründ gsin,« erklärte Theophrast, während er in dem rüttelnden Karren stand und sich festhielt. »Und er ist über alle Berg gewest, nu aber hanget er und hat kalte Füß.«

So wußte Theophrast, wie weit es eigentlich nach Einsiedeln sei, wenn einer nicht reiten noch fahren konnte, darum auch wollte er sich und die Seinen für alle Fälle versehen. Es wurde der Brotsack voller und die Sorge des Theophrast leichter.

Zwei Nägel und vier Knöpfe lagen zu unterst im

Sack. Ein Ballen Hanf, weil nur ein kurzer Strick aufzutreiben war. Ein Stück Tuch, wenn Hose oder Aermel ein Loch bekämen. Ein Strumpf, zu dem der Zwilling fehlte. Eine Glasscherbe, mit der man Aufgeharschtes von Tisch und Bank kratzen konnte, daß die Mutter beim Scheuern eine Erleichterung fände. Eine Schelle, mit der er läuten wollte, wenn er die Mutter im Gedränge verlor. Der Plappart, den ihm der Götti zu hl. drei König geschenkt hatte, um Schafböck beim Lebzelter, Lichter für die Gnadenmutter, wächserne Arme und Beine, vielleicht auch einen jungen Maulesel für den Vater zu kaufen, denn das Schwabenjörgeli war schon alt. Aber auch für alle Fälle ein tüchtiger Keil Brot und ein Stück Käse: es konnte etwa alles Brot in Einsiedeln ausgehen, dann wollte er mit dem seinen der Mutter und dem Vater beistehen und sich recht als einen vorsichtigen Mann erweisen. Er hatte die Nahrung längst für diesen Zweck beiseite gebracht. Ueberdies führten auch die Pilgeri Brot und Käse in ihren Säcken mit. Dazu kamen noch fünf Nüsse; ein blaues Band, so lang, daß es zweimal um seinen Bauch ging; ein Bogen Druckwerk aus irgendwelchem Buche, den hatte Theophrast unter einem der Gasttische gefunden und, wer weiß, was für wichtige Dinge darauf standen. Dann noch ein Stück Kette, das einen Uebeltäter fesseln konnte, wenn einer sich an Vater oder Mutter vergriff. Die Läufe waren ungetreu. Etliche Hutzelbirnen. Und jenes bunte Seidentüchlein, das ihm von der Mutter nach langem Für und Wider geschenkt worden war, als der Vater ihr zwei schöne, neue aus Zürich mitgebracht hatte.

Mit dem Brotsack schleppte sich Theophrast seit frühem Morgen und fuhr alle Winkel aus, um nichts zu vergessen, was den Seinen von unberechenbarem Nutzen sein konnte. Ein leises Fieber befiel ihn, als er endlich das Schwabensörgeli an der Krippe vor der Tür fand und wußte, daß der Vater von Willerzell zurück sei. Sie mußten fort. Er brauchte nur noch sein Schwert umzubinden.

Das Schwert lag im Gadem unter der Ofenbank. Der Marx hatte es aus Eschenholz geschnitzt. Die Schneide war mit Eichengalle schwarz gefärbt, Griff und Bügel mit Zwiebelschale goldbraun. Das Schwert schnitt den dicksten Schierling glatt durch.

Im Gadem saßen Vater und Mutter. Die Mutter lehnte an des Vaters Schulter und hielt die Augen geschlossen. Aber der Vater sah unwillig drein. Theophrast hörte noch:

»... ist Ohnrecht an uns, bist ausgeronnen und du bist mein und des Buben, sunst niemands.«

»Ist dannocht min Heimat, Bombast, und ich müsset vergahn,« flüsterte Els.

»Sie habend es nit vergessen; ich bleib der Schwab und steh ich gleich im Einsiedeler Dienst. Nu flackerts am Bodensee und Rhein, sie seind von Tag zu Tag mehr in den alten Zorn verbissen. Balde so brennend sie und blutend, dann wird meine Heimat bespien und mein Blut von aller Bosheit geschmächt.«

»Du bist hie wohlgelitten, Bombast, und ich müsset vergahn.«

Theophrast sah nicht gern, wenn Vater und Mutter

beisammen saßen. Eine ungewisse Scheu bedrängte ihn dann. Sooft er konnte, trennte er sie. Beide liebte er, doch den Vater anders als die Mutter. Er vermochte nicht diese Liebe zu vereinen.

Lag die Mutter zärtlich hingegeben an des Vaters Brust, wie in diesem Augenblicke, dann glaubte er eine entwürdigende Schwäche zu beobachten. Liebkoste Hohenheim seine Frau, empfand er deutlicher: der Vater stellt sich bloß. Er litt es, und ein sanfter Frieden erfüllte ihn, wenn beide Eltern ihm mit streichelnder Hand begegneten. Aber das sah er nicht. Hätte ers gesehen und nicht nur gefühlt, er würde ihre Liebe vielleicht trotzig abgewehrt haben. Nicht Eifersucht trieb ihn zwischen Vater und Mutter, wenn beide einander umfingen. Das augenfällige Zeichen ihrer Liebe befremdete ihn bis zum Unwillen. Er wußte nicht, daß sie selber mehr fühlten als sahen, wenn sie zärtlich zueinander waren. Und der andere schlummernde Grund blieb, daß er beide anders liebte. Er schied das Wesen des Mannes von dem der Frau ahnungsvoll. Noch fühlte und wußte er von dem Bande nichts, das beide unlöslich umschlingt.

Was tut der Mann solch heimlicher Wirrnis gegenüber? Er zieht das Schwert und zerhaut den Knoten. Theophrast drängte sich mit erhobenem Schwerte zwischen Vater und Mutter.

Er sagte: »Nu müssend wir reisen.«

Sie wollten ihm den wohlgefüllten Brotsack abnehmen, aber er wußte seinen Willen mit Glück durchzusetzen. Der Großvater hob ihn vor die Mutter auf das

Schwabenjörgeli, das unmutig über die neue Last die Ohren zurücklegte. Es hatte schon vom Stallfrieden geträumt und von wohligem Dösen und leisem Schwanken auf allen Vieren mit dämmernden Augen, vollem Magen und hangendem Kopf. Es mußte nun wieder auf Knüppel und Stein acht haben; war auch die Last geringer, der Abend lag schon in allen Gliedern. Doch kostete es nur die ersten paar widerwilligen Schritte. Dann reckten sich die Ohren wieder vor. Es galt die Teufelsbruck. Und hatte sie das Schwabenjörgeli auch hundertmal überschritten, ihr Brausen blieb ewig unheimlich. Man mußte auf alles gefaßt sein.

Hohenheim ging schweigend neben dem Tier her, das Frau und Söhnlein trug, er hielt die Zügel. Theophrast sah über den Bergen das matte Grün des Abendhimmels, ein kühner Stern durchzitterte es. Das Herz des Kindes zitterte erwartungsvoll mit dem Stern.

Und in die Freude seines Erlebens fiel bald eine fremde Bangigkeit. Er hatte einen ganzen Tag lang fröhlich Abschied genommen, nun aber wußte er immer deutlicher mit jedem neuen Stern, der durch das ermattende Licht brach, daß viel zurückgeblieben war, was nie in seinen Brotbeutel gegangen wäre.

Er fragte die Mutter leise:

»Warumb müssend wir fort?«

»Wir gangend uf die Engelwih.«

»Werdend die Engel ze Einsiedeln sin?«

»Die seind allerweg.«

»Warumb müssend wir als fort?«

»Wil die Gnadenkapell ze Einsiedeln staht und die

ist von den Engeln gewiht. An der Tüfelsbruck staht aber kein Gnadenkapell nit.«

»Werdend wir als die Engel ze Einsiedeln sehn?«

»Das wird nit sin. Die Engelwih, da sie herniedergestiegen, ist ehedem vollbracht und uf unser Zit nit mehr.«

»Hats einer ehedem gsehn?«

»Es muß sin, dann sunst wissend wirs nit.«

»Was hat derselbig gsehn?«

»Wo unser heilig Meinrad ist von denen Mörderen biden erschlagen, habend sie unser lieben Frauen ze Einsiedeln Altar und Kapell usgericht, und war alles bereit, daß man sie wihet. Und ist der Bischof ankummen, viel Pfaffen gangend mit ihm und Mönch, die wöllend sie wihen uf den morgenden Tag. In der Nacht ist der liebe Gott vom Himmel gefahrn für denselbigen Altar und hat ehender das heilig Amt und die heilig Meß vollbracht. Er hat ein veigelfarben Meßgewand angehebt. Sant Matthei, Sant Marx, Sant Lux und Sant Johann satzeten ihm, als die heiligen Evangelisten all vier, sin Inful uf das Houpt und nahmends wieder ab. Und geschah ihm alls wie dem Bischof, so er die Gnadenkapell am morgenden Tag gewihet hätt. Die Engel kamen all und trugen gulden Rochfässer, facheten die Glut mit ihrer Fittich Schlag, daß es ruschet. Bi dem lieben Gott gestund Sant Greger und hielt den Wadel, bruchte kein Becken nit, dann der Wadel tropfet us ihme selbsten von himmlischem Wihwasser. Sant Peter hielt den Stab, Sant Augustin und also Sant Ambrosi gestunden bi dem lieben Gott. Die heilig Jungfrau aber schwebet über dem

Altar. Es brach us ihrem gulden Gewand ein Licht als wie der helle Blitz, wenn es umb Mitternacht wettert. Und sangen die Engel all, denen ist Sant Michel Fürsinger gsin. Geschahe alles, wie es bi der Wihe sunst geschicht. Und es bruset die Orgel von der Heiligen Hand gerührt. Sant Christofel aber hat den Balg treten mit aller Kraft, dann der ist der stärkist unter den Heiligen und hat ehedem das Christuskind mitsamt der ganzen Welt durchs Wasser tragen.«

Theophrast lehnte an der Brust seiner Mutter, die beide Arme um ihn geschlungen hatte. Er sah unter gerunzelten Brauen in die Sterne.

»Seind die Engel all dabi gewest, Mammeli?«

»Sie warend all dabi, darumb heißt es die Engelwih.«

»Wer gestund dann bi denen Kinderen in derselbigen Nacht? Bruchet ein jeds zwölf Engel. Und seind all uf Einsiedeln gewest.«

»Vor die Nacht hat ihnen der liebe Gott Urloub gegeben.«

»Das ist nit recht gsi von ihm. Es kunnt eins us dem Bettli fallen.«

»Was der liebe Gott tut, ist recht, Frästeli. Da darf keiner nit fragen.«

»Warumb nit?«

»Wils der liebe Gott ist.«

Theophrast schwieg. Er konnte nicht weiter. Aber in seiner Brust glühte ein Zweifel, wenn er auch keinen Laut fand. Er war verstummt, doch nicht gestillt; und er wußte nicht, was ungestillt blieb.

Hätte er das verhaltene Lächeln seines Vaters gesehen, vielleicht wäre er entbunden worden. Jenes Lächeln, das ihn so heftig reizte, weil es offenbar Erinnerung an Zweifel, Kämpfe, Siege und Niederlagen der Großen verhehlte. Dieses Lächeln sagte ihm: ich bin wie du gewesen, aber ich bin damit fertig geworden. Und unfertig zu gelten, trotz heißer Mühe und Schaffensnot, das quälte ihn mehr als die Großen begriffen.

Doch Theophrast merkte das verhaltene Lächeln seines Vaters nicht, das zwischen Freude und Bitterkeit hing. Er sah den dunklen Himmel mit seinen hellen Sternen, fühlte die Arme der Mutter, das sanfte Wehen ihres Atems — er vergaß die kaum bewußte Bedrängnis, wie die sinkende Welle ihren Schwung vergißt.

Sie kamen an. Die Lichter der steilen Gasse freuten Theophrast. Er hatte noch nie leuchtende Fensterreihen gesehen.

Vor den Toren am Straßenrande standen Wagen und Karren, die meisten von Linnenblachen auf Holzreifen überspannt. Durch manches Wagendach schimmerte Laternenschein.

Auch vor dem Tor des Pilgerspitals stand ein Wagen mit weitem Wetterdach, das bunt bemalt war und von einem Maste überragt wurde, der ein Fähnlein trug. Theophrast sah unter dem hellen Halbrund etliche Leute kauern. Ein Mann trat dicht an die schaukelnde Zugwaage, er reichte einen Krug, dann Brot und Speck hinauf. Die Leute sprachen sehr laut, sie lachten, Theophrast verstand sie nicht.

Seine Mutter drängte, aber er bettelte, die Gasse zu sehen; da beschied Herr Wilhelm die Frau ins Haus und nahm das Söhnlein an die Hand.

Weit hinauf sahen sie flimmernde Lichter über den Weg tanzen. Aus den Toren, wenn sie da und dort geöffnet wurden, brach wie ein lauter Ruf der Schein. Die Stimmen der Männer und Frauen schwirrten wunderlich durch die Dunkelheit.

Auf der Höhe des Weges lag ein Klumpen Finsternis und reckte zwei ungeheure scharfgespitzte Zähne in den mattdurchschimmerten Himmel.

Theophrast umklammerte die führende Hand. Er kannte die Nacht groß und schweigend, vom ruhevollen Brausen der Sihl erfüllt. Hier fand er sie von unruhigen Lichtern und Stimmen angerührt. Obgleich er voll Neugier und Staunen das fremde Leben aufnahm, beklemmte es ihn.

Er fragte leise: »Was gangend die all nit schlafen?«

»Die werden auch schlafen, doch habend sie viel vor. Dann diese Tåg sollen die Beutel ründen. Es seind die mehristen Kramervolk und fahrend Lüt. Die wöllend wohl versehen sin.«

Weiter oben standen leere Bretterbuden in mehreren Zeilen dicht gedrängt. Bei ihnen lagen, unordentlich, verschlossene Kisten. Vor den Mauern des Stifts plätscherte der vielstrahlige Frauenbrunnen, dessen Mündungen nach dem Feste von Pilgerlippen blankgescheuert sein werden. Die meisten Waller werden aus allen Rohren trinken, um auch an dem einen heiligen Strahl

die Lippen zu netzen, von dem der Heiland getrunken hat, da die Gnadenkapelle geweiht wurde.

Das Stift lag lautlos hinter den Mauern, seine Dächer ruhten unter dem mächtigen Schatten der Basilika, die das Heiligtum der Gnadenkapelle barg. Die beiden kühngehelmten Türme verstärkten das drohende Schweigen. —

Theophrast schlief diese Nacht unruhig, er träumte: Der finstere Kirchenkörper wächst höher als die Myten, wächst und schwillt. Sprengt die Klostermauern. Zerknittert Bretterbuden. Malmt Häuser nieder, löscht ihre Fensterreihen und alle Strahlenbüschel der offenen Hausfluren unter lautlos stürzenden Wänden aus. Vertilgt die kleinen Lichter, die über die Straße tanzen. Die Räder unter den erleuchteten Blachen rollen eilig die Straße herab. Das Ungeheuer quillt schneller, bäumt sich an einer Bodenwelle, stößt, wirft, zermalmt die Wagen im Räderwirbeln. Kein Laut, kein Licht. Theophrast fühlt nur, daß der Schatten wächst und schwillt.

Am andern Morgen war Herr Wilhelm hastig ins Kloster gerufen worden. Ein Züricher Münzknecht hatte einem andern das Messer in den Leib gerannt. Frau Els huschte noch vor Tags die vielen Treppen des hochgiebligen Hauses hinunter: das Pilgerspital erwartete seinen Teil an Klostergästen zu früher Stunde. So blieb Theophrast allein in der Giebelkammer, von der man jenseits des Brühls das Türmlein der St. Gangolfkapelle und den Galgen sehen konnte. Er wußte, der

Galgen stand leer. Der Aenderle war längst abgefallen.

Von der Straße herauf schwärmte das Stimmengewirr, raunte das erste Pilgerlied derer, die in der Nacht schon aufgebrochen waren, um über das Fest einen sicheren Unterschlupf zu erlangen. Und mit dem ersten Wallerkreuz und Fähnlein, das dem Türmer sichtbar wurde, begann die Predigtglocke ihr winkendes Geläute. Sie sollte an diesem Tage kaum verstummen.

Theophrast gürtete sein gutes Schwert um, entleerte den Brotsack bis auf den Plappart und die Schelle, ehe er ihn umnahm, kletterte die finsteren Treppen hinunter, das Neue und Bunte auf eigene Faust zu bestehen.

Den bemalten Wagen mit seinem Mast und Fähnlein fand er nicht mehr. Auch alles andere Fuhrwerk hatte seinen Nächtigungsplatz geräumt. Die Gasse war von Fußgängern, Reitern, Handkarren lebhaft durchströmt, ein größeres Gefährt drang nur langsam, unter lautem Geschrei des Lenkers durch.

Mit der Terzenglocke sollte der Wechsel des Klosters aufgetan werden. Ihm liefen die Kaufleute und Landesfremden zu. Es war untersagt und wurde scharf gehütet, Wallfahrtszeichen, Druckwerk, Kerzen und wächserne Weihbilder einzuführen, alles mußte aus dem Zeichenamt und von den Kerzenbänken des Klosters erstanden sein. Beide Kaufstellen gehörten zum Wechsel, wo auch die einzige Geldbank aufgeschlagen war. Wer sein Geld eingetauscht und seine Warenkisten

gefüllt hatte, konnte in Ruhe die Bretterbude ausstatten und die ersten Käufer locken. Doch viele Krämer trugen noch das Kaufgeld vom gestrigen Tage her im Säckel, und es brannte ihnen, als hätten sie es gestohlen. Ueberdies war mit sinkender Nacht ein großer Nachschub eingetroffen.

Sie drängten mit ihren leeren Säcken und Koffern vor dem geschlossenen Tor, stießen einander, fluchten, schlugen zu und gaben der geharnischten Wache zu schaffen. Herr Diebold hatte geboten, daß nicht mehr als je ein Dutzend zugleich eingelassen würde.

Die Pilger waren bald zurückgeschoben, das fremde Geld sollte warten, bis die Krämer ihre Waren hatten. Wer eher mit vollem Sack und Pack kam, erlangte die bessere Bude. Es gab etliche, die einen Platz näher dem bewachten Tore zu erkaufen strebten; andere vereinbarten nach Art des Fußvolkes, das von Reiterei bedrängt wird, einen »Igel« zu schließen und eng umschlungen, in gesammelter Wucht, durch die Vordermänner zu brechen, wenn es galt. Sie stellten sich zurecht, wurden durchschaut und dichter umlagert, man machte Miene sie fortzuschieben, aber der Nachdrang war zu stark. Die Köpfe wurden röter, die Augen drohender, die Mäuler standen voll Schaum und platzten von Flüchen, die Finger zerrten an dem, was sie zu halten hatten, jede freie Hand war geballt und die Ellbogen arbeiteten. Ein Schimpf und Knuff zählte nicht, sie hörten und fühlten drüber hinweg. Bisweilen sammelte sich die Ungeduld an einem Ruf. Der hinderliche Nebenmann wurde Genosse; sie brüllten einmütig: »Ufstun! Uf!

Terzzit!« Dann wurde der Schwarm dichter und schob einen Fuß breit vor, die Ordner wurden an das Tor gepreßt.

»Räudigs Kuttenvolk! Versoffen Plattenhengst! Schmeißt das Nönnle usm Bett! Ufston!«

Sie paukten mit den Stiefeln gegen das Holz. Die beiden verlorenen Ordner brüllten und schwuren allen die fallend Sucht, den hitzigen Ritt und die Franzosen in den Leib.

Endlich fiel die helle Stimme der Zeitglocke. Das Menschenknäuel verstummte, schwankte ein wenig zurück, als hole es aus. Die Riegelbalken schartten an der Tür und fielen. Der Haufe brach ein. Die Ordner waren machtlos. Aber Herr Diebold hatte sich etlicher fester Hände versehen. Die packten und warfen, was da wie Kriegsfurie den Wechsel stürmte, auf gut schwyzer Art gegen Mensch und Mauer.

Und mit dem Schmerzgeheul aus einem Dutzend Kehlen war der wilde Eifer geschlichtet. Man zählte seine Glieder, die heil aus der Presse gekommen waren, fand den Schmerz der ersten geprellten Stürmer gerecht, lobte die ordnende Gewalt, tat vor den Geldwechslern freundlich und bescheiden, um doch einen oder den andern verrufenen Schinderling unterzubringen. Man täuschte sich, versuchte vor der Kerzenbank und im Zeichenamt noch einmal sein Glück mit dem falschen Gelde, wurde übel angeblasen und ließ für diesmal allen Profit dem Kloster der lieben Frau und Ernährerin unbenagt. Im Hintergrunde klafften die Eisentruhen und fletschten ihre Riegel.

Neben jeder Eisenkiste standen zwei Klosterknechte, die kurze, blitzende Schwyzeraxt in der Faust. —

In Gottes Namen fahren wir,
Siner Gnaden geren wir.
Nu helfe uns die Gotteskraft,
Der reinen Lilgen Mutterschaft.
Christ uns genade!
Kyrileis!
Die Heiligen all helfend uns!

Nah und fern entwuchs der eintönige, uralte Gesang den Staubwolken der Pilgerstraßen. Ein Kreuz zog voraus. Der Heiland hing grell bemalt daran, zuweilen blinkte sein Leib golden oder silbern in der Sonne, immer hielt er den Kopf sterbensmüde zur Brust geneigt, und es schien, als glitte sein lidverhangener Blick traurig über den Weg hin, den er getragen wurde.

Waren die dunklen Menschenzüge auf die Höhen des Etzel, des Schnabelbergs, des Haggenecks und Katzenstricks gekommen, flackerten sie auf wie von neuem Leben. Sie hielten, knieten nieder und winkten der Lilie in Dornen, der Rose im Himmelstau, dem Zederbaum ohne Wurm in hundertjährigen Gesängen und Gebeten zu.

Dort sahen sie das Heil vor Augen: von Türmen geschützt, in Geläute gehüllt, die breite Basilika, die den engelgeweihten Gnadenhort beschirmte. Die Träger entrollten das Fahnentuch, zuweilen kostbare Stoffe, die Flammenspitzen wurden von schweren Goldquasten gestreckt. Auf dem Fahnenblatte blühten in bunten Farben die Namenssymbole Christi und Marias, die Ge=

stalt eines Märtyrers, einer Heiligen. Der graue Zug hob sich, froh der ragenden Türme und winkenden Glocken. Bald, bald war die Buße, ihre schwerste Not überwunden.

Seit Wochen schluckten sie Staub oder froren in durchnäßten Mänteln, während der Morast der Straße das Schuhwerk beschwerte und erweichte. Aus den Niederlanden, von der Ostsee, über die Vogesen, die Alpen, von der Donau her drangen sie durch Unrast der Tage und Unbill der Nächte, starrend vor Schweiß und Schmutz, übel verlaust, auf wunden Sohlen. Von Rast zu Rast stumpfer und müder. Sie sahen nicht mehr die Lieblichkeit der oberdeutschen Länder und nicht die fürstlichen Berge; ihr Gehör war am ewiggleichen Tonfall der Gesänge und Gebete stumpf geworden. Das Gewissensfeuer, das sie aufgejagt hatte, schlug nicht mehr lechzend gen Himmel, sein Qualm kroch auf den Niederungen der Landstraße, erstickte und beklemmte die Herzen. Der helle Freiheitsschrei ihrer Seelen war ein dumpfes Stöhnen nach Gnade und Erlösung aus aller Erbärmlichkeit geworden. Die Sünde hatte ihre jagende Kraft verloren, sie blieb ein schleichendes, gemeines, willensfremdes Uebel. Die Körper waren ausgeronnen, der Mut hing an den müden Schritten und matten Stimmen der anderen, die mitzogen, die längst nicht mehr von Haus und Arbeit sprachen, sich längst nicht mehr umsahen, nur das schwebende Kreuz oder die gleitende Landstraße im Blick hielten, heiser sangen und murmelten.

Aber dort im Tale, von Engeln geweiht und unzähli-

gen Gebeten seit Menschengedenken angehaucht, sprudelte der Gnadenquell. Das weite Hochtal war von seinem Segen fühlbar erfüllt. Sie tauchten von den Paßhöhen nieder wie in einen heiligen See.

Was sonst ließ ihre Herzen laut werden, ihre Augen aufflackern? Was konnte ihnen sonst mit wundersamer Erquickung die gemarterten Glieder durchstrahlen?

Neu brannten die Sünden. Sie hatten Blut vergossen, Ehe gebrochen, gestohlen, betrogen, den Nachbar verlästert und vernichtet. Brandstifter, Schlemmer, Hurer, Verräter, Meineidige und die Feigen, deren Schuld ein Leben lang läßlich blieb, aber beklemmend wurde, da die Kräfte sanken. Alle die, durch Geld, Verwandtschaft und Macht geschützt, dem Rechte der Welt entschlüpft waren, vereint mit den Frommen, Armen und Demütigen im Geiste und auch mit jenen Bußlüsternen und Geilen im Staube, alle durchglühte der erste Taumel der Gnade. Der Brand der Sünden wärmte mehr als er sengte. Er verklärte das Bußwerk der wochenlangen Entbehrung zum Verdienste. Je tiefer der Sünder stand, desto schwerer glaubte er gelitten zu haben.

Die Erbsen und Steine in ihren Schuhen trugen und jämmerlich nachgehumpelt waren, versuchten nicht mehr auf dem Fußrande oder der Ferse zu gehen, um dem stechenden Wundschmerze zu entrinnen. Sie traten fester auf und verzerrten ihre Gesichter zwischen Qual und Lachen. Da sie das Ziel vor Augen hatten, schauerte Wollust durch ihr Leiden. Eine Stunde noch! Sie

schrien die ewig gleichen Verse, und die andern hoben ihre Stimmen mit ihnen.

Zurück blieben, die gelobt hatten, den letzten Weg angesichts des Heils auf den Knien zu überwinden. Sie gürteten den dunklen Pilgerhabit hoch auf die Brust und entblößten die Knie. Sie ließen den Rosenkranz perlen, weil sie nicht mehr im Takte singen konnten, auch nicht beisammen blieben.

Die anderen gingen schnell. Es gab ihrer, die wie Trunkene vorwärtstaumelten, um sich auf den Boden zu werfen, wenn sie den Vorsprung eines Ave Maria gewonnen glaubten, den Staub zu küssen und zu beten, bis die Brüder nachgekommen waren. Je lauter die Glocken wurden, desto höher brannten ihre Wangen, der Schweiß der Erschöpfung floß von ihren Stirnen, sie keuchten.

Im Orte stießen sie mit anderen Pilgerzügen zusammen und mündeten in den großen Strom, der aufwärts zu den weiten Toren zog, aus deren Dunkel es hundertfältig blinkte und, je näher sie drangen, rauschte und brauste wie stürzende Wässer.

Sie sangen nicht mehr. Sie schwangen die Pilgerstäbe und Rosenkränze dem Eingang entgegen, lallten, jauchzten den Namen der Gottesmutter, beschworen sie um das Gnadenwunder, ächzten ihr alle Mühsal und Schmerzen entgegen, die sie auf weiten Straßen aufgenommen und hergeschleppt hatten.

Ein Keil von Ordnern war von der Kirchenmitte in die Flut vorgebaut worden und brach die Wucht, schob die Andringenden zum linken Tore, drängte die

Ausströmenden von dem rechten Tore weiter, wenn es not tat, mit kräftigen Partisanenstößen. Sie wußten, daß die Ohren taub, die Augen geblendet, die übermüdeten Leiber stumpf waren.

Sie kamen nahe. Die Knie zitterten. Den meisten wars, als müßten sie über den Stufen zusammenbrechen, ehe sie noch die Gnadenreiche gesehen hätten...

Dann umschlug sie der heiße, düstere Dunst, weihrauchgesättigt, vom Qualm der unzähligen Lichter verdichtet. Ein Schleier lag vor ihren Augen, sie meinten mit den Händen weitertasten zu müssen. Um sie her schallte es, keinem Sturm vergleichbar, unbändiger als alle Laute, die sie je vernommen hatten. Sie schrien, um ihre eigenen Stimmen zu hören, um sich am eigenen Schrei wiederzufinden. Eines jeden Lebensgefühl drohte zu zerschellen, aufgelöst in dem zersprühenden Bewußtsein der anderen, willenlos, hingerissen, vernichtet und erhöht.

So wußten sie nicht mehr, daß sie weitertrieben. Nur an dem stechenden Schmerz ihrer Kehlen fühlten sie, daß es aus ihnen verlaute.

Und sie sahen, wie die Seitenwand der Gnadenkapelle zurückwich. Jedem erschiens, als offenbare sich das Geheimnis für ihn allein.

Silberglanz, Goldgarben, zahllose zitternde Flämmlein. Inmitten: ein Mantel, gepanzert von Gold, Perlen, Steinen, er glich einer Glocke. Ein Schleier, der, faltenlos gefroren vor Kostbarkeit, vom goldbelasteten Scheitel bis zum Mantelsaum niederstarrte. An der Krone glimmte es kalt und funkelte. Unter der Krone:

ein rosiges, lebloses Antlitz. Die kleinen Schlitzaugen von hochmütigen Brauenbögen überglitten, eng aneinander geschoben, halb verschleiert, jenseits von Liebe und Erbarmen. Das Mündlein mit den üppigen Lippen, satt, gleichgültig geschlossen. Das runde, willenlose Kinn glänzte wie eine große Perle. Augen, Mund, Kinn waren so eng an die lange, dünne Nase gerückt, daß die Wangen der Gesichtsscheibe fetter erschienen. Die Stirn schimmerte glatt, gedankenlos. An den Ohren glitzerten Gehängebüschel. Der kurze Hals war vom Geschmeid gedrosselt.

Das Kindlein hing an der linken Schulter des Bildes in einer Mantelglocke von gleicher Ueppigkeit, sein winziges, feistes Köpflein war unbeweglich zwischen Krone und Halsschmuck eingezwängt.

Die rechte Hand des Bildes war von Juwelen, Ketten und Bändern bedeckt, sie hielt ein schlankes Zepter. Zwischen ihr und der Mantelglocke des Kindes sprühte ein großes, loderndes Diamantenherz die Farben des Regenbogens.

Die Augen gingen über, klärten sich und verschwammen. Keiner hatte je solch lastenden Reichtum gesehen. Sie wagten kaum zu blinzeln. Da sie näher und näher trieben, verstummten sie. Der heiße Qualm genügte den Lungen kaum. Sie ächzten aus offenen Lippen. Einigen schwand das Bewußtsein für die Zeit eines Herzensschlages. Sie konnten nicht sinken, sie verloren beinahe den Boden unter den Füßen, schwebten, da sie näher kamen. Die Hände zitterten auf der Brust. Keiner wagte zu flehen. Dumpf schwelte es in ihnen, sie müßten erhört

sein. Niemand wußte, weshalb er vor diesen maßlosen Prunk getrieben wurde.

Erst in der Nähe der Gnadenkapelle, da die Harzwolken und der Dampf des Wachses unerträglich wurden, züngelte es durch ihr Bewußtsein: Gold, Edelstein, Perlen ... opfern ... ich auch ... opfern!

Die Finger hasteten unter den Mantel in Koller und Mieder. Dort ruhte das Beutelchen mit dem Opferpfennig seit ihrem Auszug aus der Heimat auf dem Herzen.

Durch das brusthohe Gitter der Gnadenkapelle streckten die Opferstöcke ihre Trichter und schlürften ein. Es klapperte unaufhörlich.

Nicht jeder Pilger konnte zu seinen Münzen gelangen. Er warf dann irgendetwas über das Gitter: Hut, Paternoster, eine Kette, den Gürtel, seinen Ring. Zwei Knechte standen im Heiligtum zu beiden Seiten, sie gruben den stets wachsenden Haufen der Opfer von Zeit zu Zeit ab und ebneten ihn.

Etliche klammerten sich an das Gitter, um vor dem Unerhörten ein paar Atemzüge länger bestehen zu können. Auch war in einige beim Geklapper des Geldes ein kalter Strahl Ernüchterung gefallen. Sie vermuteten ein Recht auf eine demütige Bitte und wollten sich besinnen. Aber sie wurden fortgeschoben, ihre krallenden Finger rissen an den Stäben und Ranken wund, sie taumelten in den Wirbel zurück, der vor dem Heiligtum kreiste, ohne einen letzten Blick auf das Gnadenbild geworfen zu haben.

Unnahbar und starr hing das Bildnis, von tausend-

fältigem Schimmer überhuscht. Sein kalter Blick stand tot in der Dunkelheit und achtete der Menschen nicht. Das Bildnis schien zu lauschen. Das Wirrsal der Schreie, des Stöhnens, des Lallens und des unaufhörlichen Klapperns der Opferkästen schien es zu sättigen. Was vermochte die kälteste Herrschergeste eines Herrn der Welt gegen diese lauschende Ungerührtheit, gegen diese lauernde Sattheit!

Und gerade der Widerspruch einer hoffnungslosen Kälte, die durch den heißen Qualm, das Gedränge, Edelsteinsprühen, Goldflimmern, Lichterflirren gehoben wurde, mit der inbrünstigen Erwartung der Gnade, Milde, des sanftmütigen Erhörens überwältigte die Massen. Sie wagten ihre Kleinheit nicht mehr ans Ungeheure. Ihre Sünden zerrannen in ein klägliches Gerinnsel, das von einem einzigen Strahl des kleinsten Geschmeides der Unnahbaren aufgetrocknet wurde. Und sie waren alle durch Garben des Glanzes hindurchgeschritten!

Vor den Toren stürzte das Sonnenlicht lästig auf sie ein. Sie sammelten mühsam ihre Sinne, versuchten stehen zu bleiben, wurden weitergestoßen. Erst als der Schwarm sich lockerte, zwang sie ein fieberndes Unbehagen, nach den Fahrtgenossen Umschau zu halten. Sie suchten ihre Fahne und das Kreuz, dem sie gefolgt waren. Dann schleppten sie wortlos, in der gewohnten Reihenfolge dem Führer nach.

Erst an den Tischen oder auf dem Rasen bei Bier und Wein erwachten sie.

Noch vor der Mittagsstunde erwartete Einsiedeln den Legaten des Papstes. Seinetwegen war in der Abtei mancher Gänsekiel verschnitten worden. Diebold von Geroldseck hatte mit aller Linguistik auffahren und das Stift hatte jeden seiner Buchstaben mit einem Dukaten behängen müssen. Papst Alexander verweigerte länger einen besonderen Ablaß, als man trotz aller Kenntnis seiner Geldgier vorausgesetzte. Das römische Jubeljahr stand bevor, es durfte durch die Gnadenmutter zu Einsiedeln nicht geschmälert werden. Die Todsünden sollten zwei Jahre noch auf Zinsen liegen, dann gutgeprägt und vollwichtig der Kurie zurollen.

Nach eifrigem Bemühen des Mutterhauses — die Pilger erhofften ein sichtbares Zeichen von Petri Stuhl — wurde der Assistent des Papstes, Protonotar Onofrio de Nartia, durchgesetzt. Auch dieser nur, weil es die Kurie für nützlich hielt, zuverlässig zu erfahren, welcher Stimmung die Eidgenossen gegen Maximilian wären.

Alexander änderte seine Politik. Er hatte im Mai der Totenmesse seines Feindes von ehedem, weiland König Karls VIII., in der Hauptkapelle zu St. Peter, von achtzehn Kardinälen umgeben, beigewohnt, dabei ein Gebet gesprochen und Absolution erteilt. Er wünschte seinen ältesten Sohn, den Kardinal Cesare Borgia, zu verehelichen und mußte dabei auf die Hilfe Ludwigs XII. bedacht sein. —

Herr Diebold stand mit dem Allerheiligsten an der Biberbrücke. Der Damasthimmel wurde von acht Schwyzern in blanken Kürassen und Gewändern, die

auf die Farben des Stifts gelb und schwarz geteilt waren, über ihn gehalten, und der Kranz von Kaplänen, Evangeliern und Epistlern umgab ihn. Es ruhte das Volk in weitem Ringe auf dem Rasen bei den aufgepflanzten Kreuzen und Fahnen.

Ein Ruf reckte alle auf. Sie sahen die erwartete Staubwolke und begannen zu singen. Der Legat sprang in angemessener Entfernung vom Pferde und eilte, nur von einem jungen Kleriker begleitet, in kurzen, hastigen Schritten dem Allerheiligsten entgegen. Sein Pluviale, das mit zierlichen Stickereien gesäumt war, wehte wie ein abgeflautes Segel, und die violetten Quasten seines Hutes schlugen ihm um die Schulter. Er leistete dem Allerheiligsten die Ehrenbezeugung und erteilte nach allen Seiten hin den Segen.

Der Empfang kam unerwartet. Weil die Abtei für unwohnlich galt, war im weißen Wind sein Quartier ausbedungen worden. Er hatte — schon seiner Begleitung wegen — gewünscht, dorthin ohne Geleit zu gelangen. Allein die Nachricht, in der man alles Zeremoniell vorgesehen hatte, schien verloren gegangen zu sein. Herr Diebold war aus Rapperswil gegen Morgen hin verständigt worden, aber nicht vom Legaten, sondern vom Wirte des Nachtlagers. Eine Auseinandersetzung angesichts des Heiligtums wagte der Protonotar nicht, ebensowenig konnten die liturgischen Gewänder aus dem Wagen und den Koffern herbeigeschafft und übergeworfen werden. So mußte der Legat, gestiefelt und gespornt, das letzte steile Wegstück unter die Füße nehmen und konnte überdies barhaupt hinter dem Him-

mel dreinschleppen. Es gelang ihm nur den Degen abzuschnallen. Herr Diebold winkte die Kapläne, Evangelier und Epistler dicht um den Legaten her, der sich trotz aller Sonnenglut fest ins Pluviale wickelte. Die Meßschellen übertönten sein Sporenklirren. Er preßte die Lippen zornbebend gegen die gefalteten Hände und machte durchaus den Eindruck eines gottesfürchtigen Mannes.

Die Pilger drängten mit Kreuz und Fahne Zug um Zug nach. Sie hatten das Mißgeschick des Legaten nicht gesehen. Nur die Letzten konnten bemerken, daß aus dem Gefolgswagen zwei Frauenzimmer sprangen, die geschäftig an eine Sänfte traten und in ihrer lauten, schnellen Sprache auf eine Person einredeten, deren silbernes Gelächter durch alle Schleier drang. Das Gefolge hatte den Befehl erhalten zu warten. Auch etliche Pilger der letzten Schar schienen an dem Segen des päpstlichen Gesandten vorläufig genugsam erquickt. Sie beschlossen aus dem Zug zu treten und im Schatten, abseits der Straße, zu lagern.

Dort warteten sie nicht lange ungesättigt. Kaum hatte sich der Staub gelegt, entschlüpfte der Sänfte eine Dame, die in ein weitfaltiges Gewand von dunkelblauer Seide gehüllt war. Ihr wurde ein roter Hut aufgesetzt, dessen Krämpe tief über den Nacken fiel. Sie sprach und lachte ungebührlich laut. Sie deutete lebhaft auf den Zug und dann zum Waldesrand hinüber. Zwei Diener schleppten einen Teppich in den Schatten, und die Frauenzimmer folgten mit Körben.

Die bewegliche Dame warf sich auf den Teppich,

und ihr bauschiges Gewand umfloß sie weit. Sie schleuderte den Hut in den Rasen, tastete über ihr blauschwarzes Haar, das sie mit kostbaren Bändern aufgebunden trug. Man richtete ihr aus den Körben an. Den ergötzten Pilgern, die unweit saßen und kaum zu reden wagten, lief das Wasser im Munde zusammen. Und wie sie schwatzte und lachte, den Dienern und Mägden etliche Bissen zuwarf, sich endlich auf den Rücken wälzte, die Arme hinter dem Kopf gekreuzt und die Beine keck überschlagen, während der lange Schnabel eines roten Schuhs aus den weichen Seidenwellen hervor in der Luft wippte — wußten die frommen Lauscher, daß die beschwerliche Reise des Gesandten nicht ohne Ergötzlichkeit überstanden war. Ein Tuchhändler hockte unter ihnen, er flüsterte eine Summe, die nur das Gewand der Dame betraf, aber manchen erschauern ließ.

Die Dame hieß Cursetta. Sie wäre im Frühling beinahe an der Tiberbrücke gehenkt worden. Ihr Geliebter, ein Maure, hatte öffentlich Frauenkleider getragen und sich den Namen Barbara beigelegt. Da die Cursetta des geschmeidigen Leibes und der Wildheit wegen zu den bekannteren Kurtisanen gehörte, fand man selbst in Rom das Verhältnis ärgerlich. Sie wurden beide eingezogen und zu einem Bußgang verurteilt, der die ganze Stadt auf die Straße lockte. Die Cursetta trug ein schwarzes Samtkleid, das ungegürtet von oben bis unten aufgeschlitzt war, und ihr Geliebter ging in Frauenkleidern neben ihr, doch hatte man ihm die Kittel bis unter die Brust aufgewunden. Der Protonotar begegnete dem johlenden Zug auf dem Parioneplatz, als

er vom apostolischen Palaste nach dem Hause Massimi, dem Palais des Kardinals Carafa, ritt. Die Cursetta, vom Geschrei und den beizenden Worten der Frauen nicht weniger als von den gierigen Blicken der Männer gereizt, ließ die schwarzen Samtflügel flattern und zeigte, daß ihre Glieder des Aufsehens wert seien. Der Protonotar schätzte sie.

Man gab die Cursetta frei, den Mauren verbrannte man auf dem Campo dei Fiori, doch verkohlten nur die Schenkel, da ein Platzregen den Scheiterhaufen löschte.

Immerhin regte die Cursetta die Wallfahrer zu allerlei erbaulichen Vermutungen an. Sie lockte über die flüsternden Lippen Histörchen und Vergleiche, die ihr viel Verständnis entgegenbrachten. Doch dabei wurden die Pilger allmählich der belebenden Entdeckung Herr. Die Taubheit ihrer wegmüden Glieder begann sie an die Genossen zu mahnen. Sie erhoben sich ächzend und zogen steifbeinig in ihren dunklen Mänteln, unter den breitkrämpigen Hüten, gestützt auf die langen Pilgerstäbe, an der Cursetta vorüber zur Straße. Und wallten schweigend dem Orte des Heils zu, von woher die letzten Schallwellen der Hauptglocken drangen.

Der Legat betrat die Kirche. Er hatte von den Stufen aus, zwischen Fürstabt und Prior stehend, den Segen gegeben, und alles Volk lag tief gekrümmt auf den Knien. Er schritt in der Basilika durch die Menge der Kleriker, die, erstaunt über seine unerhörte Gewandung, aber gedemütigt durch seinen fast drohenden Blick, vor der Geste des Segens ehrfurchtsvoll zurückwich, den er auch hier mit hocherhobenen beiden Armen gab. Er

sank am Gnadenaltar langsam in die Knie, ohne die erhobenen Hände zu senken. Erst als er mit geschlossenen Augen und unter murmelnden Lippen der Madonna sein unsichtbares Opfer eine Zeitlang dargereicht zu haben schien, küßte er den Altar und lag tief gebeugt in einem endlosen Gebete. Seine Andacht hielt die Kleriker im Zaum, man wagte kaum zu flüstern.

Als er sich dann erhob, war sein Gesicht eigentümlich verklärt. Er folgte unaufhörlich flüsternd dem Fürstabt und Prior, die das Allerheiligste zum Hauptaltare trugen. Und da es geborgen war, verkündigte er mit wohlklingender Stimme den besonderen Segen des heiligen Vaters und den besonderen Ablaß, der in Rom nach schwerer Mühe und mit gutem Golde ausgewirkt worden war. Der Ablaß betraf Ehebruch mit geistlichen und weltlichen Personen. Der Protonotar ermahnte die Beichtväter und Prediger, jene Gläubigen, die von andern ungebüßten Todsünden beschwert seien, auf das Jubeljahr aller Christenheit zu vertrösten und sie nach Rom zu lenken, wo ihrer ein umfassender Ablaß harre.

Er schloß: »Ihr wisset alle, ich komme gleichwohl nicht mit leeren Händen in dieses unserer geliebten Mutter Kirche keineswegs ungefährliche Land deutscher Nation. Der heilige Vater kennt jene ungewissen Strömungen halber und ganzer Häresie, die mit Gottes und der heiligen Jungfrau Beistand von unserem Eifer niedergehalten werden, so daß sie niemals an die Oberfläche zu gelangen vermöchten. Darum begleitet mich der besondere Segen des Vaters aller Christenheit für

euch, ihr Hirten und Kämpfer, an Christi Statt gespendet. Und auch das nicht geringe Gnadengeschenk aus dem Schatze der Kirche zur Tilgung der heimlichsten Sünden unseres Fleisches begleitet mich. Waltet eures apostolischen Berufes nach Kräften!«

Er sprach in flüssigem Latein mit ausgezeichnetem Vortrag und jener schwebenden Weichheit in der Stimme. Man vergaß seine Stiefel und Sporen; alle fühlten sich merkwürdig geeint und gestützt. Konrad von Kackelberg würgte heimlich an einer Beklemmung, denn er wußte, daß bei dem Empfange irgend etwas verfehlt worden sei. Vor der Rede war der Fürstabt sicher gewesen, da er dem Legaten an Würde gleichstand.

Er lud nun in seinem zweifelhaften Latein den Protonotar zum Imbiß, allein dieser nickte unentschieden, als habe er nicht verstanden, und winkte seinem Kleriker, dem er italienisch etliche Aufträge an das Gefolge zuflüsterte. Dann lächelte er dem Fürstabt zu und erkundigte sich liebenswürdig nach dem, was man ihm mitteilen wolle. Konrad von Kackelberg wurde rot und stammelte neuerdings seine Einladung, während man dem Seitentor der Kirche zuschritt. Der Legat fragte, was da eigentlich genossen werden solle. Der Fürstabt wechselte die Farbe vor Zorn. Es entfuhr ihm: »Kotz Bocksblut! Du bist unter dütschen Edellüten, was die eintuend, möcht dir also nit din wällisch Ingeweid verkrümben!«

Der Protonotar lächelte und antwortete, daß er wohl nicht deutsch verstünde, aber hoffe, die Speisen, die

seiner warteten, mögen weicher gekocht sein als ihre Namen klängen.

Theophrast fand zur Mittagszeit wohlbehalten ins Pilgerspital zurück, und die Mutter teilte ihm Suppe und Brot zu, doch geschah es mit einer Hast, die das Kind verdroß. Er hatte so viel Fremdes gesehen, daß er nach beruhigenden Zeichen verlangte. Er wußte kaum, was staunenswert sei; ebensowenig wie die Großen, wenn sie dem Unerhörten gegenüber stehen und der Welle hingegeben, die sie trägt, schreien, ohne zu wissen, was sie schreien, opfern, ohne zu wissen, wem sie opfern. Aber er hatte noch seine Hilfen, die ihm ein Erlebnis maßen: an den verwunderten oder gleichgültigen Mienen der Großen schlichtete er das Fremde. Waren die Mienen gleichgültig, so wußte er, daß er das Befremdende durchdringen müsse, um auch groß zu sein. Bestaunten die Größen ein Ereignis, so vergaß er es bald, denn es gehörte auch ihnen nicht, und er wollte nur das, aber all das, was den Großen zukam.

Die Küche war heiß, obwohl die Fensterläden offen standen. Pilger, Männer und Frauen, kamen und ließen in ihre Schüsseln aus dem Suppen- und Breikessel schöpfen. Die Mutter trat manchmal an ein Fenster, trocknete das gerötete Gesicht und saß einige Augenblicke nieder, während ihre Helferinnen an Herd und Tischen schwere Arbeit taten.

Theophrast kauerte auf einem Haufen von Decken, die in einem Winkel zusammengeworfen waren. Er wagte nicht recht zur Mutter zu gehen, weil er sah, daß sie

sogleich aufsprang, wenn sich irgendeine Helferin an sie wandte. Er wußte auch, daß sie mehr zu den anderen gehörte.

Frau Els mochte aber seine Blicke verstanden haben. Als sie eine Zeit verschnauft hatte, ging sie zu ihm, nahm ihm das Schüsselchen ab und streichelte sein Haar.

»Hast den Vater gesehn, Fråsteli?«

»Den Vater? Alls ist voll Lüt, die lan ein nirgend durch.«

»Gang nit in die Kirch! Sie möchtend dir ein Lids anton.«

»Ich gang nit. – Mammeli, der Hans steht bi dem Wechsel und hat ein erwischt, der hat viel geschrien, wil der Hans ihn hart für dem Bauch hat griffen und hat ihn geschüttlet. Der Hans hat mir zugewinkt. Da habend die Lüt uf mich gesehn.«

»Was hast da in deim Brotsäckli?«

»Nur vom Götti min Plappart.«

»Da wirst ihn verlieren.«

»Den werd ich wohl hüten. – Sie seind mit eim Dach gangen, Mammeli, und der Herr Diebold ist drunter gangen, hat ein gelen Mantel an, der glitzert wie die Abendsunn. Er hat ein kleins, gels Hüsli tragen. All Lüt seind uf die Erd gefalln, da hab ich drüber gesehn. Einer hat mir zugerufen: ‚In d' Knie, sunst frißt dich der Tüfel!‘ Ich hab ihn leis gefragt: ‚Ists der Tüfel, den der Herr Diebold im Hüsli hält, daß er mich frißt?‘ Da saget der Mann und hats Krüz geschlagen: ‚Bi Gott, du bist ein verlorn Seel, so grün du bist, und tauget ein Mühlstein umb dinen Hals, daß

man dich ersäufet!‘ Da bin ich ihme entloufen. Was hat der Herr Diebold in dem gelen Hüsli tragen?«

»Das ist nit bloß ein gels Hüsli, sundern ist gulden. Und drin steckt das Allerheiligest. Darumb müssend die Lüt vor ihm uf der Erd liegen.«

»Wie schauets us.«

»Es ist unser Herr Jesus Christ.«

»Ist der als gering und verhutzlet, daß er ins gulden Hüsli gaht?«

»Er ist nit klein und nit groß. Er ist größer als all Ding und wohnet dannocht im Kleinsten.«

»Sollichs glaubt der Fräfteli nit.«

»Du mußt glauben, Fräfteli, sunst hat der Mann recht, und du kummst in die Höll.«

»Wo all brennend, oder nur dorthin?« Er zeigte auf die Ofenhölle.

»Wer nit glaubt, der kummt in die Höll, wo all brennend uf all Zit, ist ein Hünen und Zähnklappern.«

Theophrast sann nach, die Mutter aber beschloß:

»Du sollst nit umb Ding fragen, welich du nimmer fassen kunntest.«

»Kannst du?«

»Ich glaub daran, und ist gnug darbi.«

Da sah Theophrast hinüber, wo auf dem Wandbord etliche Aepfel lagen, die stachen ihm schon lang in die Augen. Er zog die Brauen zusammen, und Frau Els wußte, daß eine schwere Frage im Zuge sei. Sie wollte entwischen, denn die Fragen ihres Söhnleins setzten ihr zuweilen hart zu. Er aber hielt sie und sah

sie an, daß sie bleiben mußte. Langsam kam es ihm von den Lippen:

»Mammeli, mich hungert.«

»Ich will dir ein Müsli geben.«

»Mammeli, mich hungert nit nach eim Müsli, sundern nach Apfel.« Da wußte Frau Els immer eine gute Antwort und die gab sie ihm auch: »Wen hungert, der hat ein Müsli gern, ein Apfel ist nit vor den Hunger, sundern ein Glust.«

Die Antwort war dem Theophrast bekannt.

»Mammeli, mich hungert arg nach eim Apfel.«

»Dann ist din Hunger Lug; so du das Müsli nit willt, hungert dich nit mehr. Und ein Lug verdient Hieb.«

»Ist kein Lug. Mich hungert nach dem Apfel, und du glaubst mir nit. Du mußt desglichen in die Höll, da all brennend, Mammeli.«

»Das ist ein andrer Glauben, Theophrast,« sagte die Mutter unter Lachen und Ernst, denn sie erschrak darüber, daß sie von ihrem Kinde versucht worden war. »Doch will ich dir ein geben, so du folgen willt. So du willt knien und beten, wenn alle knien und beten.«

Sie erwartete aber das Versprechen nicht und brachte den Apfel. Er aß bedachtsam, während Wärme und Müdigkeit sanft in sein Blut sanken, so daß er mit dem halben Apfel entschlief. –

Am Nachmittage entdeckte Theophrast, wonach er schon in aller Frühe gesucht hatte, den Wagen mit dem buntbemalten Wetterdach und dem Fähnlein. Sie hatten den Wagen neben die Etzelstraße gegen die Gangolf-

kapelle zu geführt, wo es noch Raum gab. Er half einen runden Platz begrenzen, der mit hohen Stangen ausgesteckt war. Von Stange zu Stange hatten sie mannshohe Blachen gespannt. An den Lücken zwischen Holz und Zwilch lauerten Kinder. Auch Große blieben und warfen einen Blick in das Geheimnis. Man hörte Peitschenknallen, Rufe, Klappen und Klirren. Die lugenden Kinder schrien den andern zu, was sie sahen. Dann drängte der Schwarm dichter an die freigebige Lücke. Wurde das Stoßen des Zaunvolkes heftiger, daß die dünne Wand zitterte, fuhr ein wohlgezielter Peitschenhieb dagegen. Wer getroffen war, zog heulend ab.

Theophrast wartete geduldig auf einen Platz; er war klein, er konnte es nicht mit den Jungen wagen. Die an den Lücken hingen, wichen nur der Gewalt. Er drängte von der Seite näher. Der glückliche Mann an der Glunze beschrieb, nicht ohne boshaftes Pochen auf seine Stärke, die wunderbaren Ereignisse. Da erfuhr Theophrast, daß hinter der Blache im Kreise geritten wurde. Einer schleuderte dem Reiter Messingbecken zu, und der Reiter fing die Becken an einem Stabe. Ein Pudel sprang durch mehrere Reifen. Man warf mit Messern, ging auf Händen. Theophrast fühlte den Schwung des Pferdes deutlich, wenn es vorüberkam. Doch bald fiel das Pferd in ein kurzes Stampfen und es wurde still. Zögernd löste sich der letzte Glückliche von der Lücke. Noch einige kleine Leute, die gleich Theophrast keinen Blick hatten tun dürfen, zwängten ihre Nasen zwischen Stange und Blache durch, um wenigstens den Platz der Begebenheit zu sehen. Aber sie waren bald befrie-

digt und zogen den andern nach, die unweit auf dem kurzen Rasen des Brühls alle Kunst mit Steinen, Mützen und Stöcken versuchten.

Theophrast blieb allein und hatte Muße. Nach einer Weile pflockte der schwarzhaarige Mann, der am Abend Speise und Trank in den erleuchteten Wagen gereicht hatte, als der noch vor dem Pilgerspital stand, einen Strang in den Boden, während ein Bursche zwei Lattenböcke herbeischleppte. Der Strang wurde über die Gabel des einen Bockes gespannt, dann über die des andern und endlich an einem zweiten Pflocke festgewunden. Der Mann pfiff, und aus dem Wagen antwortete eine feine Stimme irgend etwas, das Theophrast nicht verstand. Der Mann klatschte in die Hände, da lief ein kleines Mädchen in den Kreis. Ihr buschiges Rothaar wippte, wenn die schlanken, nackten Beine den Boden berührten. Das Kind war kaum älter als Theophrast. Es hielt seine Hände auf der Brust und sah bekümmert auf den Burschen, der das Seil noch festknüpfte. Der Mann zog eine Gerte aus dem Stiefelschaft und ließ sie pfeifen. Die Kleine vermochte ihr Unbehagen bei dieser Musik kaum zu verhehlen.

Dann war der Bursche fertig, wischte mit seinem Aermel über die Stirn und faßte an einem Bocke unter dem Seil Stellung, während das Mädchen zögernd zu ihm ging und der Mann sein Instrument ungeduldig gegen den Stiefel klatschen ließ.

Hoppla! Die Kleine war von der Hand des Burschen auf das Seil gesprungen und lehnte in der Gabel des Bockes. Der Mann rief ihr ein Wort zu. Das Kind

richtete sich auf, indem es beide Arme breitete und das Gleichgewicht mit kleinen Rucken des Oberkörpers zu erhalten strebte. Dann lief sie, die Augen starr in die gegenüberliegende Bockgabel gerichtet, hurtig über das Seil. Sie fing sich gerade noch am Holze.

Der Mann schrie hinauf und ließ die Gerte pfeifen. Die Kleine kauerte so, daß Theophrast in ihr Gesicht sehen konnte. Das Gesicht zuckte, aber die Lippen blieben fest. Nur die Augen standen ängstlich offen. Sie war nicht geschlagen worden, schien aber doch den Hieb gefühlt zu haben. Theophrast wurde blaß wie das Mädchen. Sein Herz schlug. Er hatte einen Schrei verbissen, da der Mann sein übles Musikstück spielte. Zum erstenmal fühlte er, daß sein Herz schlug.

Das Mädchen lief zurück. Diesmal glücklicher, denn sie vermochte zu halten, mit einem Schwunge zu wenden und neu zu beginnen. Unter ihr tappte der Bursche immer mit. Doch sie mochte zu schnell laufen. Ihr Meister schalt heftig, indem er neben ihr herzottelte und mit der wippenden Gerte drohte, als wolle er die Füßchen mit kleinen Hieben hemmen.

Sie versuchte es langsamer. Der Bursche stellte sich bereit, denn das Mädchen warf Arme und Oberkörper verzweifelt nach rechts oder links, es spreizte das Bein ab und versuchte eine Zeitlang, den schwebenden Fuß wieder auf das Seil zu bringen. Dann fiel die Kleine, haschte das Seil, klammerte sich mit Händen und Beinen daran. Die Gerte biß zu. Das Mädchen ließ mit einem Schrei los und wurde von dem Burschen aufgefangen. Der Mann fluchte und drohte, sein Gesicht

wurde rot. Das Kind stand zitternd vor ihm, die Augen geschlossen, weiß bis auf den vollen, kleinen Mund, der ein wenig klaffte. Inzwischen ging der Bursche wieder zu seinem Platz beim Bock. Hoppla! Die Kleine trippelte hin und schwang sich aufs Seil.

Theophrast ballte die Fäuste und keuchte vor Anstrengung, denn er stand mit seinem ganzen Wesen der kleinen Tänzerin auf dem Seile bei. Mehrmals mußte sie von dem Burschen aufgefangen werden und die Gerte biß noch mehrmals zu. Aber die Kleine weinte nicht. Dann gelang ihr doch die schwere Aufgabe. Sie tanzte, ohne zu fallen, langsam und gleichmäßig hin und zurück. Ihr Meister schien zufrieden. Er klatschte kurz in die Hände, sie setzte sich in eine Bockgabel, strich ihre rote Wolle aus den Schläfen und lächelte befreit.

Der Bursche reichte ihr eine lange Stange. Sie griff rasch danach und holte die Stange bis zur Mitte auf. Und alle Kunst schien gewonnen.

Sie tanzte vor- und rückwärts, blieb in der Mitte des Seiles stehen, kniete nieder und stand wieder auf, sprang, daß der Strang schwirrte, und fing ihn wieder mit den Sohlen so sicher, als fühle sie den treuen Boden der Wiese. Die Uebung war bald beendet.

Sie ließ die Stange fallen, glitt am Seile nieder, hielt sich mit beiden Händen, schaukelte etliche Male hin und wieder, sprang leicht und schön ins Gras.

Theophrast war froh, doch seine Freude bedrängte ihn. Das Mädchen stand nahe und rieb einen brennenden Striemen, der ihr quer über die Wade lief. Theophrast dachte an die Salben seines Vaters. Sein

Wunsch zu helfen war so heftig, daß er alle Scheu überwand, die Lücke weiterzerrte und rief:

»Maideli, kumm!«

Das Kind sah auf, witterte vorsichtig nach dem schwarzhaarigen Mann hin und huschte nach einer Weile bedachten Lauschens zwischen den Rädern durch ins Freie.

Theophrast lief ihr entgegen und faßte ihre Hand. »Kumm, der Laur hat dir weh tan. Min Vater hat ein gut Salben vor din Bein.«

Beide liefen, bis sie in Sicherheit waren. Die Kleine lächelte, schien aber ihren Freund nicht verstanden zu haben. Als er talab gegen das Spital wollte, blieb sie stehen und zeigte auf die Bretterbuden, durch deren Zeilen die Leute drängten.

»... Bockeli ...«

»Was willtu, Maidli?«

»... kain Fennik? Du? Kauft Bockeli gutt, molto, serr gutt ... Bockeli ...«

Sie rieb den Bauch und kostete, als schmölze ihr etwas Delikates zwischen Gaumen und Zunge.

Theophrast lachte, er hatte gesehen, daß ihr Finger auf einen Lebzelterstand wies.

»Du willt kein Salben nit, aber Böckli schmeckend dir wohl!«

Er begriff nun auch, was sie unter Fennik meinte, und holte den Plappart aus seinem Brotsack. Die Kleine funkelte das Geld lüstern an und wollte es ihrem Ritter entreißen. Der aber hielt sein Gut fest.

»Du! Der Plappart ist kein Pfennig nit, sundern da

gangend viel Haller daruf. Den hab ich vom Götti, der hat mehr Geld als der Herr Kunrad uf dem Stift.«

»... schön Fennik kauft serr gut Bockeli ...«

»Der kaufet Schafböck und vor min Vater ein ander Jörgeli, dann der Schwabenjörgeli ist fast alt. Der hat uns hertragen uf Einsiedlen von der Tüfelsbruck und hinket mannigs Mal.«

Die Kleine ging ganz nahe an ihn heran und sah ihm scharf auf die Lippen. Sie hatte verstanden, daß er von den süßen, runden Honigkuchen sprach, die als Einsiedler Schafböck weitum bekannt waren, aber die Geschichte vom Schwabenjörgeli verstand sie nicht und fürchtete Ausflucht dahinter. Sie faßte also die Hand, darin der Schatz lag, und zog den Plappart gegen eine Bude, auf deren Bank die süße Herde weidete.

Theophrast erstand zwei Böcklein und da die Lebzelterin im Ochsnerhaus an der Teufelsbruck bekannt war, erhielt er auch seinen guten Rest an Hellern. Er nahm das Geld erstaunt, denn er hatte nun statt des einen Stückes eine Handvoll. Und die kleine Seiltänzerin blickte bewundernd auf die volle Hand. Sie kannte das Geld besser, denn sie sammelte mit dem Messingbecken ein. Viele süße Schafböcke glitten unerlöst in den Brotbeutel zurück.

Als nun Theophrast ihr den einen Honigkuchen reichte, lächelte sie zärtlich und führte den zierlichen Knix aus, mit dem sie zu danken pflegte, wenn eine Münze in das Sammelbecken klapperte. Das Büblein wurde rot vor Freude. Er reichte ihr rasch noch den andern Kuchen, und sie knixte wieder. Er vergaß die Großen

ringsum, die spöttisch lachend auf das artige Paar sahen, und langte in seinen Sack, um mehr Böcklein für die kleine Seiltänzerin zu kaufen. Aber die Frau, der das geschmeidige Wesen nicht zu gefallen schien, fuhr ihn an:

»Nu gang! Das wällsch Gogelvolk hat gnug!«

Einer meinte: »Der lässet bi guter Zit sin Haar.«

Etliche lachten laut. Ein feister Städter kniff der kleinen Tänzerin in die Wangen und brodelte über feuchte Lippen:

»Du Katz! Frißt Böckli gern, was? Willst mehr han, du Katz?«

Er versuchte sie zu streicheln, da entwischte die Kleine zwischen zwei Buden, und Theophrast stand allein.

Er kannte das breite Grinsen und die zwinkernden, verkniffenen Augen von den Tischen des Ochsnerhauses her, wenn dort die Männer und Frauen saßen und sich nach dem schweren Etzelweg gütlich taten. Es kam auch vor, daß ein fremder Mann an ihm seinen Witz probierte. Aber dann war das Lachen der andern redlicher. Jetzt bei der Bude mit den süßen Böcklein überkam ihn eine Angst und Qual, als müsse er sein Gesicht vor den Larven verbergen, deren grinsende Mäuler und zwinkernde Augen ihn bedrängten. Es stieg ihm heiß und beklemmend auf. Er zog den Kopf ein, versteckte das Gesicht hinter einen Arm und schlich davon, als habe er etwas stehlen wollen und sei ertappt worden. Hinter den Buden begann er zu laufen. Er sah nicht rechts noch links und nahm den Arm erst vom Gesicht, als er

bestimmt wußte, er werde von niemand mehr der Böcklein wegen angesehen.

Eines stand felsenfest, daß er nie wieder Böcklein kaufen wolle. Aber mit diesem Entschlusse war sein Unfrieden nicht behoben. Er konnte nicht finden, was ihn bedrängte.

Die Kleine war verschwunden. Er suchte sie nicht. Es war gut, daß sie fortblieb. Die Leute hatten bös gelacht, die Frau im Böckliſtande hatte ihn übel angefahren. Sollte die Kleine kein Böckli haben? Ihr war hart genug geschehen.

Theophrast ging langsam dem Pilgerspital zu. Er war bedrückt wie jeweils, wenn er nach Hause schlich, da er den Aenderle heimlich im Walde getroffen hatte, obwohl ihm der Aenderle verboten war.

Und er mußte an die kleine Seiltänzerin denken. Nur daß er immer weniger ihrer Hiebe und Not gedachte, sondern sie mit fliegendem Röcklein und wippendem Haar über das Seil springen sah. Wenn er das auch so könnte! Ihm kam ein Lächeln der Freude über die Lippen, er erinnerte sich des zierlichen Dankes, da sie ihr Böcklein erhalten hatte und das seine dazu. Aber dann waren die Großen häßlich geworden. Durfte er nichts schenken? Durfte das Mägdlein nichts von ihm ... das wars vielleicht. Nur für die Großen sollte sie freundlich sein.

Wenn er sie suchte, sie riefe und fragte, warum die Großen an ihr böse und häßlich würden? Es überkam ihn bei diesem Gedanken eine Angst, die er noch nie gefühlt hatte ... nein, die er vorhin erst gefühlt hatte,

als die Großen lachten und er sein Gesicht verstecken mußte. Das war eine andere Angst, die nicht auf Prügel, zornige Worte und Mienen hinauslief, sondern ihn am eigenen Herzen verzagen ließ. Er wußte schließlich nur, daß er davongelaufen wäre, wenn er die kleine Tänzerin gesehen hätte.

Wohl ahnte er nur die frühe Dämmerung, die sein Wesen durchschauerte, da ihn zum erstenmal die Scham besiegte. Er legte endlich das beklemmende Gefühl und seine halben Gewißheiten auf die erträglichste Weise zurecht, indem er meinte, es sei sehr dumm, zwei schöne Böckli herzugeben, und die Großen seien über seine Torheit aufgebracht und belustigt gewesen. Eine Last fiel ihm vom Herzen, als er diesen Schluß gefunden hatte. Je mehr Reue er über die vergeudeten Leckerbissen empfand, desto mehr verlor das Grinsen und Augenzwinkern der Großen die Häßlichkeit, die ihn beschämt hatte.

Sein Herz blieb unbefleckt, wenngleich eine heimliche Not in ihm nachzitterte. Es trieb ihn über die vielen Treppen des Pilgerspitals in die Kammer seiner Eltern hinauf, ohne daß er die Mutter suchte. Er holte seinen sorgsam geborgenen Kram aus dem Versteck und breitete ihn vor sich hin.

Da lagen die Knöpfe und Nägel, das Seidentüchlein und das blaue Band, der Ballen Hanf und der Strick – seine ganze Fürsorge lag vor ihm und aus den vielen wertvollen Dingen sollte nun etwas entstehen, das ihn als kunstreichen Mann erwies und eine Torheit wohl aufwiegen konnte.

Jeder Knopf hatte ein Oehr, auch die Schelle, die er im Brotsack trug. Er holte die Schelle heraus. Der Strick war zu dick für die Oehre. Da half der Hanf. Er zog etliche Fasern aus dem Ballen und drehte Fäden, wie es Mutter und Großmutter an Winterabenden machten, wenn die Spindel über das Estrich tanzte. Das gelang zwar nicht so schön, und die Fäden wurden reichlich naß, aber sie schlüpften durch die Oehre, und er konnte die Schelle an sein blaues Band binden, zu beiden Seiten der Schelle aber je zwei Knöpfe. Er legte das Band über seinen Bauch, so daß die Schelle schön in der Mitte hing, und hatte einen stattlichen Gürtel.

Wenn die kleine Tänzerin den Gürtel trüge, wie würde die Schelle klirren, wie möchten die gelben Knöpfe blitzen! Er lehnte sich an die Wand zurück. Ueber ihn hauchte der Abend kühl durch das Fenster in die heiße Kammer herein.

Wenn er auf dem Seile auch so springen könnte! Höher noch müßte ers! Daß sie ihm staunend zusähe. Er würde dann hoch herab auf den schwarzen Kopf des Meisters springen, daß der Laur hinfällt und weint vor Kopfweh und ihn bittet, nie wieder so hart mit ihm zu sein. Dann zieht er ihm die Gerte aus dem Stiefelschaft, zerbricht sie und wirft sie weit über die Leinwand fort. Er führt die kleine Tänzerin zu dem Böcklistand und kauft für sie — soviel er will! Und wer sein Maul zu Schimpf verzieht, der bekommt eins drüber mit dem Schwert! So . . .!

Theophrast war aufgesprungen, hatte sein Schwert ergriffen und hieb auf die Kissen des Bettes ein.

Als er an seiner Rache müde geworden war, hob er das Band mit der Schelle und den Knöpfen auf, besah es fast verächtlich und warf es in einen Winkel. Ihm nach flog alle andere Fürsorge, mit der er sich vom Ochsnerhaus hergeschleppt hatte.

Es war dunkel geworden. Er fühlte Hunger und wollte nun die Mutter suchen.

Während er, auf den Zehen stehend, den Holzriegel hob, begannen alle Glocken zu läuten. Er hielt eine Weile an und lauschte.

In das schlagende Dröhnen und bimmelnde Singen des vollen Geläutes schmetterten die Posaunen und Trompeten ihre reschen, trotzigen Stimmen. Den Schwall durchbrach aus dem groben Geschütz, das vor der Abtei aufgefahren war, der erste Schlag, ein Zeichen für die Feuerwerker und Böllermeister auf den Höhen rings.

Theophrast jauchzte. Er hatte den Riegel zurückgeworfen und strebte, so eilig es in der Finsternis ging, über die Stiegen hinunter.

Sie läuteten, bliesen und böllerten das Fest der großen Engelweihe ein. Während das Knäblein Theophrast über die finsteren Stiegen und Gänge des Pilgerspitals zu den Menschen tastete, umdrangen ihn die rufenden Stimmen, als seien Tore gesprengt, als stehe eine neue Welt offen.

Er hatte aus erster dunkler Wirrsal des Herzens den Weg gefunden, tastend noch durch finstere Gänge und über knarrende Treppen, eingeschüchtert von dem Unsichtbaren, aber umwallt von rufenden Stimmen.

Quellenlaut und Sumpfnebel

In weitem, dichtem Kranz standen viel Tausend am andern Tag rings um die Klostermauern. Sie hatten geruht, sich gütlich getan und brauchten nicht ans Weiterkommen zu denken. Sie waren begierig, den hohen Klerus, Vornehme und Reiche, die von Roß und Sänfte herbeigeschleppt waren, demütig hinter dem Kreuze ziehen zu sehen. Als das Geläute anhob und aus den offenen Toren der Kirche heller Jubelton drang, schmolzen die dunklen Mäntel, die staubgrauen, breiten Hüte in eine Masse dichtzusammen, aus der dieschaulustigenAugenblitzten.

Ein schweres Goldkreuz leitete die Prozession, ihm nach drangen die Kreuze und Fahnen der Pilger. Fremde Priester trugen den Schatz der Heiligtümer und Weihgeräte, die funkelnd nach jahrelangem Kirchendämmern das Sonnenlicht an gediegenen Spitzen und Zacken und mit zahllosen Edelsteinen fingen und aussprühten. Den Zug der Priester beschloß Herr Diebold. Dann führte eine Schar von singenden Schülern den Fürstabt und den Protonotar. Herr Konrad von Raskelberg, im Pontifikalschmucke, Onofrio de Nartia, in prunkenden Kirchengewändern. Seine Dalmatika aus gelber Seide mit Musterung von grünem Samt trug goldgestickte, perlbesetzte Bandstreifen, sie wurde von Kennern laut bestaunt. Beide schritten neben einander, ihnen zur Seite die Assistenten.

Nach einem Abstande, der von zwanzig Schwyzern

im Harnisch, mit geschulterter Hellebarde gehalten wurde, folgte der sonderbare Zug, auf den die Neugier des Volkes am meisten brannte.

Noch in später Stunde des Vorabends war die Nachricht von Mund zu Mund gegangen, daß sechzig Geißler aus der Kurpfalz eingetroffen wären. Dort wütete schon ein Jahr lang die Pest. Die Geißler nächtigten in einem Klosterschupfen. Ihr Meister hatte verkünden lassen, daß keiner mit einer Weibsperson sprechen dürfe, weshalb das Frauenzimmer ihnen fern zu bleiben habe. Sie würden eine Statt wählen. Am morgenden Tag, der ihnen einzig für den Gnadenort gewährt sei, würden sie während der Prozession und gegen den Abend hin auf der Geißelstatt die Buße vollziehen. In der Prozession sollten sie von den vornehmsten Wallfahrern begleitet sein.

Sie gingen nicht gleichmäßigen Schrittes wie die übrigen. Die einen trippelten, andre langten weit aus und bogen die Knie, als läge eine schwere Last auf ihnen, etliche wankten todmüde und es gab einige, die beinahe tanzten. Dadurch kam die merkwürdigste Unruhe in die Horde. Weil manche Ketten an den Füßen und Händen mitschleppten, übertönte das Rasseln den klatschenden Laut der Hiebe. Sie hatten den Rücken entblößt und schwangen den Bußriemen über die Schultern. Je vier Nadeln waren in die drei Knötchen eingeknüpft und rissen die entzündeten, schwärenden Rücken auf. Das Blut floß schon nach den ersten Streichen. Ein Seufzen und Lallen, aber gedeckt, als käme es nicht von den Lippen lebender Menschen, hing an dem Zuge.

Zu beiden Seiten der blutrünstigen Schar schritten Edelleute in glänzender Gewandung. Sie trugen gewundene Kerzen. Ungrische, böhmische, sächsische, französische, welsche, flandrische Kleidung. Gekrauster und glatter Brokat, Satin, Karmoisinseide, Kamelot, Damast. Viel Gold in Ketten und Ringen. Stein und Perlen überall. Durch die Menge schauerte eine dumpfe Erregung, als sie das rinnende Blut der blassen Menschen sah, die wie eine Herde in beide Reihen der farbe- und glanzstrotzenden Herren eingepfercht waren. Wo die Geißler hinkamen vernahm man halbunterdrückte Rufe.

Aber diese Erregung wurde fast plötzlich niedergeschlagen. Hinter den Geißlern gingen die Frauen der Vornehmen. Sie übertrafen ihre Männer an Ueppigkeit der Tracht. Ein anderes Feuer flackerte aus den Augen unter den Pilgerhüten. Neid, Habsucht, stumpfe Bewunderung, blödes Staunen, hastig schlürfende Gier. Wie sie ihre Weiblein ausstatteten! Fast konnten die zierlich beschuhten Beine den Faltenwust des Kittels und der Schleppe nicht weiter bringen. Und die Brüste zitterten auf dem Leibchenrand, von einem kostbaren Vorsteckruch schmiegsam und dünn bedeckt, daß die dunklere Farbe des Warzenhofes zu sehen blieb. Auf dem Kopf der Damen wehte meist die französische Hennin, ein geflochtener Turm mit flügelnden Behängen. — Eine befreiende Aeußerung fand unter dem Landvolk zuweilen jauchzenden Schall und Widerhall. Die Ordner, die den Zug der Frauen begleiteten, mußten mit quergehaltenen Hellebarden gegen den Menschenring an-

dringen. Man konnte gewärtig sein, daß ein betrunkener Lümmel, dessen Blut durch die Geißler in Wallung geraten war, sich an den halbentblößten Reizen vergriffe.

Auf die Damen folgten Schwyzer im Küraß, und hinter ihnen schwenkten die Pilger ein, bis auch der ganze Kranz von dunklen Menschen in die Bewegung aufgenommen war, während die Kleriker, Geißler und Vornehmen wieder in die Basilika eintraten.

Theophrast hatte sich, als die Kirche leer stand, durch die Reihen der nachdrängenden Pilger gezwängt und war eingetreten. Burschen rissen an den Glockensträngen, die zu beiden Seiten in das Atrium herabhingen. Und da die Stränge im Gleichmaß des Geläutes durch die Löcher der Decke auf und nieder schlüpften, ahnte Theophrast den Zusammenhang. Er wollte ihn ergründen, fehlte jedoch die richtige Treppe und kam auf das Orgelchor, wo Männer und Knaben um einen hageren Kleriker standen, der halblaut auf sie einsprach.

Theophrast schlich an die Brüstung. Er konnte nicht darüber hinwegsehen. So zog er einen Schemel in die Ecke, erkletterte ihn und setzte sich rittlings auf die Brüstung.

Tief unten lag die Gnadenkapelle, ein unheimliches Funkeln und Glimmen. Rings an den Wänden vor düsteren Bildern zitterten zahllose Flämmchen. Je weiter in der Tiefe, desto lichter wurde der Raum, und das blinkende Gedränge der Brandopfer mußte vor dem Sonnenschein verblassen, der sein schräges Goldgebälk durch die Fenster schlug. Aber ganz hinten im hohen

Chor, wo neben dem Hauptaltare die schenkeldicken Standeskerzen herrisch über dem flimmernden Heere flackerten, konnte auch der helle Tag die Flammenwoge nicht schlagen. Der Altar glich einem sprudelnden Feuerquell, von dem aus zwei Funkenströme längs der Wände flossen. Sie versanken im Halbdunkel der Vorhalle und versprühten geheimnisvoll in der Gnadenkapelle wie ersterbende Stimmen.

Theophrast glotzte in das Wunder. Die dicke Luft, die schwer nach Wachsdampf, Ruß und erkaltetem Weihrauch roch, legte sich auf seine Brust. Ihm war, als würde sein Atem von einer ehrfurchtgebietenden Macht unterdrückt. Und ehe er noch sein Auge an dem Gefunkel sattgeweidet hatte, ging eine Bewegung durch die Leute des Orgelchors, auch tief unten vernahm er das Geräusch der Sohlen. Mit einem Jubellaute setzte die Orgel ein. Theophrast schmiegte sich in den Schatten einer Holzfigur, deren Schultern und Kopf über die Brüstung heraufragte.

Sie führten feierlich die glitzernden Heiligtümer an der Gnadenkapelle vorbei. Das breite Schiff der Basilika lief von bunten Menschen voll, die alle gegen den Hauptaltar zudrängten. Ihnen nach schob die dunkle Masse der Pilger. Zwischen dem Chorgestühl warfen sich die Geißler auf die Fliesen, ein Purpurstreif in dem weißen Felde der Chorhemden. Die Heiligtümer säumten mit ihrem Glanz den Purpurstreifen. Auf dem Bischofssitze saß der Legat in seiner strahlenden Dalmatika. Der Fürstabt weihte den Altar für das Hochamt. Er trug jetzt das veilchenfarbene Meßgewand.

Theophrast sah weiße Wolken durch die schrägen Sonnenbalken rollen. Des Chores Stimmen drangen fern her und wurden brausend von Orgel und Kantorei beantwortet. Da fiel ihm die Erzählung der Mutter ein. Er wartete und hoffte auf die Engel Gottes.

Schwüler stieg der Menschendunst auf. Zuweilen meinte Theophrast, er müsse entschlafen. Er ritt auf der Brüstung, hing an der Schulter des hölzernen Heiligen und wartete, wartete auf die Engel Gottes.

Da hörte er durch das Dämmern seiner Sinne den Silberton der Meßschellen. Ein Brausen ging durch das Schiff. Als sei der Sturm in ein Saatfeld gefallen und halte die Aehren unter seinem Hauch gebeugt, so sank die Menschenflut. Und über sie hinweg schrillte der Silberton, ein sanftes, herzdurchdringendes Gellen.

Theophrast saß aufgereckt und spähte. Die alle mußten es sehen, er sah es nicht. Eine tiefe Bangigkeit beklemmte ihn. Seine Augen irrten durch den heißen, erstarrten Raum.

Dann hob sich das Brausen wieder. Die Menschenflut staute empor. Helles Jauchzen aus Orgel und Kehlen.

Sie hatten es gesehen! Vielleicht waren die Engel herabgestiegen, und er, er wußte nichts davon!

Er rieb die Augen und fühlte, daß er am Wams festgehalten werde. Ein Männlein, dessen Schultern kaum über die Brüstung ragten, stand bei ihm. Es trug lange weiße Haare. Das Männlein sah lächelnd auf, seine Augen waren licht und klar wie der Himmel in den ersten Lenztagen. Theophrast sah die Augen und den

weißen Scheitel, auf dem ein goldiger Schimmer lag, und fühlte keine Furcht. Er neigte sich herunter und flüsterte:

»Seind die Engel do gewest?«

»Unser Herr Heiland ist do gewest.«

»Wo ist er hin?«

»Er ist ufgeopfert und eingenommen.«

»Ich hab ihn nit gsehn.«

»Si gutes Mutes, Kind, die mehristen habend ihn nit gesehn. Aber kumm. So ich nit hinter dir gestund, lägest erschlagen unten in der Kirch. Siehe, der hülzern Heilig do staht nit mehr fest.«

Das Männlein berührte den Hals des hölzernen Heiligen, auf dem Theophrast halb und halb gelegen war, und das Bild schaukelte leise.

Dann zog es den Knaben herab und führte ihn durch das Gedränge in und vor der Kirche so leicht und unaufhaltsam, als wäre es ein großer Herr, vor dem die Leute eine Gasse bilden.

Es schob Theophrast sanft vor sich her, und Theophrast meinte, er würde getragen. Da die Menschenreihen lockerer wurden und das Rauschen des Frauenbrunnens den Orgelton und den Meßgesang übertönte, fühlte Theophrast einen geringen Schlag auf seine rechte Schulter; er sah um, aber das Männlein war verschwunden.

Die Mutter stand nicht weit bei anderen Frauen. Sie wollte ihn schelten. Er mußte sie beschwichtigen und redete von dem weißgelockten Mann zu ihr, der ihn gehalten und durch die Menge geleitet hatte. Die Mutter

fragte, und ihr Herz zitterte, da sie mehr und mehr erfuhr, in welcher Gefahr ihr Kind gehangen habe. Immer wundersamer kam ihr die Rettung vor und sie wagte kaum, der Ahnung Sinn und Wort zu verleihen, die ihr mit frommen Schaudern die Brust schwellte. Im Pilgerspital zog sie ihn vor das Kreuz an der Flurwand.

»Knie nieder und bet mit mir!«

Er gehorchte, weil er durch die Stimme der Mutter und ihre Fragen, die stets bewegter geklungen hatten, eingeschüchtert war.

So fand sie beide Herr Wilhelm. Die Frau berichtete mit verhaltener Stimme und bedeutsamen Blicken das Erlebnis Theophrasts.

»... und er hat uf die Engel gewart't.«

Das Kind sah zu seinem Vater auf, als müsse ihm eine Erklärung für das Gemunkel der Mutter werden. Herr Wilhelm erkannte den Blick. Er schüttelte langsam den Kopf und redete zu dem Knaben.

»Wer derselb gewest sie, des sollt ihr euch nit bekümmern, wöllend hoffen, er sie ein guter Gesell gewest. Aber du mußt bedacht sin und wohl versehen. So dir all Ding zu Zeichen und Wundern werdend, möchtest du einen schweren Stand uf der Welt han.«

Theophrast verstand den Vater nicht. Er war noch in den Jahren, da ein Kind den unmittelbaren Lauten der Mutter folgt. Aber die ruhigen Worte ließen ihn doch vergessen, daß es aus den Fragen der Mutter wundersam gebebt hatte.

Wilhelm Bombast fügte hinzu:

»Du sollt mich gen Abend zu denen Geißlern be-

gleiten, die kunnten meiner begehrn, dann sie liegend unter ohnmenschlich harter Regul. Und solltu mir den Eimer nachtragen. Ufdaß du nit allso allein streifest.«

Er sagte es mit besorgtem Blick auf sein Weib, das kaum die Bürde des Spitalwesens aushielt; wie möchte sie noch des eigenwilligen Knaben warten!

Und er seufzte leise. Ihm ward mehr und mehr die Freude seines Feierabends entrissen.

Herr Wilhelm hatte die Jahre her ein kleines Häuflein Geld zusammengetragen. Er durfte die schmalen Tage seiner landfahrenden Zeit vergessen. Aber so weit reichte der Pfennig nicht, daß er die Frau und den Knaben hätte von den Mönchen freikaufen können. Obwohl er, ein freier Mann und von Adel, ein Weib ehelichte, dessen Familie ein Wappen führte, war seine Nachkommenschaft dem Kloster fällig. Die Mutter blieb hörig, das Kind folgte nach altem Rechte der böseren Hand.

Und er mußte zusehen, wie das Weib, von Haus und Dienst bedrängt, vor der Zeit verblühte. Aber er hatte ja viel zu schaffen und scheute die rauhen Wege nicht. Man litt ihn wohl. Doch man litt ihn, und auch das bedrängte zuweilen seinen verschlossenen Mut.

Wenn das Schwabenjörgeli unter ihm durch den hohen Tann zur Teufelsbruck niederzottelte und er die Börse am Gürtel um etliche Plappart härter fühlte, wars ihm, als sei wieder ein Schritt in die Weite gewonnen. Er träumte, daß er vermittels eines runden Sümmchens an einem fernen Ort zu Brot und Haus gelangen werde, wo man sein Weib nicht aufbieten könne.

Dann sollte sein Ehstand neu erblühen, wenn die

Els Ochsnerin nicht mehr auf Heimatboden stand, der ihre Kraft aussog. Er wußte wohl, daß sie zäh am Ochsnerhause hing, aber er kannte auch ihre Treue und Liebe zu ihm. Sie würde ihnen beiden nachfolgen und, wenn etliche bittere Zeit verstrichen wäre, die Wohltat fühlen, ihres eigenen Hauses Herrin zu sein und eine Mußestunde zu gewinnen. – Herr Wilhelm träumte, daß die rauhen Hände der Els weich und zart sein könnten, daß sich die müden Furchen ihres Gesichtes glätten und ihre Wangen rosenrot erblühen würden. Doch sprach er nie zu ihr von diesen heimlichen Wünschen. Sie hätte ihn kaum verstanden.

Er kannte die Haushalte ringsum. Überall welkten die Weiber in jungen Jahren unter ihrer Last. Die Männer, wenn sie länger im Überschuß der Kräfte standen, griffen nach den Mägden, und es gab wenig wohlbestellte Höfe, darin mit der Kinderschar nicht auch etliche Kegel aufwuchsen. Der Bombast von Hohenheim, wiewohl er einer Sehnsucht nach Seßhaftigkeit bedachtsam gefolgt war, hatte die Ochsnerin nicht nur der Heimstatt wegen gefreit. Da er die Heimstatt besaß, begehrte er in der Ehefrau das Weib, das ihm mit zarter Schönheit und süßem Rausch die reisenden Jahre bekränze. Er war kein Bauer, der nimmt, was ihm in die Hände fällt, und nach gesättigtem Triebe der Bodenkrume und dem Viehstand lebt. Sein Blut war alt und reif, sein Geist rege. Während er die stöhnende Not seiner Kranken beriet und heilte, Salben und Tränke bereitete, wollte er die Gewißheit einer schönen, glücklichen Stunde haben.

Diese Labsal hatte er nicht. Also begann die Unrast seiner früheren Jahre wieder das lockende Spiel von der seligen Ferne in ihm. Und er wußte zuweilen nicht, was ihn mehr forttrieb: die Sehnsucht sein Weib zu pflegen, auf daß er in ihm sein Leben genösse, oder das Neue zu gewinnen und einen gastlicheren Boden unter den Füßen zu fühlen, der nicht nur tragen wollte, was auf ihm laufen gelernt hatte.

Im Stillen hoffte Herr Wilhelm von der nächsten Zeit: der schwäbische Bund war eine gute Waffe in der Hand Maximilians, und die Hand erhob sich drohend gegen die Eidgenossenschaft. Man wird ihm sein Schwabenblut verargen. Auch Els wird es fühlen müssen. Und so wird er einen gerechten Grund finden.

Noch vor der Engelweihprozession war Wilhelm Bombast ans Lager eines jungen Menschen aus der Geißlerschar gerufen worden. Der wurde hart vom Fieber geritten und stammelte wirre Gebete. Wenn ihn der Husten befiel, warf er eine Handvoll Blut aus. Er hatte dennoch kaum gehalten werden können, als die Glocken zum Kreuzgang anhoben. Sie mußten ihm hoch geloben, er werde des Nachmittags an der Geißelung nicht gehindert sein, und sie meinten, er wäre bis dahin so entkräftet, daß ihm ein Aufstehen wohl verginge.

Die Geißler hatten ihre Fahne neben eine Kanzel auf dem Brühl gepflanzt. Sie durften nur einen Tag verweilen. In dreiunddreißig und einem halben Tage, soviel als der Herr Jahre auf Erden gelitten, mußte die

Betfahrt beschlossen sein. Auch sollte das Volk nicht Gelegenheit finden, sich irgendwo allzu lange an einem Bußwerke zu entflammen, das die Hut der Kirche leicht durchbrechen konnte.

Theophrast trug dem Vater ein kupfernes Eimerchen nach, das am Frauenbrunnen gefüllt worden war. Die Leute ließen sie willig in den Ring treten. Die meisten knieten auf dem Rasen und beteten den Rosenkranz. Etliche Priester gingen durch die Menge und redeten den Leuten zu. Man kannte die berauschenden Kräfte des rinnenden Blutes. Heimliche Geißelung wurde seit einem Menschenalter als Ketzerei unterdrückt, etliche Geißelbrüder waren schon verbrannt worden. Nur selten gewährte ein Bischof die blutige Betfahrt und nur dann, wenn sie ein Ziel hatte, wo die schwärmerischen Wellen in das erwünschte Strombett geleitet werden konnten. Aber die knienden, betenden Menschen erwarteten das Schauspiel der Geißelung doch wie ein Sakrament.

Sie zogen paarweis aus dem Mauertor neben der Abtei. Auf ihren Mänteln brannte das rote Kreuz. In ihren gefalteten Händen trugen sie den dreigeschwänzten Marterriemen. Ihre Stimmen klangen mißtönig, heiser und zäh. Eine stumpfe Glut lag in den Augen, wenn sie die Lider hoben und ins Grenzenlose sahen. Sie sangen den alten Leis aus der Zeit des schwarzen Todes:

„Nu ist die Betefahrt so gut,
Hilf uns, Herre, durch din heiligs Blut,
Das du an dem Krûze vergossen hast,

Und uns in dem Elende gelassen hast.
Nu ist die Straße allso breit,
Die uns zu unser lieben Frauen treit,
In unser lieben Frauen Land,
Nu helfe uns der Heiland ..."

So kamen sie näher und schritten endlich um die Geißelstatt. Nach den letzten Worten:

„Und bitten den viel heiligen Christ,
Der aller Welt gewaltig ist,"

blieben sie stehen, kehrten sich der Mitte des Kreises zu, warfen die Mäntel ab, entblößten die geschundenen Rücken; alles in langsamen, beinahe leblosen Bewegungen.

Ein Seufzen schlich durch die kniende Menge. Das Geflüster der Priester wurde nicht mehr beachtet.

Da tönte eine Stimme aus dem Marterkreise weithin durch die Stille:

„Jesus, der ward gelabet mit Gallen!"

Und die andern schrien auf:

„Des sullen wir an ein Krûze fallen!"

Sie spreizten die Arme und fielen bäuchlings zu Boden, daß es stäubte, und lagen unbeweglich, als seien sie an ein Kreuz gespannt. Ueber eine Weile, sie mochte nach stillen Gebeten gemessen sein, ging eine Bewegung durch die Geißler. Das Volk rings reckte die Hälse und begann zu deuten und zu zischeln.

Die meineidigen Büßer wälzten sich auf die Seite und reckten die drei Schwurfinger über das Haupt empor. Die Ehebrecher blieben auf dem Bauche liegen, nur daß sie die Arme einzogen. Die Mörder rollten auf

den Rücken. Die Diebe krümmten sich zur Seite und umfaßten den Knöchel eines Fußes. Und jede Sünde hatte eine Gebärde. Aber es gab etliche, die nichts zu bekennen hatten, was laut nach Rache schrie, sie blieben zu Kreuze gestreckt auf dem Boden.

Jener Sieche, zu dem Herr Wilhelm geholt worden war, lag auf dem Bauche und er streckte die Schwurfinger über seinen Kopf. Von Zeit zu Zeit warf das Uebel den elenden Körper; wo der offene Mund auf dem Grase lag, wurde es vom Blute rot.

Wilhelm Bombast und sein Söhnlein saßen nicht weit hinter ihm. Der Heilmeister hatte die Tasche geöffnet und hielt ein Fläschchen in der Hand; er beobachtete das qualvolle Verlöschen, dem er nicht mehr begegnen konnte, das zu lindern er entschlossen war.

Theophrast sah, wenn ihn die Bangigkeit überwältigen wollte, den Vater an, und weil der ernst und gehalten blieb, löste sich sein Grauen immer wieder, und er fand Mut, die geschundenen Leiber zu betrachten. Es war gleichwohl eine harte Lehre. Und als die Geißelung begann und das erweckte Blut über die Rücken rieselte, stand ihm das Weinen hoch im Halse, zumal sich ringsum ein Würgen und Schluchzen erhob. Aber des Vaters Stirn, die sonst auch in ihrem Ernste klar blieb, war hart verfinstert. Und das stärkte sein Herz.

Es war nach einer stummen Frist, darin die Büßer ihre Sünden vor aller Welt zur Schau stellten, der Meister aufgestanden. Er schritt über den ersten Geißler, der neben ihm lag, und schlug ihn mit dem Riemen.

„Stand uf durch der reinen Martel Ehre
Und hüt dich vor der Sünde mehre!“

Der Getroffene stand auf und folgte dem Meister. So erhob sich einer nach dem andern und alle schritten über den nächsten hin. Da alle aufgerufen waren, gingen sie paarweis im Ringe und geißelten sich, daß mancher sehr blutete.

Die Kraft hatten, sangen den langen Leis von der Sünde und der Nachfolge Christi:

„Jesus Christ, der ward gefangen,
An ein Krüze ward er erhangen
Das Krüze ward vom Blute rot.
Wir klagend Gotts Martel und sinen Tod.
Durch Gott vergießen wir unser Blut,
Das sije uns für die Sünde gut.

,Sünder, womit willtu mir lohnen
Dri Nagel und eine durnin Kronen,
Des Krüzes Fron, eins Speeres Stich,
Sünder das leid't ich alls durch dich,
Was willtu leiden nu durch mich?‘“

Langsam sangen sie, jede Strophe des langen Liedes sagte dasselbe; sie waren bereit in der Marter auszulöschen, wie ihr Heiland ausgelöscht war. Der eigentümlich juckende Schmerz, den die Hiebe erregten, und das rinnende Blut jagte sie aus der stumpfen Entkräftung ihrer Betfahrt auf. Sie fühlten, je mehr sie entbrannten, die hundert Augen voll Angst, voll Begeisterung, voll Tränen auf sich ruhen. Sie wankten durch ihr Martyrium mit lechzenden Lippen und halbgeschlossenen Augen, als verlangten sie die Sündengalle

der ganzen Welt einzusaugen. Und die beißende Wollust ihrer Buße wuchs riesengroß vor ihnen. Sie fühlten sich eins mit dem sterbenden Christus.

Ehe noch der Leis ausgesungen war, fand die lauschende Menge Sättigung ihrer äußersten, peinlichen Erwartung, die nach und nach alle Augen getrocknet und auch die Begeisterung abgestumpft hatte. Die Blicke folgten nur mehr jenen Geißlern, die ihre Marter kaum weiter zu schleppen vermochten, denen man ansah, daß sie den eigenen erschöpften Leib durch die Hiebe aufpeitschen mußten, sonst wäre er zusammengesunken.

Und als es geschah, bemerkten es zunächst die wenigsten. Der junge Mensch, um dessentwillen Wilhelm Bombast gekommen war, hatte beide Arme gegen den Himmel geworfen, einen gurgelnden Wehlaut ausgestoßen, der aber im Gesang, im Riemenklatschen, im Kettenklirren ertrank, und war mit einigen taumelnden Schritten in den Kreis geflüchtet. Er brach nieder und sein dunkles Blut schoß aus dem Mund. Er versuchte mehrmals sich auf die Seite zu wälzen und lag dann schlaff, ohne Leben.

Bombast war durch den kreisenden Ring hindurch dem armen Teufel zu Hilfe geeilt. Das hatte aller Blicke gelenkt. Sie raunten, deuteten, reckten sich auf, riefen und drängten hinzu. Aber die Geißler hielten nicht ein. Sie achteten des Gefallenen nicht und schienen die Bewegung des Volkes nicht zu merken. Nur daß sie etwas lauter sangen, ihre Riemen weiter ausschwangen. Und ihre Unberührtheit hielt die Menge im Zaum, schlug die erschreckten Rufe zu Geflüster nieder, zwang die

begierigen Blicke zu Scheu und Demut. Die Menge staute zurück, viele sanken wieder ins Knie.

Theophrast lief mit seinem Eimerchen außerhalb des kreisenden Ringes auf und nieder. Er wollte zu seinem Vater und fand den Durchschlupf nicht. Die sausenden Riemen schreckten ihn nicht mehr als die berieselten Leiber und mißtönenden Münder. Er lief auf und nieder, weinte leise und wimmerte: »Min Vater! Min Vater!«

Keiner hörte ihn. Nie noch hatte er sich so verloren gewußt als da, umgeben von den fühllosen Großen, nur wenige Schritte von seinem Vater entfernt, aber von ihm getrennt durch die fürchterliche Erbärmlichkeit der Geißler.

Der Gesang verstummte, das Riemenklatschen, das Rasseln. Die Büßer standen und kehrten sich gegen die Mitte des Kreises. Ein Krächzen fuhr aus der Luft durch die Stille, daß selbst die Augen der Brüder erschrocken aufblickten. Raben strichen über sie hin. Der dunkle Vogelschwarm ließ manchem das Herz stocken, mancher wurde der Grausamkeit des Schauspieles erst bewußt. Da rief die Stimme des Meisters seine Bußgesellen zurück und sie zerriß auch das zweiflerische Bangen des Volkes.

„Jesus ward gelabet mit Gallen!“

Und sie schrien auf:

„Des sullen wir an ein Krüze fallen!“

Sie sanken hin. Etliche gruben die Finger ihrer gespreizten Arme in den Boden, als müßten sie sich fester

an die Erde klammern, um nicht im Wirbel des Schmerzes und der Entkräftung fortgerissen zu werden.

So fand Theophrast einen Weg zu seinem Vater, indem er über die blutbespritzten Arme zweier Büßer stieg.

Wilhelm Bombast hielt den Kopf des sterbenden Mannes in seinem Arm und ließ ihm zwischen die weißen, zitternden Lippen aus dem Fläschchen hie und da einen Tropfen sickern. Dann geriet die Zunge des Geißlers in eine matte Bewegung. Seine Lider hob er nicht mehr.

Theophrast kniete ihm zu Häupten, er sah aufmerksam nieder. Da er bei seinem Vater war, fürchtete er nichts.

Das Fläschchen hatte einen betäubenden Inhalt, der Geißelbruder konnte ohne Wehlaut verscheiden. Er seufzte kaum auf, da er zusammensank. Herr Wilhelm legte ihn behutsam nieder.

»Nu schlafet er wohl,« flüsterte Theophrast befriedigt, denn des Toten Gesicht lichtete ein Lächeln.

»Ja, nun schlafet er wohl, Theophrast. All seines Herzens Qual hat einen Beschluß. Er ist tot.«

Da neigte sich das Kind spähend über das weiße Gesicht und wollte erkennen, was der Tod sei. Aber es wurde vom Vater sanft aufgerichtet, denn die Büßer traten nahe heran. Ihr Meister fragte und erhielt Bescheid. Ein Kreuz schlug er über den Toten und winkte Herrn Wilhelm, aus dem Kreis zu treten.

Die Geißler standen dicht um ihren Gefallenen und murmelten auf des Meisters Geheiß halblaute Gebete.

Sie hatten schon hinter Kolmar erwartet, daß der Bruder sterben werde.

Dann nahmen ihn die acht stärksten auf. Sie zogen schweigend dem Kloster zu, und viele folgten ihnen bis an die Mauern nach.

Auf dem Heimwege fragte Theophrast den Vater: »Was tuend die mit ihm?«

»Sie graben ihn ein und ziehen alsdann weiter.«

Die Antwort befriedigte Theophrast vollkommen, denn er hatte am Tonfall der Worte erlauscht, daß sein Vater zu einem großen Mann auch nicht anders gesprochen hätte.

Als sie im Schwarme der Leute an dem buntbemalten Wagen und dem abgeblachten Platze vorbeikamen, faßte Theophrast des Vaters Hand fester und meinte: »Das muß ein Narr sin, so er dem Gugelvolk zwen gute Schafböck gibt und tuet sie nit selbsten ein!«

Herr Wilhelm, dessen Herz andere Dinge füllten, nickte nur, und Theophrast fand sich in seiner reifen Welterkenntnis sehr bestärkt. Er beschloß, kühngemut der kleinen Verführerin zu begegnen und sie bei gutem Winde trefflich anzufahren, darum weil sie ihm mit zwei schönen Schafböcken so schmählich entlaufen war.

Schon bei dem Engelweihschmause am Tage des Hauptfestes kam es, da die ersten Schüsseln genossen waren und mancher Wein seinen Weg gefunden hatte, zur friedsamen Parteiung der Kleriker. Anfänglich lag freundschaftlich flüsternde Befangenheit über den ge-

räumigen Tischen der drei Abteisäle. Doch man aß nicht schlecht und schlürfte den erfreulichsten Trank.

Um den Tisch des Fürstabtes und Legaten schlich es am längsten mißtrauisch auf Zehenspitzen. Der Legat war in spanischer Edelmannstracht erschienen, er unterhielt sich nur mit Standespersonen, soweit sie Latein und Italienisch geläufig sprechen konnten. Fürstabt Konrad von Rackelberg aber hatte, vertrauend auf den Wein, in seine Nähe Herren geladen, die ebensowenig von dem römischen Wesen hielten, Wild und Weib gut kannten, ein untadeliges Wappen trugen, vorerst noch beharrlich schwiegen, aßen und tranken.

Herr Diebold saß am zweiten Tische. Und dieser Tisch wurde gleich zu Beginn des Mahles rege. Sie redeten nicht laut, aber lebhaft und zungengewandt. Herr Diebold hatte sofort von Nikolaus de Donis gesprochen, und ein Reichenbacher Mönch hielt eine Lobrede auf den gelehrten und freisinnigen Freund in flüssigstem Latein. Den meisten an Herrn Diebolds Tisch huschte dabei ein Lächeln der Befriedigung über das durchgearbeitete Gesicht, und das Lächeln blieb, es löste die Zungen. Man wußte, man kannte, etliche zitierten sogar aus Briefen. Ehe die erste Schüssel geleert war, fühlte sich jeder geborgen. Und die erlauchtesten Namen der Zeit, Ruhmestitel manches Klosters und mancher Universität, schlangen das geistige Band um die Stirnen dieser Männer. Sie erkannten einander nach wenigen Worten, ihre Augen glänzten, ihre Lippen wurden schmal und heiter, in Blick und Mundwinkeln zuckten bereits Neugier und Ironie, die Fußangeln der geistigen

Freundschaft. Sie waren bei sich und unter sich. Dankbar, daß sie für eine Stunde des Genießens vor aller Barbarei ihrer Brüder und der Oberen geborgen waren, tranken sie Herrn Diebold zu, und er, der nun ein halbes Jahr in Fron der Kerzen- und Zeichenbank, des Haus- und Kellerwesens, der Berufungen, Quartiere, Krämerei und Polizei gelegen hatte, feierte die Auferstehung seiner beschaulichen Winterfreuden wie einen wohlverdienten Triumph.

Von Reuchlin hörte man, daß er an den kurpfälzer Hof zu Johannes von Dalberg, der noch immer die rheinischen Akademiker führte, ehestens ziehen werde. Ihm war das Leben in Tübingen und Stuttgart vergällt, er war sogar seines Lebens nicht sicher, da der Augustiner Holzinger vom jungen Herzog Eberhard zum Kanzler der Universität ernannt worden war. Reuchlin hatte den wüsten Gesellen zu Lebzeiten des alten Herzogs, Ruhm seinem Andenken, hinter Schloß und Riegel gebracht. Holzinger, der Freund des jungen Fürsten, trachtete dem berühmten Gelehrten mit gleicher Münze heimzuzahlen. Und Reuchlin war kein Mann, der seine Fehden jenseits des Schreibpultes und der Lehrkanzel führen mochte. Er schrieb seinen Freunden ziemlich klägliche Briefe, denn er scheute auch, da er zäh an dem gewohnten Besitze hing, die Reise mit Sack und Pack auf Landstraßen, wo er des Leibes und des Gutes nicht viel sicherer war.

Da kamen etliche mit leiser Elegie, die von den andern unter halbem Lächeln angehört wurde, auf das Beneficium des Klosterlebens zu sprechen, dessen Frieden

und Abgeschiedenheit einen Wunderbaum an Gelehrsamkeit, Trithemius, den Abt zu Sponheim, ungekränkt wachsen ließ. Tritheim war ja streng kirchlich geblieben und schicklichermaßen wurden die Einrichtungen der Kirche gelobt, wenn man ihn nannte; es gehörte zu Tritheims Lebensstil. Sie kannten ihn fast alle. Man stellte sich gerne gut zu dem Berühmten. Er sammelte für ein Werk, das alle Gelehrten seiner Zeit anführen und ihre Verdienste preisen sollte.

Doch fiel der Name des Unruhgeistes Konrad Celtes wie eine Befreiung in den Kreis der Wissenden. Die Kirche war gelegentlich Tritheims gepriesen, man hatte geistige Absolution für etliche Gespräche, die einen geschätzten Förderer der Musen betrafen, der offenkundig heidnisch empfand und lebte. Fast jeder wußte irgendeine andre Stätte, wo er des unermüdlichen Celtes Einfluß und Wirken im Dienste der Poesie erfahren hatte. Und man brauchte sich nicht zu hüten, von den zahlreichen Liebschaften des fahrenden Gelehrten zu erwähnen, deren Freuden er selbst in ungeschminkten Liedern aller Welt preisgab, aller Welt, die feingeschulte Ohren besaß und ihr Vergnügen an eleganten Versen finden konnte.

Auch gegenwärtig — so berichtete ein Reichenbacher — sei er einer Dame erlegen, aber nicht in Liebesgluten. Er werde in Wien bleiben, die Universität Ingolstadt habe ihn für alle Zeit verloren. Celtes mache Ingolstadt wohl den Vorwurf eines dummen, saueren Bieres, das einer nur tränke, der verdürste, aber im Grunde sei es doch die Frau des Rechtsgelehrten Fontulanus gewesen,

die ihn ausgebissen habe. Sie hätte dem Poeta Laureatus anfänglich gute Zeiten verheißen und wäre alles in allem ein Weibsstück von angenehmer Ründung und kräftigem Begehren; die ihr gefielen, brauchten um Amt, Titel und sonstige Vorteile der alma mater nicht bange zu sein — nur stünde sie nicht mehr in der ersten Blüte, während Celtes, der Kenner, den zarten Flaumhauch eben gereifter Fruchtliebe und abgefingerte Süßigkeiten verschmähe. Die Fontulanin sei in dem ungleichen Kampfe Siegerin geblieben, denn sie hätte den Mann und fast die gesamte jüngere Universität auf ihrer Seite gehabt, während Celtes nur über etliche Giftpfeile verfügte. Die seien bald verschossen gewesen und zwar in allen Metren des göttlichen Horaz, an der gegerbten Haut seiner Feindin aber abgeprallt. Da habe er weichen müssen.

Vielen war die eigentliche Ursache des Umzuges nach Wien unbekannt gewesen, denn Celtes hatte verbreitet, er suche Wien zu erreichen, um hier eine gelehrte Donau-Gesellschaft im Geiste der Poesie zu gründen.

Von Celtes kam man auf Cuspinianus, der zwanzigjährig von Maximilian in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, unmittelbar nach den Exequien Friedrichs III. mit dem apollinischen Lorbeer gekrönt worden war. Der Liebling des Adels; er stünde vor dem medizinischen Doktorgrade und müsse demnächst Rektor werden. Neben diesem Wunder an Jugend, Kunst, Rhetorik und Gelehrsamkeit werde selbst der erfahrene Celtes einen schweren Stand haben. Denn Celtes, wiewohl kaum vierzig, altere, daran sei leider nichts zu ändern.

Das üppige Leben im Wechsel mit Entbehrungen, die Ruhelosigkeit ... man müsse ihm wünschen, daß er in Wien einen warmen Herd fände.

Und an diesem frommen Wunsche fanden die Zungen und Herzen aus der bedrohlichen Nähe der Husaren und Türken zurück an den Rhein, wo Johann Wimpheling fast alle Städte zwischen Basel und Köln befahren hatte, um die edlen Künste der Alten zu fördern. Man gedachte Sebastian Brandts zu Basel, des Historikers Murrho zu Kolmar, des Geiler von Kaisersberg und seiner Freunde, des Canonikus Thomas Wolf, des Adolfus Ruscus und Georg Erlebachs.

Nicht nur vom Rhein und aus dem Oestreichischen, auch von Schwaben, Franken, Bayern her und von Sachsen und Böhmen wußten sie stille und laute Geister zu beschwören, die über allem spitzfindigen Zank der Schola, über Realismus und Nominalismus hinweg, zum Sonnenglanz der olympischen Muse zurückgefunden hatten.

Sie nannten am Tische Diebolds von Geroldseck Gott, Christus, Maria und die Heiligen nicht eitel, sie halfen ihren Beteuerungen mit Jupiter, Apoll und Minerva. Herkules, der die heitere Erde vom Rücken des Atlas auf seine prächtigen Schultern genommen hatte, vermochte ihre Reden besser zu stützen, als das gotische Ungetüm St. Christoffel, das mit aller mystischen Welt des Glaubens auf den zottigen Achseln durchs Wasser geplantscht war.

Etliche erwähnten auch des Desiderius Erasmus, der in Paris lebte, London und Italien besuchte, deut-

sche Lande aber mied, obwohl er auch da einen guten Ruf unter Kennern genoß.

So lebte ein nicht geringer Teil der Welt an diesem Tische. Die Gespräche wurden kaum lauter, wenn auch die Wangen sanft erglüht waren.

Hingegen erwachte der andre Tisch des Saales um so merklicher, besonders der Kreis um Konrad von Rackelberg. Da ließen sich die geistlichen und weltlichen Herren von ihren Dienern aufwarten und tranken zu gleichen, vollen und halben, obwohl der Wormser Reichstag zwei Jahre vorher die Sitte des Zutrinkens verboten hatte. Und sie wurden bald voller.

Zunächst erwarmten sie über dem Weidwerk, da einer behauptet hatte, daß man den Falken nach alter deutscher Weise besser blende, als mit der Haube. Durchs untere Lid sei ein Faden zu ziehen und daran das Lid aufzubinden. Die meisten verlachten die veraltete Ansicht und traten polternd für die Blendkappe ein. Und das Gespräch sprang bald auf die Politik ab. Maximilian, seine ritterlichen Eigenschaften in Ehren, war Gegenstand ihres plumpen Gespöttes. Unverrichteter Dinge kam er aus Burgund. Er hatte kein Geld mehr, also auch kein Heer. Wie wollte er seinen ewigen Landfrieden stützen. Auch sein Reichskammergericht war aus dem Leim gegangen, da man weder Richter noch Commissarien zahlen konnte. Auf dem Lindauer Tag hatten die Stände alle Hilfe rundweg ausgeschlagen, und der Kaiser war mit leerem Säckel, zornig abgereist, ohne den Abschied zu erwarten. Kein Ritter

wird unter Reichsgericht und -steuer gezwungen werden, geschweige besserer Adel. Darauf konnte man ruhig trinken.

Der Legat spitzte unvermerkt die Ohren, als sei ihm das Deutsch verständlich, das über Maximilian herging. Er hatte seinen Kreis mit dem Hofleben des Papstes leicht unterhalten, obwohl er die verfänglichsten Vergnügungen des hl. Vaters verschwieg. Und er fand Anerkennung, als er, nicht ungewandt, eine verhältnismäßig harmlose Kurzweil Alexanders IV. beschrieb: in einem Hofe des apostolischen Palastes rossige Stuten von turkmenischen Hengsten beschälen zu lassen. — Nach den rossigen Stuten fiel das Gespräch auf die Weiber. Man ließ durchblicken, daß die Cursetta allgemein beachtet werde. Der Legat lobte das Frauenzimmer, wie man einen gutgezogenen Jagdhund preist. Etliche äußerten Zweifel, um die Eitelkeit des Legaten aufzustacheln, und er meinte lächelnd, daß er ihre Neugier befriedigen würde, wenn er nicht auf barbarischem Boden stünde, wo man kaum sicher sei, daß jeder Genuß in Bestialität ausarte. Er würde die Cursetta nackt auf einem der Tische tanzen lassen. Man spöttelte, aber der Legat blieb kühl und erzählte die Affäre seiner Geliebten, um zu beweisen, daß er nicht vor ein paar hundert Augen zu verstecken brauche, was ganz Rom gesehen und bewundert hatte.

Die deutschen Herren hatten den Gesprächsstoff der Italiener erwittert und wieherten bald mit geblähten Nüstern und wässerigen Äuglein. Auch in den beiden andern Sälen waren sie über die Notbrücke der Poli-

tik in das Sumpfland geraten. Die Zote goß ihren Spülichtkübel über die Tische der Abtei.

Eines einzigen jungen Mönches Schamröte blühte fremd unter den erhitzten Köpfen, und nur der feiste Bruder Clemens von Augsburg achtete der Qual des jungen Mannes, der nach Mut zur Flucht rang. Sein gespaltener Schweinsrüssel ober den Wulstlippen zuckte vor Vergnügen, wenn er merkte, daß der junge Bruder heimlich erbebte und einen scheuen Blick über die Runde huschen ließ.

Als Bruder Clemens begann, erblaßte der junge Mönch, denn die Worte des Augsburgers züngelten über den Tisch, als seien sie nur an ihn gerichtet.

Bruder Clemens erzählte und aller Ohren nahmen durstig ein:

»Eins Becken Marxen Walters Fraue ist im Kindbett gelegen. Er war sunst Gaismaier genennt, in St. Jergen Pfarr. Der hat dieselbig Zeit umb seine Magd in dem Haus gebullet, daß sie seines Willens wär und sich hälsen ließ. Die wollt sein Willen nit tun und sagt es der Frauen. Die Frau beredt die Magd, daß sie ihn sollt auf die Nacht an ihr Bett bestellen, und daß er nit ein Wort saget und still wäre. Das tät die Magd. Also leget sich die Frau an der Magd Statt in der Magd Bett. Da kam der Beck, tat ihr so übel nit und flüsteret: ,Wann mein Weib also freundlich wär als du, das wollt ich gern.' Tat ihr demnach Bescheid, daß sie still bleib, er wöllet bald wiederkehren. Auf sollichs ging der Beck zu seinem Knecht und spricht: ,O Lieber, gang hin, die Magd möcht gern ein Liebs von dir, ich trauet

mich nit, sie sag es meinem Weib.' Sollichs saget er, dann er forcht ein Kind. Und hoffet, so geb sie das Kind mit Glimpfen dem Knecht. Also ging der Knecht hin zu seiner Frauen und meinet auch, es wär die Magd. — Zu Morgen saß der Beck, sein Knecht und die Magd bei einander in der Stuben und aßen ein Suppen. So trat die Frau in die Stuben und spricht: ,Mein Mann, du issest billiger ein gut Ei im Schmalz und etwan zween, dann ich hatt das zu dir nit versehen, daß du in einer Nacht bist also zu zweien Malen freudig! Warumb han ich mich nit langost in der Magd Bett gelegt! Du bist je länger, je freudiger!' Da ward der Beck verstan und gab dem Knecht und der Magd Urlaub und weigeret ihren Lohn. Da verklagten sie den Becken vor dem Bürgermeister, und der Beck ward beschickt. Also ist dieser Handel offenbar worden. Doch ward der Knecht auf dem Rathaus für dem Meister gelobt von der Frauen.«

In das Gelächter, Glucksen und brodelnde Behagen klangen die letzten Glocken. Und keiner hörte die Stunde als der junge Mönch. Ihm kam das Ave wie ein Freundesruf, der einen wüsten Traum zerwirft. Es gab ihm Mut, daß er aufstand und vorgebückt aus dem Saale lief, als müsse er hinter schützendem Buschwerk dem Feinde entfliehen. Seine Hände lagen zitternd auf dem Herzen, er flüsterte:

»Heilig Jungfrau, sei bedankt, daß du mich hasterlöst!«

Im Hofe des Klosters war alles still. Ein Wächter stand unter der Seitenpforte der Basilika und gab dem Mönche den Weg frei.

Der junge Mann sog die schwere Luft gierig ein. Der hohe Raum war von rotem Lichte erfüllt und Schritte der beiden bewaffneten Ordner, die das Feuer der Opferstände zu hüten hatten, schauerten durch die Stille.

Er hastete nach dem Hochchor und warf sich auf die Stufen des Altars. Die Gebete der Completzeit fielen ihm von den Lippen, ohne daß er ihren Inhalt merkte. Er krümmte sich noch unter der Gewissensmarter der letzten Stunden. Und dann wußte er, daß die Gebete gesprochen waren. Sein Herz war gelöst, er konnte es entladen.

»Herr! Complete Zeit! Tu auf die Pforten des Abgrunds und laß sie schlucken, daß sich die Höllen mäste, dann siehe, das Wild ist fett!

Complete Zeit, Herr Gott! Wir seind alle gelb vom Brand der Weltsunn als die Frucht des Feldes! Schick uns: der niederschneidet und verbrennt, dann alls ist taub und vom Unkraut ersticket!

Wo ist dein Stein, Herr, wie ein Mühlstein in der Hand deines stärkisten Engels, daß er die große Hur zermalmet: Wehe, es ist der Drach los! Alls brennt vor Sünden!

Warumb gibst du kein Schwert mir in das Maul, daß es die Heiden schlüge! Warumb so bin ich ein seiden Fähnlein im Wind ihres Speiwerks und ihrer Wollust und bin kein Fels nit, darin sie zersplittern!

Du hast mir das Wort eintan, das süß schmecket, da ichs auf der Zungen spür, süß und feurig wie die Rache des Gewissens. Aber da ich es verschlungen, krimmt es

meinen Bauch, die bittere Not des Gewissens, und wird nit erlöset!

Ich muß sie sehen und mein Herz zittert, der Mund aber ist versieglet und die Augen decket ein Schleier vor Menschenfurcht!

Ich sehe des Teufels Hörner aus ihren hohen Stirnen brechen, die eine Zung haben, triefend vom Weine des Weltwissens, und die Augen haben, als seien sie des heiligsten Gottes voll!

Ich höre das Gelächter der Hölle aus ihnen brechen, deren Blut feist ist von Trane der Wollust und deren Hände nach dem Fleische zittern!

Und du gibst mir nicht dein Tau auf meine lechzenden Lippen, nur eines Fingers Spitze, und umb mich her brennt die Höllen!«

Er preßte sein Gesicht gegen die kalten Steine und schluchzte. Und er lag eine Zeitlang in tiefster Ermattung. Ihm war, als schwebe er zwischen Eis und Flammen im Sternenraum.

Ein klirrender Schritt erschreckte ihn. Der Knecht drückte ein verlechzendes Licht aus, entnahm dem vollen Opferkasten eine Kerze und pflanzte sie auf den Stachel.

Der junge Mönch hüllte sein Gesicht in beide Hände. Er atmete tief, als sei er wunderbar befreit, und sein Herz schlug, als habe es ein Leben überwunden. Er wußte nicht, wie lange er gelegen war. Seine Knie knickten vor dem Allerheiligsten zusammen, er wollte die Kirche verlassen, da trieb es ihn vor die Gnadenkapelle. Doch er fühlte so klar und bestimmt, als sei es ein Gebot, daß er nicht beten werde. Nur sehen, sehen.

Er sah den goldgepanzerten Mantel und Schleier. Das Perlenschimmern und Glitzern der Steine. Unter der schweren Krone das rosige Gesicht, die kleinen Schlitzaugen, die hochmütigen Brauenbögen, das Mündlein mit den satten, gleichgültigen Lippen, die glatte, gedankenlose Stirn.

Die Kiefer des jungen Mönches schlotterten, ihn fror in der schwülen Luft. Seine Augen standen weit offen und maßen die Reichtümer, glitten immer wieder zurück zu dem hölzernen Gesicht, dessen lauernde Unberührtheit Gedanken weckte, die ihm die Haare sträubten. Er fühlte den Drang und die Unermeßlichkeit der Gebete, Seufzer, Hoffnungen — alle an diesem Bild aus Holz und Stein zerschellend. Lüge! Sie alle opferten ihrer Seelen heimlichsten Brand der Himmelskönigin nicht, deren Reinheit sie nie begriffen. Sie opferten ihr Innerstes dem Holzbild auf, das sie mit seinem Prunk betäubte, durch seine Sattheit demütigte.

Der Mönch ballte die Fäuste. Seine Augen liefen voll. Lüge, Lüge und Ausgeburt ihres Schreckens vor ihrer eigenen Erbärmlichkeit! Das zwingt vor einem toten Holz in den Staub. Der Adlerschrei des Gewissens gellt über ihnen, und sie beten das geschnitzte Holz, die geschliffenen Steine, das Gold, ihr Gold, und die gereihten Perlen an, daß der Schrei des Gewissens in ihnen verstumme!

Er schloß die Augen. Die Zorntränen stürzten über seine Wangen. Seine Hände streiften einander, als wolle er sie vom Schmutze reinigen.

Dann schlug er seine Hände vors Gesicht, schritt eilig

durch die Kirche, über den lautlosen Klosterhof, in den Schlafsaal der Abtei. Dort holte er aus dem Strohsack seines Bettes ein Beutelchen mit Geld und verließ das Kloster.

Er ging über den Brühl, durch die Wagenburg und die Gasse nieder. Ueberall aus den offenen Fenstern scholl der heisere Lärm der Betrunkenen; die Gasse war erfüllt von lachenden, schreienden Leuten.

An einem Wirtshause hing ein Wams aus, zum Zeichen, daß hier aufgegebene Pfänder feil seien. Dort erstand der Mönch ein Lederkoller und einen kurzen Spieß.

Er wanderte rüstig talab. Seinen Weg beleuchtete der Mond, und der Biberbach rauschte bald lauter, bald leiser.

Ihn umfing die große Wundernacht des neubürtigen Lebens. Keine Regung hielt ihn zurück. Sein Gelübde war von ihm gefallen.

Wohin er trieb — er wußte es nicht. Aber ihn füllte ein heiliger Jubel. Er wußte, daß ein reines und befreites Herz nicht verderben kann.

Im Ausschreiten, da er den Spießschuh kräftig gegen den Boden stieß, während der Biberbach die laute und stille Weise rauschte, hob es sich von seinen Lippen wie ein junger Vogel:

„In Gottes Namen solltu sin
Mein Mantel, tiefe Nacht.
Ich fahr ins nüe Leben hin,
Vom Herzen ohnbedacht.

Mich keine Regel führt nit mehr,
Meins Glaubens will ich blühn,
Nach Gottes Gnad allein ich gehr,
Die sollt mein Leitstern sin.

Nu kumm, mein Tag, mit gutem Streit,
Ich biet dir wohl die Hand,
Weil meines Herzens frei Geleit
Ist baß dann ein Gewand."

Reinigung und Verheißung

Der Predigtglocke winkendes Geläute wurde bald überhört. Neue Pilgerscharen kamen und jene, die eine weite Heimfahrt hatten, zogen nach kurzen Tagen wieder ab. Die Predigtglocke bekam einen schalen Ton. Von den Wirten und Kaufleuten wurde der neue Zuzug mit kurzen Blicken abgeschätzt, keine Spur von einladender Liebenswürdigkeit lag mehr in ihren Augen. Alle wußten bereits, mit welchem Gewinn sie die heißen Tage bestehen würden.

Der dichte Pilgerstrom kreiste nicht mehr vor der Gnadenkapelle. Eine breite Insel, lagen sie vor dem Altar aufgestaut und je länger sie knien und beten konnten, desto spärlicher hatten die Trichter der Opferkästen zu schlucken.

In den Bänken saßen die Mönche, müde, von der Hitze gedrückt, sie lauschten vorgebeugt der endlosen Beichtmühle. Immer dieselben Worte. Eigentlich hörten sie nur mehr jene Sünden, die auf zwei Jahre zurück zu dämmen waren. Gelegentlich solcher Sünden gewann ihre Zunge eine leichte Anregung und sie sagte stets das Gleiche von Rom, Jubeljahr, heiligem Vater, Absolution, und über die Vorstellungskette der Absolution rasselte die Erregung des Sprechtriebes wieder ab; erst wenn der Sünder endgültig verstummte, erwachte ihre Zunge wieder und erteilte Buße und Befreiung.

Jener Augsburger Bruder hatte großen Zulauf. Seine Freikanzel, dort wo die Geißler geblutet hatten,

war dicht umlagert. Er hielt einen Predigtenkranz über die Wunden und die Freuden Mariens, jeden Tag über eine Wunde oder eine Freude abwechselnd. Und an den Wundtagen wurde nicht weniger gelacht als an den Freudentagen. –

Theophrast fand in dieser Zeit, da eine buntverdichtete Welt ihn umkreiste, über einige Dornzäune heil und erwachter zu den Seinen zurück.

Die Leute drängten sich um die Drille und waren über die Grimassen erfreut, die ein Bruder Sundfeger schnitt, während ihm in seinem wirbelnden Gefängnisse todübel wurde. Die Drille stand neben der Etzelstraße, sie war ein Käfig, der leicht auf einer Spindel gedreht werden konnte. Brach irgendein Landstreicher durch den Zaun der Ordner, die Wege und Stege besetzt hielten, und suchte er etliche gute Tage im Schatten der Gnadenmutter durch freiwillige und unfreiwillige Gaben zu erstehen, so mußte er seine Kunst meistern, sonst wurde er gefaßt und in die Drille getan. Und es gab kaum einen Jungen, der nicht sein Bestes drangesetzt hätte, so lange mitzudrehen, bis dem Gauchen das Innerste nach außen geschleudert war, und er besinnungslos auf dem tanzenden Boden seines Gefängnisses hinschlug. Dafür standen immer etliche Heller zu erwarten. Aber es gab auch wenig Pracher, die nicht in Ehren bestehen wollten, auch sie konnten etliches von den Belustigten erhoffen, wenn sie kräftig aushielten. Und so kam es zu einem Kampf zwischen den treibenden Jungen, die einander ablösten, und dem allmählich erblassenden Gartbruder im Käfig.

Als Theophrast sich glücklich durch die Großen und Kleinen durchgezwängt hatte, war der Kampf eigentlich schon entschieden. Etliche schworen, der Vagabund werde kaum mehr ein Dutzend Runden aushalten. Und man gröhlte befriedigt, da er, mit seinen letzten Kräften in den Stäben hängend, taumelig, kreideweiß, mit hervorgetriebenen Augen, noch die Kraft fand, seine Zunge zu blecken. Allein die Anstrengung blieb nicht ohne Folgen. Kreischend, johlend vor Vergnügen, stürzten die Leute zurück, rannten einander um und rollten eine Zeitlang auf der Erde, als dem Gedrillten der Mageninhalt in weitem Gusse entfuhr. Bald darauf schlug er hin, und man warf den atemlosen Jungen lachend etliche Geldstücke zu, ließ auch einige in den Käfig springen.

Theophrast sah das alles voll Staunen. Er merkte erst als die Leute auseinandergingen, daß ihn die kleine Seiltänzerin am Wams zog.

Er hatte mit der Mutter einmal in dem eingeblachten Raume der Vorstellung zugesehen. Von einem Feuerfresser war er tief erschüttert worden. Die Kleine aber zeigte in einem roten Fähnlein, das über und über mit Glasperlen benäht war, nur solche Kunststücke, die sie wohl beherrschte, und der schwarzhaarige Meister setzte ihr weiter nicht zu. So hatte sie in Theophrast keinen sonderlichen Eindruck hinterlassen. Ihm war bang geworden, als sie aufs Seil sprang, dann aber warf er sein Geldstück ohne Befangenheit in ihren Messingteller. Nur die beiden vergeudeten Böcklein wurmten ihn heftiger. Doch sagte er der Mutter nichts davon.

Da nun die kleine Tänzerin neben ihm stand und sei-

nen Brotbeutel begierig musterte, sah er sie feindselig an.

Doch sie lächelte und flüsterte:

»Nimm dein schön Haller! Kauf Bockeli, gut Bockeli.«

»Du Gugelvolk, laufst eim weg! Dir sollet ich was weisen!«

»Nit schimpf, nit zank, Bockeli kauf!«

Sie nahm ihn bei der Hand, und er folgte widerwillig. Hinter einem Strauch kauerte sie nieder und deutete einladend daneben auf den Rasen.

»Zeig mir dein schön Haller, gut Bübli.«

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und preßte ihre Wange an die seine. Theophrast aber stieß sie heftig fort, und sie ließ sich ins Gras fallen, blieb liegen, vergrub das Gesicht in die Arme, als habe er ihr weh getan. Da wurde es dem Büblein bange, es kniete zu ihr, faßte das dichte Kraushaar und wollte ihren Kopf wenden, um zu sehen, ob sie spiele oder wirklich weine. Sie warf sich blitzschnell um, lachte und fuhr mit hurtigen Fingern in den Brotbeutel, nahm was sie greifen konnte und rannte davon. Sie hielt das Seidentüchlein in der Hand. Und in das Tüchlein hatte die Mutter die schönen Haller gebunden.

Er jagte ihr nach, fiel einmal hart über sein Schwert, so daß die kleine Diebin einen guten Vorsprung gewann. Er gab nicht auf. Sie rannte einigen Jungen zu, die ihrer unweit zu warten schienen, und stellte sich hinter den stärksten.

Theophrast hielt ein und kam das letzte Stück zögernd näher.

»Die soll min siden Tüchli geben,« rief er.

Die kleine Schlange aber schmiegte sich an Wilhelm Fenkh, den Ältesten vom weißen Wind, und keifte:

»Er zank, er schimpf und will slak!«

Da entschied der Wilhelm Fenkh: »Du mußt ein Buß zahln.«

Theophrast pochte auf sein gutes Recht: »Ich zahl kein Buß nit umb das Gugelvolk. Sie hats us minem Brotsack gestohln.«

Wilhelm Fenkh meinte mit großem Ernst: »Willtu ein Schwert führn, und läßt dir usm Sack stehln?«

Theophrast drohte: »Min Vater wird üch weisen!«

Wilhelm Fenkh nahm der Kleinen das Tüchlein ab und entschied:

»Din Vater sollt miner müßig gan.«

Da sprang Theophrast unversehens zu und entriß dem starken Bengel das Tuch, fuhr damit ab. Es glückte nicht weit. Einer warf ihm seinen Prügel zwischen die Füße. Theophrast schlug hin, und die ganze Horde lag über ihm mit Knuffen und Tritten. Er deckte sein Tüchlein mit dem Bauche und schrie:

»Helfet, gute Lüt, helfet!«

Etliche Große blieben auch bei dem balgenden Haufen stehen und meinten, dem Theophrast geschähe recht, da er dem Wilhelm Fenkh das Tuch entrissen.

Endlich vermochte der kleine Mann die Prügel nicht länger zu ertragen, er mußte sein Tuch freigeben. Die anderen rannten mit ihrer Beute fort, und er lag übel zerrissen, eingepulvert, mit schmerzenden Gliedern im Gras und heulte den guten Hallern und dem Tüchlein

nach. Dann saß er lange und konnte nicht verstehen, wie er um sein gutes Recht und zu harten Prügeln gekommen war. Da er die Augen wieder hob, sah er die Räuber in Ordnung zurückkehren, sie trugen kurze Spieße, und in ihrer Mitte wehte an einem langen Stecken das Seidentuch.

Er stand auf und schlich beiseite und mochte zunächst das flatternde Fähnlein gar nicht ansehen, so bange war ihm danach. Es war ihm nie so bunt und schön vorgekommen als jetzt auf der Stange seiner Räuber. Oft hatte er es dem gleichen Zweck zuführen wollen, aber der Mutter wegen nie gewagt, den Schatz so offenkundig vor aller Augen zu tragen. Immer meinte er, man müsse ihm sonst das linde, seidene Ding wieder abnehmen.

Heimlich wandte er sich noch einmal um. Sie waren nahe gekommen, und er entdeckte, daß ein Loch mitten in das Fähnlein gerissen war. Ihm wurde angst. Wenn die Mutter das Loch merkte ... die Mutter ... er hat das kostbare Gut verloren! Jetzt erst fühlte er, was ihm geschehen war.

Wenn die Mutter nach dem Fazenettli früge? Sie hat selber die Haller eingebunden! Nun sah er auch, daß sein Wams von Staub und Schmutz über und über besudelt war, und sein Ärmel hing in Fetzen. Wie sollte er den prüfenden Augen entgehen? Anders wars mit dem Änderle gewesen. Niemand hatte ihm angesehen, wenn er mit dem Änderle im Walde war. Und den verschluckten Vogeleiern, die oben und unten aufgepickt wurden, ehe man sie austrank — denen konnte

niemand mehr nacheifern. Dem Theophrast kams vor, daß eine Schuld erst peinlich werde, wenn man sie merke. Und er sann nach, wie er sein verschmutztes Wämslein reinigen könnte.

Er kam auf den Frauenbrunnen, denn er hatte die reinigenden Kräfte des Wassers zuweilen heftig am eigenen Leibe verspürt. So schlenderte er ein wenig verzagt und versonnen, da sein Versuch mißlingen konnte, den beiden großen Türmen zu, blieb da und dort stehen, besah immer wieder sein Wams, ob es nicht doch erträglich wäre, erschrak aber stets und machte sich wohl oder übel an seinen Plan.

Die vielen Rohre des Frauenbrunnens sprudelten das Wasser in einer bequemen Höhe aus, daß die Pilger beim Trinken sich nicht allzu tief neigen mußten. Theophrast stand eine gute Weile und wollte abwarten, bis niemand mehr von Rohrmund zu Rohrmund ginge, um andachtsvoll auch an jenem Lauf des heiligen Quells die Lippen zu netzen, den der Heiland nicht verschmäht hatte. Allein der Brunnen wurde nie frei. Also faßte Theophrast — als nur drei Weiber tranken und kein Ordner in der Nähe schien — ein Herz und sprang unter die Strahlen. Die Weiber wollten erst seinem Übermute wehren, da sie aber sahen, daß der Theophrast bescheiden sein brennendes Gesicht und sein Wämslein wusch, meinte die eine: »Sehet den frumben Knaben!« Sie glaubte, er könne sich des heiligen Gewässers nicht ersättigen.

So wurde der kleine Mann in kurzer Zeit vom Kopf bis zu den Füßen triefnaß und er wäre standhaft ge-

blieben, wenn nicht einer der frommen Frauen die Sache doch bedenklich geschienen hätte. Sie faßte ihn und entzog ihn dem Wasser.

»Gang, min Bübli, was kummt dir an mit so trutzigen Mienen?«

»Ich wöllet min Wammes wäschen.«

»O du Narr, gang heim, sonst möcht dir ein Pestilenz anfliegen!«

Es fröstelte ihn und er sah, wie sich um seine Schuhe eine Pfütze sammelte, die beklemmend an Zeiten erinnerte, wo derlei Wässerlein verübelt worden waren. Die dringliche Stimme der Frau nahm den letzten Rest seiner Sicherheit, und er merkte, daß kein guter Stern über dem Unternehmen stünde.

Was sollte er tun? Das Wämslein schien nicht sauberer, und er floß, als sei er in die Sihl gefallen. Es blieb nichts übrig, als demütig heim zu ziehen.

Auf dem Weg erlebte er die Genugtuung, daß die fließende Nässe allmählich versiegte, seine Fußspur wurde unmerklich. Mit dieser Entdeckung kam ein glücklicher Gedanke. Am Ofen trockneten die Großen ihre Mäntel und Koller zur Regenzeit. Er beschloß in die oberste Höllen zu kriechen und dort zu trocknen. Heimlich hoffte er, daß die Mutter nicht in der Küche wäre.

Er hatte Glück und erstieg unbemerkt das Höllenbänklein, hoch zwischen Wand und Ofenturm. Warm wars genug, da konnte keiner klagen. Und wie er nach einer regelosen Weile seiner sicher wurde und die Augen kecker schweifen ließ, gewahrte er in greifbarer Nähe

auf dem Ofenturm zwei verdeckte Bretter, die dörrende Apfelschnitze trugen.

Niemand nimmt ein Glück für unverdient. Nur das Unglück trägt den heimlichen Stachel des Schuldgefühls in sich, dessen Spitze einer mit fragwürdigen Rechtfertigungen Gottes abfeilen mag. Die dörrenden Apfelschnitze sprachen Theophrast beruhigender zu, als etwelche Anerkennung seiner vergeblichen Tapferkeit und seiner unverschuldeten Leiden es vermocht hätte. Er nahm und aß wie ein Mann, der sagt: »Seht so bin ich: zuerst eine redliche Arbeit, aber dann auch einen günstigen Griff ins menschliche Behagen, denn Gott gibt den Seinen gerne.«

Die Kleider des Theophrast begannen zu dunsten und rochen warm. Er blinzelte hin und wieder auf sein Bäuchlein, ob es die dunkle Wasserfarbe schon verlöre, und er streifte den letzten Vorwurf, der ihm noch am Halse hing, seinen leeren Brotsack, mit einem frohen Entschlusse ab. Es lebte sich leidlich auf dem warmen Höllenbänklein, umgeben von den Dampfwolken verflüchtigender Sünden, in handlicher Nähe des Hutzelobstes, das seine Süßigkeit hinter einem sanften Leder im erwärmten Fleische sammelte.

So hätte er lange sitzen können, ihm fehlte zu seinem innigen Behagen nichts, und er wäre endlich auch trokken geworden. Im Ochsnerhaus, wo jeder Gegenstand an die Seinen mahnte, wäre ihm sicherlich bange gewesen. Dort lag eine strenge Zucht in der Luft. Aber hier im Pilgerspital war er so frei wie im Walde; und er genoß die Unbeschränktheit dieser neuen Welt.

Theophrast durchwitterte noch überall die Andersart der Dinge. Diese Tische waren wunderlich genug, daß sie den gleichen Dienst taten wie die des Ochsnerhauses, obwohl sie ganz anders aussahen. Und Fremdes fand er überall. Oft bewog ihn nur die Sicherheit, mit der die Großen an den Dingen schafften, eine Sache brüderlich der Gleichgearteten des Ochsnerhauses anzureihen. Auch er kam, da er scharf zusah und darum mehr schied als willig glaubte, wie jeder Große, auf seinem Umweg hinter das Wesen des Ungewohnten. Mag die Fremde immerhin den bedrücken, der eine letzte Entspannung seiner ermüdeten Triebe und einen unbedingten Schutz sucht, sie befreit auch von den heimlichen Gesetzen der Gewohnheit, die langsam aber sicher Herr über jeden werden, und habe sie einer vom Grund aus selber geschaffen.

Theophrasts Herz war leicht auf dem Höllenbänklein im Klosterspital zu Einsiedeln und er schmauste das Hutzelobst ohne Gewissensbisse, bis er Schritte vernahm, die er kannte. Da erschrak er und ließ den eben angenagten Schnitz fallen. Die Mutter sah ihn sogleich, weil ihr das Apfelstück vor die Füße rollte.

»Frästeli!«

Theophrast duckte sich in den hintersten Winkel der Hölle. Alles Ungewitter der letzten Stunden türmte sich drohend vor ihm auf.

»Frästeli, du bist in der Höll und tust Hutzlen in?«

»Mammeli, ich muß in der Höll sitzen!«

»Was mußt?«

»Daß mir alls wieder trücknet.«

Die Mutter tastete über ihn.

»Bi Gott, du bist naß! Wo warst du?«

Da faßte Theophrast ein Herz und rief:

»Es ist ein großer Regen uf mich gefalln!«

Die Mutter sah ihn an, daß er schon widerrufen wollte, da streifte ihr Fuß den Brotsack, sie hob ihn auf. Man hätte ihn auswinden können. Und sie sah nach.

»Wo ist das Tüchli und dine Haller, so ich dreingebunden?«

Theophrast schöpfte tief Atem und rief:

»Es ist ein großer Wind an mich gefallen, der hats usm Sack gerissen!«

»Kumm, Bübli, ich will dir Wind und Wetter gewiesen han!«

Sie zog ihn vom Höllensitz und er sperrte sich nach Kräften.

»Ei, du bist all in Fetzen, wer hat dich allso schandlich zugericht?«

Theophrast schwieg.

»So dich allein Regen und Wind befalln, möchts och der Dunnerschlag gewest sin!«

Theophrast sah ein, daß er nie auf solch einen günstigen Gedanken gekommen wäre. Er stand mit gerunzelter Stirn vor der Mutter, blinzelte sie keck an, denn er meinte, die ärgste Gefahr sei nun vorüber.

»Der Dunnerschlag möchts wohl gewest sin, Mammeli.«

»Dann solltu och ein letzt Ohngewitter gut bestahn,« rief die Mutter und spannte die Höslein.

»Halt in, Mammeli, sie habend mich allbereits!«

»Du hast diner Mutter ein Lug geben!«

Da brach es schluchzend aus ihm:

»Nu ist das seidin Fazenettli vertan, und die Haller seind hin! Du sollt darumb nit klagen, dann sie habend ein Fähnli drus gemacht, das wehet im Wind, und habend gut Böckli kauft, die schmeckend ihnen gar sehr.«

Weil nun Els Ochsnerin sah, er wolle sie trösten, hielt sie wirklich ein, hob ihn auf den Tisch und erforschte sein Mißgeschick. So kam alles an den Tag.

Die Mutter wußte nun, daß er schwer hatte kämpfen müssen.

»Du bist ein dummber Mann und läßt dir von eim Maideli stehln. Du sollt dich schamen. Kumm, so wird din Kleid nimmer trucken. Du mußt untern Kolter, ufsdaß du dich besinnst vor dine Torheit.«

Theophrast stieg an der Mutter Hand die Treppen hinauf. Ihm war so leicht und frei zu Mut, daß er hätte singen und schreien mögen. Sie war gut, sie war viel besser als alle andern, sie hatte ihn nicht geschlagen, und ihm waren doch das Fazenettli und die Haller gestohlen worden! Sie wußte alles und er brauchte nicht mehr daran zu denken.

Als er entkleidet war und unter der Decke steckte, breitete er, da sie mit dem nassen Gewande in die Küche wollte, seine Arme nach ihr aus und hielt sie.

»Mammeli, so einer dumb und allso ringmutig ist, muß er unterm Kolter stecken bliben und darf nit usschlupfen und nit ein Bein regen. Und muß warten, bis du kummst!«

»Nu luft dirs Maul über! Der heilig Brunn möcht

dir kein Leids nit tan haben, und ich will bitten, daß du unterm rechten Strahl gestundest und Gott dich erlücht.«

»Es möcht wohl der recht Strahl gewest sin, Mammeli, dann er ist mir tief an den Leib gefahrn.«

Die Mutter ging und Theophrast lag regungslos unter dem Kolter. Er dachte an Mutter und Vater, an all die Seinen im Ochsnerhause. Nie noch war ihm so friedvoll und sicher zu Mut gewesen. –

Sing deinen Zauberreim, Blut, der fest macht und beständig vor dem Gemeinen. Sing dein Lied, das einzige Schlummerlied der kämpfenden Seele, die an ihren Grenzen wund geworden ist. Deine Welle führt den Trost von hundert bestandenen Fehden mit, weither, hundert Geschlechter weit. Keine Kraft war an dir verschwendet. Sing dein Lied, du reifes Blut, Blut der letzten Wellen, die am lautesten, schönsten singen! Bombastblut, singe, singe, du bist alt geworden und mündig!

Während Theophrast gereinigten Herzens unter dem Kolter lag und jenem seltsamsten Liede lauschte, war sein Vater in die Küche gekommen, wo die Mutter das durchnäßte Gewand am Ofenreck aufgehangen hatte. Herr Wilhelm warf seine Tasche auf den Tisch, daß es klirrte. Die Mutter sah fragend hin, der Mann ging zornblaß auf und nieder. Frau Els wußte: sie durfte jetzt nicht gehen, ohne ihn gehört zu haben, sie durfte aber auch nicht fragen, sondern hatte ruhig irgendetwas zu schaffen, das nicht zu laut und nicht zu leise

wäre, als sei alles in guter Ordnung. Sie zog an den trocknenden Kleidungsstücken, daß sie nicht schrumpften, maß Hirse in den Breikessel, goß Milch und Wasser dazu, legte die Glut frei und schob harziges Spanholz von allen Seiten auf das rote Häufchen. Bald flackerte es unter leisem Knistern. Zum Glück begann Bombast, denn sie war fertig.

»Nu ist mir seine Gnaden gut entfahrn, Graf Eitelhans zu Barbi auf Brunsberg und Biberlingen, daß ihn der Teufel schänd! Der hat mir zwenzig Guldin verheißen, so ich ihm von seim Grimmen erledige, und ich hab min oleum glesi drufgesatzt bis uf den letzten Tropf. Nu ist er entwischt. Der Wirt vom Pfauen hat ihm noch ein silbrin Wehrgehäng verpfändt. – Er lässet mir ein günstigen Gruß bestelln und ich sollet nit murren, dann er wöllet bi günstiger Gelegenheit mir nit zwenzig sundern an fünfundzwenzig Guldin schikken! Da solln wir satt sein von siner gräflichen Gnaden! Und ich muß uf Zürch, so gut es will gahn, daß ich ein Bernstein kauf und mir ein neu oleum destillier. – Ei Frau! Zu dreien Malen bin ich Tag vor Tag bi dem Gauchen gewest, hab ihn purgiert und die Ader gelassen. Hab ihn uf die Füß gestellt, dann er ist allbereits übel gelegen. Und ist ihme ein Stein abgangen als ein Nuß so groß! – Els, gib ein Trunk und Bissen, daß sich meine Gall nit verschlägt. Ich will froh werden, wil diese Täg nunmehr umb seind.«

Els war flink mit Trunk und Imbiß bereit, und Herr Wilhelm meinte, indem er kaute:

»Da seind wir um ein Merkliches geschmäleret von dem Gauchen.«

»Laß gut sin, Bombast.«

Els streifte wieder die Kleider des Kindes aus, und der Vater fragte, da er fast sein ganzes Fräsleli am Ofenreck hängen sah. Sie erzählte ihm das Abenteuer.

Bombast saß auf der Bank, eine Falte zerschnitt seine Stirn zwischen den Brauen, da seine Eheliebste meinte:

»Mir ist nit allerweg heimlich bi dem Kinde. Er fraget viel und er lugt ohnbedacht. Ich kunnt nit glouben, daß es mit dem Männli am Orgelchor menschlich sije gewest. Es ist ein heiliger Ort, da solltu nit din Kopf schüttlen. Es kunnt ein Wunder geben, ohn daß einer es gewahret.«

Sie strich verlegen über ihr schlichtes Haar hin und bekräftigte: »Und ist desglichen unter den heiligen Brunnenstrahl trieben worden. Meinest, dem Bübli sije derselbig Gedanken us ihme selbsten zugefallen? Ich gloubs nit. Es war der heilig Strahl! Unser Fräsleli ist sunderlich, mir banget umb sinetwillen.«

Sie rührte im Kessel und wagte nicht recht zu ihrem Gatten hinüber zu sehen, denn sie offenbarte des Herzens Heimlichkeit nicht gerne, kaum vor dem eigenen Gewissen. Sie war im tiefsten Wesen keusch und jungfräulich. Der Mann befremdete sie und scheuchte sie in sich zurück. Nur ein drückendes Bangen brachte die Worte über ihre Lippen, denn sie erkannte in dem Kinde bereits den Mann. Aber sie hätte auch diese Bangigkeit allein getragen, wenn nicht Bombast auf anderes Sinnen hätte abgelenkt werden müssen und — wenn er

nicht seines Zornmutes entladen gewesen wäre. Denn Herr Wilhelm konnte aus der Enge seines Alltags zuweilen gewaltig aufbrüllen, so besonnen und schwergemut er sonst blieb. – Als sie ihn kennen lernte, war er der Fremde überdrüssig gewesen und hatte sich die Ruhe des Ochsnerhauses und das gesicherte Leben voll Behagen durch den Leib blühen lassen. Aber nun erschreckte er sie manchmal mit einem Ungestüm, das sie nicht fassen konnte. Nahm er sie dann in seine Arme, preßte er sie und liebkoste sie so wild, als sei er ein Jüngling, wagte sie kaum den Drang zu erwidern und glaubte beinahe, er wollte ihr auch mit seiner Liebe ein Leides tun.

Herr Wilhelm sah finster drein. Er war zu oft durch die Sternnacht geritten. Auch er wußte, daß jene funkelnden Gewalten mit bildender Influenz den Menschenleib durchdrängen, aber er fühlte, daß sie die äußersten Maschen und Knoten seien, darin eines Menschen Leben befangen ist. Der große Gott, dem ein Sternhaufe kaum des Schöpferwinkes wert war, konnte keinen Engel gesendet haben, um das Frästeli zu bewahren. Bombast ließ der frommen Mutter den Glauben unbenagt von Worten, denn er hielt ihn für einen Trost. Er sah, daß ihr der Sohn entwuchs.

Wilhelm Bombast meinte nur:

»Das seh ich wohl, er fällt in dieselb Beschwer als ich, da ich jung war und ein Kind. Er findt kein Gefährten nit. Und sie wöllend ihn nit. Schlagend ihn, schatzen ihn, solang er ist schwach und kann seines Leibs ihrer nit erwehrn. – Die Menschen seind als das Vieh.

Was nit alle Siegel und Märk ihrer Art offentlich trägt, das wöllend sie erstoßen und zertreten oder sie fliehends als die Pest, und brächt einer das blutend Herz dar. Ihm müssend die Zeichen mangeln der Herd. — Wohl dir und wehe, du kleiner Mann! Allein wirstu allerweg dein Mutterle han, so dir deine nassen Kleider trucknet?«

Els fielen Tränen von den Wimpern. Ihres Mannes Rede klang schwer. Sie legte ihren Arm um ihn; das tat sie selten. Er fuhr ihr lind übers Haar, doch sah er an ihr vorbei, als stünde die verräucherte Wand nicht vor seinen Augen.

»Elsula, des sollu nit so bekümmert sin. Ich hab in seinen Jahren kein Mutterle gehabt und kein Vater. Hab müssen singend gahn und bin dannocht miner Kunst ein Wohlerfahrner geworden, daß sie uns ernährt.«

Els Ochsnerin hielt ihre Tränen zurück, weil sie merkte, daß ihres Mannes Gedanken einen andern Weg flogen. Sie hatte nicht geweint, weil ihr um die Menschenart des Söhnleins bangte, sondern weil ihr manchmal sterbensmüde war und sie vor einem frühen Ende zitterte, das die Ihren verwaisen möchte. Sie schwieg aber und wollte das alte Lied des Bombast nicht hören. Sie hing zu sehr am Ochsnerhaus und dem Rauschen der Sihl.

Nach dem Pontifikalamte des letzten der drei Festsonntage — der Legat hielt es — wurde die große Engelweih mit eidgenössischen Spielen beschlossen.

Geblieben war nur, wer ein Stück Geld übrig hatte und die Heimfahrt bei bequemer Gelegenheit zu Roß und Sänfte leichter nehmen konnte. Den Wirten lag für diesen letzten Tag ein auserlesener Rest im Keller, und die Küchen dunsteten erquicklicher als an den Tagen des Massenfutters. War auch allezeit tüchtig eingeladen worden, so wußten die Wirte, daß am letzten Sonntage nur im Besten geschlemmt und gedämmt werde, soviel nur die Haut hielt. Zuvor aber eine ehrliche eidgenössische Arbeit.

Die Armbrust- und Hakenschützen zogen unter Pfeifen und Trommeln zu ihrer Zielstatt, weither vom Zürchersee, aus Schwyz, Luzern und St. Gallen waren noch etliche zugestoßen. Und jedem Zug der Männer folgte je einer der Knaben in guter Ordnung mit Armbrust, Spieß und Hellebarde, die Kurzwehr an der Seite. Es gab kleinbeiniges Volk darunter, das gewaltig ausgreifen mußte, um Schritt zu halten, Jungen, die kaum ins achte Jahr sahen, aber gleichwohl trotzig und ihrer Wehr sicher, als wüßten sie eines freien Kriegsvolkes Zukunft in ihren Herzen.

Für diesen Tag war Hans Ochsner seines Harnisches ledig, er trug den langen Spieß und das Schwyzerschwert zu anderthalben Händen. Das war sein Eigentum und sein Bekenntnis. Die blanken Platten und die silberne Hellebarde gehörten dem Kloster. Er wartete auf die Stunde, da er des Spieles mit Spieß und Schwert ledig wäre, dann sollte er, befreit vom engen Kleide, ein kraftausschöpfendes Schwingen bestehen.

Denn es war der Züricher Wälti Kochentribly aufge-

fahren und der Cläui Rüng von St. Gallen. — Als die beiden ausgewittert hatten, auf wen die Schwyzer zu Einsiedeln sahen, krähten sie den Hans Ochsner an wie junge Hahnen, die dem andern das gackernde Volk neiden. Sie waren vorher unter einander eins geworden und dann zu Hans Ochsner gestoßen, der unter dem Wechseltor lümmelte, die Arme an seiner Hellebarde verschränkt.

»Du sollt der Hans Ochsner sin,« rief ihm Wälti Rochentribly von Zürich zu.

»Sollichs ist mir wohlbekennt und reuet mich gar nit,« war die Antwort.

»Ich bin der Wälti Rochentribly ze Zürch und hie derselb ist der Cläui Rüng von St. Gallen. Wir seind einig und möchtind ein Tanz in der Schwinghos tuen uf dieser Kilby ze Einsiedlen.«

Hans Ochsner maß den Cläui Rüng, vom Rochentribly hatte er gehört. Er sagte bedächtig:

»Ihr wöllet ein Tanz tuen? Der soll üch nit verwehrt sin.«

»Des gehrend wir kein Urlob mit von dir,« fuhr der kurze Cläui Rüng dazwischen.

»Du sollt kein schlechter Einsiedeler Habersack nit sin, den einer umb die Achsel schwinget,« meinte Wälti Rochentribly.

Hans Ochsner lachte.

»Ihr beiden, üch sollet ich wohl in den Dreck reiben, daß keiner nit wisset, welicher siin von Zürich und welicher von St. Gallen.«

Der Rochentribly gab dawider:

»Ho, wir hand es wohl vernommen, du hast allbereits ein Bübli niederbracht im Schwingen, das sollt an zehent Jahr gewest sin unde von Zürich. Botz Gauch, sollichs ist vor ein Einsiedeler Böcklifresser nit gar gering! Denselbigen Schwyzer wöllet ich lang ost wälzen!«

»Was bist du so hützig, Zürcher,« knurrte Hans Ochsner, »ich will dir dine darmzerrend Wind, so dir ze Kopf steigend, schon usbüteln!«

Damit waren sie einig geworden.

Während die Hakenbüchsen böllerten und die Bolzen der Armbrustschützen um den Hahn pfiffen, lag das meiste Volk auf dem Brühl und sah zu, wie die Männer Stein und Stangen stießen. Hans Ochsner sparte seine Kräfte. Er hatte von St. Gallener Leuten erfahren, daß der Cläui Küng noch nie geworfen sei. Der Kochenribly machte ihm keine Gedanken, dieses Mannes beste Zeit schien um. Man kannte ihn seit zehn Jahren, und seine Rede klang dem Hans Ochsner zu flüssig.

Es waren erfreuliche Schwünge an Stein, Stange und Mann geschehen, als der Wälti Kochenribly mit dem Cläui Küng vortrat und den Hans Ochsner aufrief.

Der Hans saß, da er die Arbeit in den andern Spielen getan hatte, nicht bei den Seinen, sondern umringt von etlichen Einsiedler Männern, nahe den Zürichern. Man wußte, er solle einen harten Kampf bestehen. Der alte Ochsner, die Els, Bombast und der Knabe lagen am oberen Ende des Platzes.

Die beiden fremden Schwinger waren unter einigem Aufsehen zu den Einsiedlern getreten. Der Hans stand nicht eher auf, bis sie ihn riefen. Er ging zunächst den

Cläui Küng an und forderte einen ehrlichen Kampf von ihm. Dann schritten sie ruhig in die Mitte und waren stolz bewußt, daß aller Augen in der Runde auf sie sahen.

Zunächst spielten sie miteinander wie zwei junge Bullen, die ihr Gehörn erfühlen wollen. Bald merkte der Hans, daß der Cläui härter zugriff, daß er breiter und tiefer wurde. Er hatte scharf auf jede Körperneigung des St. Gallener zu achten, doch sah er, daß er es mit einem heißblütigen Manne zu tun habe. Er mußte ihn anlaufen lassen, um den ersten Angriff leichter zu durchschauen, da der erste Angriff der schwerste sein werde. Er beschloß ihm auszuweichen, so gut es ging. Danach würde der kleine, sehnige Küng mit allem Zorn losprellen, und dann wollte er die halbe Kraft des andern zu seiner machen. Er wurde ruhiger. Anfänglich hatte es ihn befangen, als müsse er brusthoch gegen ein reißendes Wasser waten.

Der Cläui Küng spielte alle Neckereien ab wie eine lästige Vorarbeit, er wurde unmutig, daß der Ochsner das Spiel so gründlich nahm, nicht locker wurde, keine Finte durch irgendeinen Griff verriet. Cläui sah ein, daß er auch hier zuerst Farbe bekennen müsse, aber das behelligte ihn weiter nicht, er kannte die Art der Größeren, den Kleineren abspielen zu lassen. Ihn beunruhigte der fremde Boden, und die Hetzrufe der Zuschauer fielen ihm lästig.

Das Spiel dauerte allen zu lang. Die Einsiedler erkannten den Hans Ochsner kaum wieder, der sonst seinen Gegner nach den ersten Griffen packte und über-

schwang. Doch Hans Ochsner hatte auf die Hetzrufe gewartet, der St. Gallener sollte an ihnen entbrennen. Er suchte einen Scheingriff anzubringen, den der Gegner ernst nehmen mochte, und wollte ins Spiel zurückfallen, um so den Cläui Küng zum Aeußersten zu bringen.

Nach einigem Lauern – Cläui Küng festigte seinen Stand und spannte – gelang dem Hans Ochsner die List. Kaum hatte seine Hand des andern Schwinghosenwulst berührt, versuchte der St. Gallener blitzschnell unterzugreifen, aber Hans entschlüpfte mit einem weiten Satz und schlug ein prachtvolles Rad, daß der weite Kreis von Männern und Frauen vor Freuden aufschrie und Cläui Küng erst seines Gegners Gewandtheit erkannte. Er wurde vor Zorn dunkelrot. Und dahin hatte es Hans Ochsner kommen lassen wollen. Cläui Küng wartete nicht länger und ging ihn breitspurig mit großer Gewalt an.

Hans Ochsner wehrte den Angriff auf sein rechtes Bein glücklich ab. Cläui Küng mußte den Wulst des linken zu fassen suchen. Während nun der St. Gallener seinen Angriff änderte, unterfing der Schwyzer den rechten Arm des Cläui Küng mit seinem linken, erfaßte rechterhand den Schwingwulst, der sich über dem rechten Schenkel des Cläui spannte. So war die Wucht des St. Gallener gebrochen, da er auf derselben Seite angriff wie Hans Ochsner, aber an voller Gewalt seines unterfangenen Armes gehindert war. Hans Ochsner brauchte nur sein Körpergewicht gegen die linke Seite des Cläui Küng wirken zu lassen.

Doch fühlte er bald, daß sein Gewicht kaum genüge.

Der St. Gallener stand auf festen Sohlen und wich kaum, wenn der Einsiedler den Lupf versuchte. Hans mußte tiefer unter die Schulter des Gegners dringen, doch der preßte den unterfangenden Arm wie ein Schraubstock. Sie schnoben Wange an Wange und stampften langsam in einem engen Kreise.

Hans Ochsner glühte im Rausche seiner gespannten Kräfte. Er fühlte seinen Körper unter dem Drange des Blutes erhärten. Schon lange hatte er nicht das Glück eines ebenbürtigen Kampfes genossen.

Da sank Cläui Küng und gab stärksten Widerpart. Hans wußte, daß es galt. Der Schraubstock lockerte sich. Hans warf sein Gewicht auf die linke Seite, packte auch mit der Linken den Wulst, kniete, ehe der Gegner zum Knien kam, auf dem rechten Bein. Im Augenblicke war der St. Gallener losgerissen, hing in der Luft, rollte über dem Rücken des langen Hans ins Gras.

Der Sieger erhob sich langsam, taumelnd noch unter der Entspannung seiner Kräfte. Er hörte das Beifallsjohlen durch das Pochen der Pulse kaum. Sein Körper glänzte vom Schweiß. Er strich den Bart bedächtig nach beiden Seiten aus und zeigte die blanken Zähne. Dann waren sie zu ihm gerannt, hoben ihn auf die Schultern. Der Hans Ochsner wurde in weitem Kreise herumgetragen, während der Cläui Küng bei seinen Landsleuten gute Aufnahme fand, da man eingesehen hatte, daß die Einsiedler stolz auf ihren Hans Ochsner sein konnten.

Die Züricher standen dicht um Wälti Kochenribly. Sie wußten wohl, weshalb der Hans zuerst mit dem

Cläui Küng angebunden hatte, aber sie waren Leute, die eine Sache geschmeidig zu machen verstanden, wenn es die Freundschaft galt. Ein zweiter Triumph des Einsiedlers über den Wälti Rochentribly, der an diesem Tage noch keine Muskel geregt hatte, wäre für Zürich schmählich gewesen, und man war eines Sieges über den ausgearbeiteten Hans Ochsner nicht genug sicher. Also gingen sie mit trefflichen Manieren auf die Einsiedler zu, die ihren Mann absetzten, und forderten den Hans Ochsner für eine nächste Gelegenheit nach Zürich, da es unbillig sei, von einem Mann doppelte Arbeit zu verlangen. Die Einsiedler dachten, daß die von Zürich anders reden möchten, wenn ihr Hans Ochsner geworfen wäre, aber sie konnten gegen die glatten Zungen der Städter nicht aufkommen. Doch weil die Züricher der Sache anlagen, als wäre sie eine ständische und nicht nur ein Spiel zwischen ihm und dem Rochentribly, ließ Hans Ochsner den ältesten seiner Freunde reden. Und sie vereinbarten ein dreimaliges Schwingen und sicherten den Einsiedlern, die da mitkommen wollten, ein freies, gastliches Geleit und Unterhalt für die drei Tage zu. Daß aber keiner glaube, er sähe den Zürcher Vorschlag für eine besondere Großmut an, packte Hans Ochsner unvermittelt den besten Sprecher am Bauche, riß ihn mit einem Arme hoch und hielt ihn eine Zeitlang in der Luft.

»Ihr sollet nit meinen, großgünstig Herren ze Zürch, ich sije nach dem Cläui Küng ein alt Hury,« sagte er.

Der Aufgerissene war der Heini Escher, ein Sohn des Heinrich Escher, der ehemals zum hürnen Rat gehörte,

unter dem der Ritter Hanns Waldmann gefallen war. Er machte gute Miene zum ängstigenden Spiel. Und da er wieder sanft auf den Boden kam, zog er seine Börse und verehrte dem Hans Ochsner drei Gulden. Sie wurden zu Dank empfangen.

Von den andern waren die Kämpfe wieder aufgenommen worden, aber man beachtete sie kaum mehr. Erst als zum Schlusse die Knaben antraten, mit Schwert und Hellebarde fochten, Stein und Stangen stießen, leuchtete es aus den Gesichtern der Männer und Frauen. Man sah manchen Jungen, der gegen einen Mann bestanden hätte.

Theophrast brannte vor Verlangen. Er umklammerte seines Vaters Hand. Die Augen standen ihm weit offen, er hätte keinen Laut finden können, um sein Herz zu befreien. Da man Hans Ochsner auf den Schultern herumtrug, hatte er mitgejauchzt. Das schien ihm nur natürlich. Bei den Kämpfen der Knaben aber sah er in ein neues Leben.

Bisher war er unter der Willenslast der Großen gestanden. Was er tat, wurde von ihnen gestört oder gebilligt. Kreuzten sie zufällig seinen Weg, so überzählte er seine Sünden und konnte verwundert sein, wenn sie ihn ungescholten ließen. Sie verachteten sein Werk gutmütig, wars auch mit aller Hingebung vollbracht. Und nun sah er die Großen in weitem Kreise sitzen, mit freudigen Mienen, voll Ernst und Anerkennung dem Kampf der Knaben folgen, nicht anders als sie dem Spiel der Männer gefolgt waren. Das fiel zunächst wie ein unerhörtes Glück auf ihn. Er wußte, daß er bald so weit

sein werde wie diese jungen Kämpfer. Und doch umklammerte er seines Vaters Hand. Keiner von den kindlichernsten Streitern hätte nach einer Elternhand gegriffen.

Als die Knaben ihr mannliches Spiel beendet hatten und, von frohen Zurufen begleitet, um den Platz marschierten, während sich die Frauen zum Wettlauf schürzten, wurzelte das tiefe Verlangen, ein Kämpfer zu sein, in dem Kinderherzen. Theophrast hatte den Wilhelm Fenkh erkannt, er war vor Scham über seine Torheit rot geworden, da ihm das seidene Tüchlein mit den Hellern von einem Mägdlein entrissen worden war. Und ihn traf die Schande zum erstenmal nicht mehr als fremde Bedrängnis. Seine Schwäche brannte ihn. Und doch war er nicht betrübt.

Die Taten der Großen zogen an ihm vorbei wie die Wolkenriesen über den Bergen, an die sich kein Ruf wagt. Unzählige Male hatte er versucht, den Großen gleich zu tun, und immer war seine beste Kraft zuschanden geworden. Aber hier erlebte er, was auch für ihn erreichbar schien. Er konnte sich seiner Schwäche schämen, denn sie galt nicht mehr unüberwindlich vor seinen Augen. Bald werde er sein wie diese: wehrhaft, trotzig, von den Großen auf seine Art beachtet.

Nie noch hatte er so lebensmächtig begriffen, was Zukunft sei, seine Zukunft, zu der im ganzen Ochsnerhause nur er gelangen konnte. Eigenstes und nicht bloß das bittere Begehren: zu sein, was die Großen waren.

Er löste seine Hand aus der des Vaters.

»Du sollt mir bald ein Schwert geben, das hülzern will ich zerschellen.«

»Bald, mein Bübli. Und ich will dir ein Schwert nit allein geben.«

»Ein Halmbard och,« drängte Theophrast.

»Nit nur ein Halmbard. Mehr, Bübli!«

»Ein Spieß?«

»Nit ein Spieß. Kleiner als Halmbard und Spieß und dannocht größer und gewaltiger als beide.«

»Was solls sin?«

»Wann din Zeit ist kummen, werd ich ein Feder in deine Hand geben, ich will dich schreiben lehren. Und will dir also ein Buch in deine Hand geben, darin solltu lesen.«

»Wann kummt die Zit?«

»Ehender als sie ist diesen jungen Kämpfern ankummen, da sie mit ihrem Gewehr seind usgerüst't worden.«

Da erheiterte sich das Gesicht des Bombastknäbleins sonderbar, denn es ahnte, das ihm mehr beschieden sei als allen, deren Wehr in der Sonne funkelte.

Die Sonne sank hinter dem Katzenstrick, da lagen die Männer und Frauen an den dampfenden Schüsseln. Sie luden weinziehenden Fisch und Braten, der im Fette schwamm, Specksuppe und gebackene Eier, um die Leber für den Trunk zu hitzen und einen guten Grund zu legen, der locker sei und leicht gehoben werden könne, wenn der Wirt williger wäre als der Magen.

Einmütig schnoben und schlangen sie: die Herren-

leute, denen im weißen Wind, im Pfauen und Ochsen aufgewartet wurde, und das schlichte Volk, dem die Wirte der Gasthöfe und Garküchen Schüssel um Schüssel zuschleppten. Allen standen die hellen Perlen auf der Stirn und allen glänzten Lippen, Kinn, Bart, und ihre Finger tropften. Der merklichste Unterschied im Gebaren der Herren von dem des schlichten Mannes blieb, daß sie nicht mit Messer und Nägeln zwischen die Zähne fuhren und einander nicht ins Gesicht niesten und husteten, solange sie noch ziemlich nüchtern waren. Sonst unterschieden sie nur die Speisen. In den Schenken und Garküchen ging es magenstillender und ersprießlicher zu, während die Herren im weißen Wind, Pfauen und Ochsen schleckerten und das schlichte Wurst- und Fleischwesen, das bodenständige Gemüse an allerlei gaumenkitzelndes Spielwerk verrieten, um dessentwillen kein Vieh gemästet, kein Wild gejagt, kein Fisch gezogen und die eidgenössischen Sonnenstrahlen und Regentropfen nicht auf den Boden gefallen waren. Sie schmatzten bei jungen Hahnenhödlein und Hahnenkämmen, bei rogenbehangenen Krebsschwänzen, Artischocken und französischem Zeller, Karpfenzungen, Gans- und Entenfüßen im Pfefferlein, Nieren, Hasenhirn, Hechtschwänzen, Parmesanerkäse aus Welschland, Rosenwürstchen, Schlehenkonfekt, Mandeln, Hirschleber, Kalbskopf, Senfgurken, Marzipan, gebratenen Maroni und Krapfen. Ihre Weine mußten alle ein Dutzend Zölle überstanden haben, sonst schmeckten sie ihnen nicht.

Waren erst die Mägen des Ansturmes wieder entle-

digt und die Zungen pelzig geworden, konnten die Wirte besser auf ihre Rechnung kommen, und sie machten an diesem letzten Abend einen erfreulichen Zug.

Allenthalben setzten die Schlemmer einander mannhaft zu mit Ganzen und Halben; auch die Frauen verstanden zu schlucken und mancher wurde das Miederleibchen zu enge.

Fiedel, Laute, Flöte und Horn und der Dudelsack drangen mit beizenderen Lauten durch den Nebel der Sinne. Im Pfauen ergötzte ein Portativ. Die Spielleute wußten, auf welche Weisen sie kommen sollten, wenn die Augen glasig wurden.

„Ein Abt, den wölln wir weihen,
  Ist aus der Maßen gut.
Ein Kloster wölln wir bauen,
  Liegt gar in großer Armut,
Darin manch Bruder sauft kein Geld
Und frißt kein Wein, daß er den Orden hält.

Wohlan, die Hühner gacksen viel,
  Die Eier kommen schier,
Und wer die Eier haben will,
  Muß gacksen hören viel.
Derhalben pfeiff auf, Bruder,
Ich lieg auch gern im Luder,
Ich saugs von meiner Mutter,
Die trunk es nur bei Fuder."

In den Schenken brüllten die Männer bis sie zu Boden sanken oder sie gerieten aneinander und einer ersparte dem andern das Badergeld für Aderlaß und Schröpfbank. Es gab Buschwerk und hohes Kraut ringsum genug für die Weiber und ihre Liebhaber.

Die Herren flüsterten den Damen die kitzligsten Erlebnisse ihrer Badenfahrten zu, und die Damen verlangten bald selbst nach dem Tanz. Zunächst hielt man sich an die Steifheit des Reigens, aber bald forderten Blicke und Hände mehr. Man wußte die bauschigen Röcke zu schürzen und die Nesteln der Vorstecktücher hielten nicht lange stand. Bald griffen die Herren nach Bauernart zu und schwangen die Frauen hoch zum Ergötzen derer, die nur mehr glotzen konnten und vor Vergnügen blökten. Halb gewollt und halb vom Weine geworfen fielen die Paare unter Lachen und täppischen Griffen. Sie wälzten sich eine Zeitlang im Staub und Unrat.

Es fehlte nicht viel, so hätten Heini Escher nnd seine Freunde im Saale des Pfauen alle Lichter ausgelöscht, aber der Wirt hatte rechtzeitig davon erfahren.



Ehe der Morgen glühte, ritt Herr Konrad von Rackelberg gegen die beiden Myten. Er pfiff ein Lied und die Augen blitzten blank. Der Legat war noch am letzten Sonntage abgereist, die Cursetta mit ihm. Man hatte erfahren, daß der Legat zur Not Deutsch verstand. Doch war sein hinterhältiges Wesen nicht ungestraft geblieben. Die Cursetta hatte Gefallen an den harten Jägermuskeln des Fürstabtes gefunden. Herr Konrad konnte blitzenden Auges sein Liedlein pfeifen, während die Armbrust seinen Buckel klopfte. Der wällische Pfaff wußte, wie er mit der lockeren Domina gestanden war, aber er hatte nicht gewagt, sein Gift zu entladen, da der Fürstabt ihn von Stund an sehr gemessen behandelte: Deutscher Hochadel, und wer bist du gewesen,

Onofrio de Nartia? Vielleicht eines stinkenden Bauern Sohn.

Zur Sextenzeit kam Herr Konrad mit einem Fuchs und einem Reh am Sattelknopf zurück. Die abziehenden Kleriker erkannten ihn kaum. Vor dem Frauenbrunnen krachten die Bretterbuden zusammen. Schwere Staubwolken zogen über das Lattenwerk hin.

Die Kirchtore waren geschlossen. Herr Diebold nahm das Prunkgeschmeid von der Holzpuppe auf dem Gnadenaltar. Er versicherte es in einer schwerbeschlagenen Truhe und kleidete das Bild in die schlichten Gewänder und Zierate des Alltags.

Um diese Zeit ritt Frau Els, den Knaben vorn im Sattel, auf dem Schwabenjörgeli heim, und Wilhelm Bombast ging neben den beiden her. Sie redeten nicht.

Die Sonne brannte schwer nieder. Es lag ein Dunst über dem Moore, der reinigende Wetter verhieß.

Der Wurm im Holz

Das Ochsnerhaus kam lange nicht zum Frieden. Rudi und Hans arbeiteten mit Marx dem Knechte in anderthalben Tagwerken auf den Feldern und Wiesen, um den Ertrag einzubringen, ehe der Reif sank. Die beiden Frauen setzten das verstaute Hauswesen instand und reinigten es von der Verwüstung, die nach den Fremden zurückgeblieben war. Wochen hindurch fiel kaum ein Wort, wenn sie um die Abendschüssel versammelt saßen. Sie ruhten erschöpft mit Brust und Ellbogen auf der abgescheuerten Tischplatte und schliefen beinahe unterm Kauen ein.

In den letzten Erntetagen befiel die sechs Kühe das Maulweh. Der Notstall mußte wieder aufgerichtet werden, daß Schwein und Schaf nicht gefährdet seien. Die kranken Tiere standen fiebernd an der vollen Raufe, aus ihren Mäulern triefte der zähe Schleim, über den Hufrändern begann die entzündete Haut zu schwellen. Am zweiten Tage lagen die Kühe, ihre Milch war versiegt. Herr Wilhelm kochte eine Salbe und trug sie dem alten Ochsner an. Der nahm den Tiegel, und Bombast erinnerte sich der Stunde, da er um Els Ochsnerin gefreit hatte. Rudi Ochsner machte breitspurige Sprüche, ließ verzweifelt den Kopf hängen, während seine Augen zu entwischen suchten. Der Viehhalter von Einsiedeln war bereits bei den Kühen gewesen und hatte ihnen faustgroße Brotknödel, in die ein Purgativ verknetet war, durch den Schlund geschoben. Und es stand

noch die alte Bärbi Schannetin für den Abend zu erwarten: sie hatte dem Klaus Weßner drei dämpfige Pferde heilgeschworen. Rudi Ochsner hätte jeden Trunk seines Schwiegersohnes unbedenklich eingenommen, aber das Vieh bedurfte anderer Künste, als auf hohen Schulen gelehrt wurden. Der Mensch konnte reden und deuten, so war sein Teufel bald beim Schwanz erfaßt. Das Vieh litt und schwieg; dafür mußte einer die höheren Weihen der Natur besitzen. Rudi Ochsner entleerte den Tiegel heimlich im Schweinstroge, denn er hatte bemerkt, daß Bombast viel Schmalz an die Salbe gewendet hatte, und das Schmalz reute ihn. Die Schweine fraßen die Salbe und blieben am Leben. Nachdem Bärbi Schannetin jeder Kuh ein Kräutlein hinter die geschwollenen Lefzen gesteckt hatte und ihrer Zeichen und Sprüche ledig geworden war, besserte sich die Seuche im Ochsnerhause. Schon rieb Rudi Ochsner vergnügt seine Kinnstoppeln und lobte die Salbe des Schwiegersohnes, da brachen zwei Kühe plötzlich zusammen und waren verendet. Die andern kamen davon. Beinahe der ganze Gewinn der Engelweihe wurde zuschanden.

Etliche Wochen später brachte der Hans heim: das Maulweh habe seinen Weg über Uzach und Lachen nach Einsiedeln und längs des Sees weiter genommen. Man erinnerte sich eines Pilgers, dem ein schwarzer Hund gefolgt war. Ueberall wo der Pilger genächtigt hatte, blieb die Maulpest im Stalle hängen. Zu Lachen fraß sie manchen arm. Und in Lachen wußte der Wirt zur freudigen Anken, von dessen Stall das Viehsterben

ausgegangen war, daß der Pilger niemals seinen Mantel geöffnet, noch seinen Hut abgenommen habe; aber die Kuhmagd hatte den Gast des Abends im Hofe stehen sehen, als ein Windstoß den Mantelsaum lupfte; da sei es in roter Glut unter ihm hervorgebrochen.

Beim Maulweh blieb es nicht. Wilhelm Bombast mußte täglich über den Paß nach Pfäffikon. Dort hatten die Ordner in den Tagen der Engelweihe einen Mann aufgehalten, der seinen schwärenden Leib der Gnadenmutter hatte darbieten wollen. Er starb unter den Händen des Baders auf der Schröpfbank. Es war die Zeit, da der alte Wein dem Moste weichen sollte. Sie klopften allerorts am See ungeduldig die Fässer ab und hatten einen guten Grund zur Fröhlichkeit. Auch ließen die Pilger ein Stück Geld zurück. Das Geblüt schoß heftiger durch die Adern; man erlabte sich in der Badstube an Dampf, Aderlaß und Schröpfkopf; die Augen der Männer hingen länger an den Hüften der Frauen und Mägde. So wurde die Saat reif, als der Schneesturm die letzten Blätter von den Bäumen blies. Verstört wichen Männer und Frauen einander aus. Was vorerst jeder heimlich an seinem Körper wie ein Teufelsmal geborgen, brach bald an Lippen, Nasen, Augen durch. Mund und Rachen waren zerfressen, so daß die Unseligen kaum mehr schlucken konnten. Nachts hörte man ihr Brüllen, denen die Knochen des Schädels, der Arme und Beine faulten. Viele erblindeten.

Vor wenigen Jahren — sie erinnerten sich der grauenvollen Nachrichten. Damals war die Rute Gottes an ihnen vorübergegangen und nun ächzten sie unter ihren

Streichen. Sie zogen, in aschebestäubte Säcke gewikkelt durch den Schnee über die Meinradsklause, dicke Kerzen in den erstarrten Händen, barhaupt und barfuß.

Das Lied vom alten und neuen Eidgenossen wurde von den Grauhaarigen gesungen, die in den Schenken jetzt das Wort führten. Die Jungen hörten das Lied wie einen Wallfahrtsleis.

„Siden, Damast und Sammat,
Das was bi uns in schlechter Acht,
Wir han deren nit viel angemacht.
Auch welsche Speise und Melonen,
Rebhühner, Wachteln, Kaponen,
Klaret, Hippokras, Malvasier,
Muskateller, Rapiser und Romanier
Und suster viel der welschen Trachten,
Deren wir wenig in unsern Hüsern machten."

Ihr habet gut singen, murrten heimlich die Jungen. Gold und Geschmeid der Burgunder ist von euch nicht verschmäht worden, und auch die Ernte von Grandson hat durch die Gurgel gleiten und an den Leibern zerschleißen müssen. Aber in euern jungen Jahren hats noch keine Franzosen gegeben, zu der guten Zeit. — Doch sie sprachen nicht laut, was sie heimlich murrten. Einer sah den andern verstohlen an, darum daß er ihm etwas verhehle.

Viele mußten verbluten. Sie brachen unversehns nieder und ergossen sich, wenn man sie aufhob, aus dem Munde wie volle Schläuche.

Wilhelm Bombast, obgleich von Tübingen her gegen die Franzosen wohl gerüstet, — sein Lehrmeister

Salicetus war einer der ersten gewesen, die das Quecksilber bekömmlich zu dosieren wußten — konnte nur wenige retten.

Er ritt am Andreasabend sein Schwabenjörgeli aufwärts gegen die Klause. Über den Etzel zogen dunkle Wolken, deren Wülste hell aufgeflockt waren; sie verhießen nichts Gutes. Bombast war bei der alten Krütlin gewesen, um ein Abkommen über ihre Jüngste zu treffen. Das Mädchen hieß Gritli. Sie sollte von Mariä Empfängnis ab seiner Els beistehen.

Bombast konnte es nicht mehr tragen, daß seines Weibes Kraft im Hauswesen wie von einem bösen Fieber verzehrt wurde. Als die letzte schwere Arbeit dieses Jahres getan war, hatte Frau Els etliche Tage liegen müssen.

Da ruhte sie blaß und still in den Kissen, sie lächelte matt, wenn Bombast sich zu ihr neigte. Ihre Augen lagen groß in den Höhlen, ihr Kinn war hart geworden. Und Bombast suchte mit bekümmerten Blicken die zarte Lieblichkeit ihres Mädchengesichtes. Aus ihren Augen flehte es ängstlicher, daß er nur schweigen möge. Und er sprach nicht aus, was ihn preßte, er schonte sie. Ihre Hände wurden in dieser Zeit der Ruhe weiß und weich, so daß die Adern sie dunkler zu durchpulsen schienen. Und Bombast hatte, während er ihre Arme und Hände streichelte, das lastende Empfinden, als wüchsen die Adern seines Weibes unsichtbar über die Grenzen ihres Körpers hinaus und schlügen in dem Boden Wurzel. Bombast hielt seinen gärenden Mut, solange er vor seinem verschmachteten Weibe stand. War er

allein, brach der verhaltene Sturm in heißen Flüchen und Gebeten aus ihm. Er haßte zu dieser Zeit das gefräßige Haus an der Teufelsbruck, darin er verhungern mußte.

Lange ließ sich Els Ochsnerin nicht im Bett halten. Das Haus begehrte sie, sie war ihm unterworfen. Als die rauhen Tage über den Etzel niederstürmten, befiel sie ein trockener Husten, der nicht weichen wollte. Und Bombast erinnerte sich der alten Krütlin, die ihm ihre Jüngste als Magd angeboten hatte, da er sie von der Krupp heilte. Das war vor drei Jahren geschehen.

Gritli Krütlin ging damals langbeinig und ungestalt. In diesen Jahren war sie hoch und voll erblüht. Ihr Gesicht schwieg unter einer klaren, geradlinigen Schönheit, die gefühlvolle Frauen als leer und stumpf beargwöhnen, während ein ungestillter Mann hinter ihr flammendes Leben erträumt. Gritlis Brust drängte das Mieder.

Die alte Krütlin zeigte ein unsauberes Lächeln, als sie die Tochter, ihren Spätling, dem angesehenen Arzte zuführte. Und Bombast erschrak leicht, als hätte ihn unversehens ein nasser Zweig gestreift. Für einen Herzensschlag wünschte er, die Magd nicht gedungen zu haben. Aber im Ochsnerhause war schon alles weit und breit ausgetragen worden: die Alten gaben das Essen und Bombast zahlte den Lohn. Er schämte sich seines kurzen Zögerns, als habe er einen Schritt in die Untreue getan. Und so fiel der Handschlag, den er der jungen Magd bot, hastiger aus, als seinem würdevollen Gehaben sonst entsprach. Die alte Krütlin, des vereinbar-

ten Lohnes froh, war schon unsicher geworden. Nun klatschte sie belebt ihrer Tochter auf den Arm und meinte ermunternd:

»Mir ist wohl, dann sie ist bi Üer Edel nit an ein lausigen Mann tan, und ich besorg nüzit nit. Mine Augen werdind schwach vor das junge Blut. Ihr seind aber Mannslüt gnug im Ochsnerhüsli und seind mir gut vor alle Zufäll. Dann einer alleinig, der wär zeviel. Heint ist der Tag recht vor ein Mageddingen! Sant Andräabend!«

Die Alte gluckste ihre lockere Freude in sich hinein, doch Bombast konnte seine Ruhe wahren, denn das Mädchen hatte die Mutter abgeschüttelt und war zornig errötet.

Da er nun unter den Wetterwolken heimritt, nagte er an dem, was er aus der dunstigen Kammer der Krütlin mit forttrug, wie ein Hund an einem ausgekochten Röhrenknochen – mehr des Nachgeschmackes wegen. Er konnte sich zureden, daß er dabei ins Gleichgewicht fallen werde, wenn auch noch eine leise Unruhe nachzitterte. Er kannte sein Herz und er war gewohnt, es zu zügeln, denn niemals war er ein schöner Mann gewesen, auch nie geschmeidig genug, daß er in eines Weibes trunkenen Blick gesehen hätte.

Als aber die Krütlin den Andreasabend erwähnte, hatte eine zweite schwere Welle aus seiner Brust gegen den Hals geschlagen, so daß er dem Mädchen dankbar blieb um ihres zornigen Errötens willen. Nun auf dem einsamen Wege ebbte die Welle aus.

Er hatte an einem Andreasabend, damals ein Knabe

von acht Jahren, das erste nackte Weib gesehen. In einem Bauernhause, wo er auf seinem Wege an die Regensburger Schule zu St. Emmeram Nachtquartier bekommen hatte, schlief er unter der Steige. Der Lichtschein einer klaffenden Tür weckte ihn aus den ersten schlummertrunkenen Atemzügen. Sein Magen regte sich noch, und er dachte von der Magd oder der Frau einen Bissen zu erbetteln; der knauserige Bauer lag bereits in der Wolle, das wußte er. Zunächst lauschte er und hörte tappende Schritte. Dann sang eine Frauenstimme:

„Sant Andres, Mannbescherer,
Du treuer Magdelehrer,
Hie stah ich splinternackt.
Wann soll die Stund ankummen,
Daß einer mich genummen,
Unde mein Brautbette knackt?"

Das fahrende Schülerlein schob vorsichtig seinen Kopf in den Türspalt und erschrak, da er die Magd sah. Sie war von dem Lichte, das auf dem Estrich stand, beleuchtet wie die Eva eines Münsterportals, unter der ein Fackeljunge seines Herren wartet. Er meinte auch eher ein bemaltes Steinbild zu sehen, das durch Gottes oder des Teufels Willen von seinem Kragstein in dieser Nacht hierher gebracht worden war, denn das Weib stand mit erhobenen Armen regungslos und starrte in einen finsteren Winkel hinein, während die Lippen, leise bebend, den Andreassegen summten. Der Knabe hielt es, da er ruhiger geworden war, für das beste, nieder zu knien und ein Kreuz zu schlagen. Unversehens kams

ihm dabei über die Lippen: »Heilig Mutter Eva, bitt vor mich!«

Und langsam schlich er wieder auf sein Stroh zurück. Er war erstaunt, daß sein knurrender Schülermagen an dem sonderbaren Gesichte satt geworden war. Schon deshalb hielt er die Erscheinung lange für ein Wunder. Den Andreassegen hatte er gut behalten. — Auf der Regensburger Schule vertraute er die Begebenheit einem Bachalaren an, der darüber in triefende Zoten ausbrach und ihm den Spottnamen »St. Andres« auflud. Ein trübes Licht war über das unschuldige Abenteuer gegossen. Er litt lange darunter, wurde den Frauen gegenüber unsicher, konnte ihnen nicht mehr in die Augen sehen wie ehedem.

Das längst verwundene Kindheitserlebnis hatte die alte Krütlin durch ihr Geschwätz heraufbeschworen, und die flehende Gestalt jener Bauernmagd schien an den Körperformen und Zügen der Gritli ein neues Leben zu gewinnen. Ungewollt falteten sich die Hände des Arztes über dem Sattelknopf und er murmelte:

»Führ mich nit in Versuchung umb meines Weibs und Kindes willen!«

Er wurde an seinen eigenen Worten wacher, strich das Barettlein aus der Stirn.

»Was ist! Du wirst nit! — Ein Gebet, mehr als not tuet, ist ehender lästerlich als ein Fluch zuviel. Du sollt nit bitten umb ein Ding, das ist in deines Muts Gewalt geben. Sunst drohet dir der gefährlich Verlaß und deiner menschlichen Schwächen hangend die Zügel schlaff.«

Er schüttelte ungeduldig den Kopf, und das Schwabensörgeli schüttelte auch den seinen. Es hatte die langen Ohren zurückgelegt, denn sein Herr redete sonst niemals laut zu sich selber.

Bombast wurde immerhin an den mutigen Gedanken klarer. Er lächelte leise. Ihm schien, als sei er in den Jahren der Ehe, da er nur seine Els kannte, dem Weibe gegenüber so schamhaft und unsicher geworden wie auf der Schule zu St. Emmeram, nur aus reineren Gründen. Und darin glaubte er sein jüngstes Wirrsal in der Kammer der alten Krütlin verstehen zu können. Er meinte, daß er noch dahin gelangen werde, eines fremden Weibes Schönheit so fromm zu schauen, wie er dazumal in der St. Andreasnacht die nackte Bauernmagd gesehen hatte.

Und er fragte, ob ein Weib gleichermaßen in solche neubürtige Reinheit zurückfinden könne wie der Mann. Eine Welt von zweiflerischen Gedanken sprang vor ihm auf. Während er in das wirbelnde Chaos sah, fühlte ers in sich erblühen wie eine neue Kraft. Ihm war, als sei er über das eigene Wesen hinausgewachsen, und er dachte: so muß dem Vogel sein, der die Eischale bricht.

Unter diesen wunderlichen Gefühlen verlor das Gift der alten Krütlin seine letzte Schärfe. Bombast wurde frei, ohne erst aufatmen zu müssen.

Ehe er vollends die Klause erreichte, stieß er auf die beiden Kraihahnen, die sich mit ihrer Zugsäge an einem Buchenstamm mühten, der ihnen quer über den Weg gesunken war. Sie arbeiteten in ihrer glühenden Hast

und gewahrten den Arzt erst, als er absprang. Denn das Schwabenjörgeli wich nicht ohne eindringlichen Zuspruch vom ausgetretenen Wege ab. Vom Sattel her hätte es kein St. Georg durch das Dickicht lenken können. Es mußte geführt sein und äußerte auch dann noch die heftigsten Bedenken.

Baltisar und Heini Schürli ließen ihre Arbeit und wollten Bombast helfen. Doch er wehrte ab:

»Der Himmel hanget voll Schnee. Ihr müssend noch den Weg beraumen, und balde sinket die Nacht.«

»Dannocht — es ist Menschenpflicht.«

»Nein, lasset! Jüh, Jörgele, du! Du elend Malefizkreatur, du!«

Bombast stieß den störrischen Maulesel in die Seite und gewann ihm ein paar Schritte ab. Das Jörgeli duckte die Ohren und schnob. Bombast bekam einen roten Kopf und fluchte sich den dicksten Aerger von der Seele, während er das weggetreue Jörgeli keuchend um den langen Baumstamm nötigte. Als der Steig wieder gewonnen war, mußte er das Barett abheben und verschnaufen, ihm war heiß.

Baltisar aber nahm aus seinem Tuch Brot und ging, indem er es brach, zum Jörgeli.

»Friß, du verlästeret Gotteswesen, du stummer Marterer vor din Recht. Dann der Weg ist din gutes Recht, das haben dir die Schürli beid durch ihre menschlich ohnvollkommene Kunst des Bomfällens verwehret.«

Das Schwabenjörgeli beschnupperte vorsichtig den dargereichten Bissen, weil er nach Ruß roch, gewann aber so weit Vertrauen, daß es ihn nahm. Bombast, der

nicht gern in Schweiß geriet, fand durch die Feierlichkeit des Baltisar zum Wohlwollen wieder zurück und klopfte den Hals des Maulesels.

Baltisar reichte dem Jörgeli einen zweiten Bissen.

»Friß, du ohnschuldig Kreatur, die du eine sündhaftige Kreatur mußt tragen. Friß, der du weißt, was der recht Weg ist, und mußt ein schleppen, der nit weiß, ob es der recht Weg sije oder nit.«

Baltisar war ärgerlich darüber, daß der Arzt das Jörgeli abklopfte, als sei weiter nichts zwischen ihnen vorgefallen.

Bombast hob drohend den Finger.

»Baltisar, du sollt min Jörgeli nit also ufwiglen!«

Da schwang der Köhler beide Hände gegen ihn aus.

»Wehe mir, du Bruder dieser Welt und nit der himmlischen, wehe, daß ich die Kreatur nit ufrottlen kann wider die Sünder, denen sie ist untertan. Du zumal bist ein Heilmeister und freventlich vermessen, Gott in den Arm fallend, so er willt mit Krankheit und Gebrest umb Sündenschuld treffen und ustilgen.«

»Kunnts nit gleichermaßen des Tüfels Arm sin, der da kränket? Wer solls entscheiden?«

»Oh, ihr gelahrten Dunstkramer und Kochtreiber! Üch fallend die Widerred ab dem Moule als eim Apfelbom die madigen und fulen Aepfel zur Summerszit, so einer ihn nur anrührt! Du sollt mir nit das Gesicht verneblen! Ist nit der Tüfel als och Gotts Kreatur? Und ist er nit sin härtest Ruten und skorpionisch Gisel, domit der Herr den Menschen trifft?«

»Wahrlich, Baltisar Schürli, wir möchtends an

diesem Abend nimmer entscheiden! Dein Frag ist ein Kapitalfrag. Daran kunnt einer ohnversehends zum Ketzer werden.«

Er saß lachend auf und nahm die Zügel.

»Gang hin, du Fluchender, Lachender! Gang hin ins Ochsnerhüsli an des Tüfels Bruck! Dort huset ein anderer noch, vor deme hab ich in diesem Jahr allbereits min Herz müssend entüßeren! Reiniget üren Brunnen, us deme ihr trinket, dann es muß ein sunderlichs Wasser sin. Der ein zwinget eim das Bußgewand vom Libe, daß einer nackend für ihme staht und Zwifler wird an Sünd und Leben, das ist der alt Ochsner. Der ander hat den Hochmutstüfel im Lib und will vollends dem starken Simson glichen, das ist der Hans. Und der dritt ist Heilmeister und wöllet der Rache Gottes wehrn und siner Straf. Wahrlich reiniget üren Brunnen, darus ihr trinket, dann es muß ein sunderlichs Wasser sin bi des Tüfels Bruck!«

Bombast winkte ihm zu und ritt weiter. Baltisar hatte bei den letzten Worten den Griff der Säge erfaßt. Er und sein Sohn warfen sich über die Arbeit.

Bombast ließ den Kopf hängen, er dachte: »Du sollt nit ohnrecht behalten. Und sunderliche Quellen möchtind im Ochsnerhüsli fließen, die mit jedem Pulsschlag ans Geäder stürmend.«

Bombast wunderte sich, daß aller Unfrieden, den er von der Krütlin fortgetragen hatte, in einer Ferne zu verdämmern schien, die lebensweit ablag. Der Aerger über sein Jörgeli und die heftigen Reden des Baltisar hatten ihn aufgerüttelt, als sei alles andere nur ein

Traum gewesen. Der kurze, peinliche Kampf um seine innere Ruhe kam ihm fast übertrieben und unwahrscheinlich vor. Am Festträumen und Verträumen wird des Lebens Reichtum vertan. Darin liegt Gefahr, vielleicht eine verdeckte Schuld. Wer will entrinnen und wer kann entrinnen? Ist es das Schicksal des überreifen Blutes, der sonderbaren Quellen? Recht, Baltisar: Reiniget eure Brunnen!

So kam Wilhelm auf Theophrast. Der verträumte nicht, noch nicht. Welch weite Herzenszeiten mußte das Kind in wenigen Tagen seines Erlebens durchmessen, wenn der Vater, um dessen Schläfe ergraute Haare wellten, nach einem kurzen Ritte von der Paßhöhe aus kaum mehr die Wahrheitsbrücke zur Talsohle fand! Er wurde froh an diesem Gedanken, denn er fühlte, daß der allein noch junge Kräfte in sich berge, der wie ein Kind lebensweite Gezeiten des Herzens in einer Stunde durchdringen könne. Vielleicht vermochte er Theophrast den harten Weg zu kürzen, ohne ihm die Kraft des inneren Erlebens zu schwächen.

Gritli nahm in einer stillen Weise, die die beiden Frauen des Ochsnerhauses mit ihrer Schönheit aussöhnte, Besitz von dem Arbeitsanteil, der ihr zustand. Für Theophrast war sie durch viele Tage Gegenstand tiefer Verwunderung und seiner ganzen Neugier. An ihr lernte er Menschen und Menschenwerk tiefer betrachten, denn sie tat manchen Handgriff anders als Mutter und Großmutter. Er mußte sich schwer besinnen, wie er den Unterschied ihr und den andern begreiflich machen

könne. So hatte Gritli durch das Kind manche Pein, aber sie wuchs auch schneller in das Hauswesen, denn die beiden Frauen waren gezwungen ihr gegen die unablässige Achtsamkeit des Kindes und, wo es not tat, im Werke beizustehen. Theophrast konnte sehr verletzt sein, wenn man ihn für eine Weile von dem Posten abdrängte. Er fühlte gut, daß er schwere Arbeit leiste. Tausend Kleinigkeiten erkannte er an der Fremdart der Magd und lernte sie verstehen und bezeichnen. In dieser Zeit schlief er länger und tiefer als je. Die Großen merkten seine Arbeit nicht. Sie hinderten ihn, wo sie konnten. Doch er verlangte heißhungrig und hartnäckig darnach.

Hans sah die junge Magd mit heiterer Ruhe. Er sagte wenig zu ihr, dann aber stets mit leichtem Spott, den sie zuweilen herb, manchmal auch frei erwiderte. Hans dachte in den ersten Tagen, daß er auch nach ihr nur seine Hand auszustrecken brauchte. Wenn sie irgend eine Arbeit mit ihm zu schaffen hatte, ließ er seine Kräfte spielen, und sie erzitterte zuweilen vor ihm.

Als er von Zürich kam, wo der Kochentibly in aller Gelassenheit dreimal gerollt worden war, lag ein silbernes Geschmeid um seinen Hals. Er sprach nicht viel von der Fahrt, nur beim Essen ließ er — weil ihn die Els fragte, von wem er das Frauengeschmeid habe — leichthin fallen, daß die Weiber der Zürcher Pontafel und der Gesellschaft zur Schnecken ihm gern mehr aufgehalst hätten, wenn sie vor ihren Buhlen nicht bang gewesen wären. Da erblaßte die junge Magd bis auf die Lippen. Hans merkte es und lachend rief er sie an:

»Gritli, hol ein Schluck noch, dann ich wollt gern

ein Win mehr trinken, unde du sollt och ein Schluck kosten, du bist blaß als der Mond.«

Sie lief, um ihr aufbrennendes Gesicht zu verbergen. Und als sie wiederkam und den Krug vor ihn hinsetzte, spottete er:

»Schmeck zu, Maideli!«

»Du sollt dir selber zuschmecken,« stieß sie hervor.

»Ei, du bist etwan us Pfäffikon, da verstehends die Wiber mit dem Zuschmecken nit anderst dann ze Zürch.«

Der alte Ochsner und der Hans lachten. Die Mutter aber sah, daß die Gritli mit den Tränen kämpfte, und meinte:

»Ohnbesorgt, Gritli, dem Hänsli stößend noch die fetten Bissen von Zürich. Es jücket ihn, denen Herren von der Pontafel glich ze ton.«

Der Hans wurde zornig und bedachter.

»Ei, Mutter, es möcht nit lang währen, da soll der erst Schritt zu der Pontafel ton sin. In Bünden stehend sie bereit, die von Tirol schlafend all in Waffen. Das hat nit einer, sundern all ze Zürch habends mir verbißen.«

Da wurde es still um den Tisch, denn sie wußten, daß der Schwyzer von des Hans Art mit seinem Schwerte goldene Edelmannsstufen aus bäurischem Gestein hauen konnte. —

Rudi Ochsner, dessen Lebensfeuer noch nicht erloschen waren, ließ sich von der Magd so rauhaarig als möglich anfühlen. Er schenkte ihr kaum ein günstiges Wort. Doch war ihr sicher in seiner Nähe, denn sie merkte gut, daß er unter allem Knurren und Bellen auf

ihr Recht bedacht blieb. Gegen sein Weib wurde er empfindlich und ungewohnt nachgiebig, so daß sie ihn nach etlichen Wochen leisen Kummers zur Rede stellte, da ihr sein neues Wesen unerträglich wurde.

»Ochsner, was vor ein Triben ist in dir? Seit die Küh seind umbgestanden hanget es dir an als ein heimlichs Moulweh, und nützit genüget dir nit; dannocht lässest du alls mit suren Mienen bi Gott sin. Din Art ist anders.«

Sie vermied es, die Zeit seines sonderbaren Gehabens von dem Dienstantritt der Gritli zu zählen. Er merkte an ihren klugen Augen, daß sie über seinen Unfrieden mit Herzensnot wachte und um mehr Sorge trug, als er selber bekämpfte.

»Laß gut sin, Mutter, wir werdind alt, und der Winter hat Stürm.«

Er legte seine Hand auf ihre Schulter. Ihre Lippen bebten ein wenig, als sie sagte:

»Ja, wir werdind alt, Ochsner. Allein üch Mannslüt trägt der Herbest Win und der schümet über, so er zu süß ist gewest, und stößet den Zapfen us, wenn der erst Schnee fällt.«

»Mutter, wir gestunden in guter Zit und och in der Not bi einander, wir wöllend also nit anderst endigen. Laß gut sin.«

Sie errötete sanft und fuhr ihm mit leiser Hand über Schulter und Arm. Er ließ es geschehen.

Doch am morgenden Tag, da der helle Neuschnee über dem Hochtal feierte, weil die Sonne unendlichen Glanz aus ihm weckte, nahm der alte Ochsner seinen

Enkelsohn bei der Hand und stieg mit ihm auf die Klausen. Es verlangte ihn, einen weiten Blick zu tun. Theophrast war stolz, daß er den Großvater begleiten konnte. Er redete unaufhaltsam von den ungereimtesten Dingen zu dem Ahn, meinte sich als ein würdiger Weggenosse zu erweisen. Er sprach auch von der Magd Gritli.

Der Alte fiel ihm ins Wort:

»Bis still, Fråsteli, los hin gen Einsiedlen! Hörst du nit die Glocken? Die habend gelût, do din Aehnli die jung Weßnerin hat zur Hochzit ingeführt!«

»Ich hör nit.«

»Mir ist, als während die Glocken zu uns gedrungen.«

Einige stille Schritte.

»Die Gritli saget mir: So ich groß bin und stark als unser Hans, müsset ich als och in den Krieg ziehen, dann vor ein Schwyzer ist der Krieg schöner dann das schönest Maideli.«

»Bis still, Fråsteli. Nu los nieder ze Tal, dort rauschet die Sihl, die hab ich gehört, als der Jungrudi ist stif uf der Ofenbank gelegen und du bist zum Leben ufgewacht.«

»Ich hör nit.«

Dann aber wurde dem Kinde der Schneefrieden wundersam.

»Alls schweiget,« flüsterte es, »ist dannocht hellichter Tag! – Schweiget alls, wils der Schnee deckt? Hörst das Wasser immer noch?«

Der alte Ochsner sah über den offenen Wiesenhang hinweg, als habe er sein Enkelsöhnlein nicht vernom-

men. Weithin vor seinen Augen war die heitere Pracht ausgespannt. Er nahm den Knaben auf und reckte den andern Arm.

»Sieh, Fråsteli, das Jahr ist alt worden und rein. Dannocht fünklets, daß eim die Ogen flirrend vor Glast.«

»Warumb ist das Jahr alt worden?«

»Wie din Aehnli ist es alt worden. Und din Ahn hat Runzlen im Gesicht und ist also weiß behoubet. Do der Schnee uf der Erd ist usbreit, ist das Jahr worden alt und still.«

Theophrast zog seine Stirn kraus und sagte ernst: »Der Schnee hat kein Runzlen nit. Und du fünklest nit und bist nit still.«

So mußte der alte Rudi Ochsner seinen Enkelsohn wieder absetzen. Beide sahen einander betroffen in die Augen.

»Samer Gott und uf min Seel, du bist ein ganzer Mann und sollt recht behalten vor din Teil.«

Er nahm eine Hand des Knaben, der nicht wußte, ob seine Ansicht gescholten oder anerkannt sei, und einen mißtrauisch spähenden Blick über die Weite warf, ob der Schnee vielleicht dennoch Runzeln trüge.

»Ist gut, Fråsteli, ich wills mir schon behalten. Du hörst kein Glocken, und die Sihl wird nit lut vor dir, du siehst keine Runzlen im Schnee und din Ahn fünklet kom mehr, dannocht schweiget er nit still, wie das weite Land im Schneeschlaf schweiget. Du brauchst der Glichnusse noch keins vor din Leben. Und so rich als du bin ich och bestellt gesin: brauchet der Glich-

nusse keines nit. Nu aber bin ich alt, und nütz dann das Leben ist jung ewiglich. Dorumb hab ich ein Münz uf-ton ohn kaiserlichs Privileg, dort schlag ich min falsches Geld. Das fünklet als der Schnee und zerrinnt eim in der Hand als der Schnee. Das seind mine Glichnus, domit ich verhoff ein Endli Leben zu erstahn. – Aber kumm ze Tal in unser Ochsnerhüsli, du min guter und getrüer Schulmeister, daß ich dir dine Lehr zahl mit einer Handvoll Huzlen. Die seind als och runzlet und habend dannocht ein süßen Kern.«

Theophrast nahm die Verheißung dankbar auf, ihm war, als sei er mit knapper Not etlichen Maulschellen entgangen, so sehr hatte ihn das sonderbare Wesen seines Ahns bedrückt. –

Els Ochsnerin fand allzuschwer in die neue Ordnung des Hauswesens. Ihr war, als wolle sie Bombast langsam der Heimat entwöhnen, da er mit ihrer Arbeit auch ihr ganzes Dasein in andre Hände gelegt zu haben schien. Sie beneidete die junge, schöne Magd um das Tagwerk, unter dem sie beinahe zusammengebrochen war. Sie schuf sich hundert unnütze Mühen und gab sie dann auf, weil sie nur verwunderte Mienen erntete. So fühlte sie alle Bitternis einer grenzenlosen Verlassenheit.

Der Mutter suchte sie zu helfen, doch die alte Frau hatte ihr Arbeitsgesetz, das unveränderlich mit ihr, fast an ihr ablief wie der Wandel der Gestirne über der Erde. Sie konnte bös werden, wenn andre Hände in ihr Gesetz griffen. Els mußte sich zurückziehen.

An Theophrast wagte sie nicht die leere Zeit zu wen-

den. Er war kein Kind, das Müßigkeiten ausfüllte. Vor einem unbedachten Worte oder einer verhehlenden Beruhigung stand der kleine Mann gewichtig, breit, mit ernsten Mienen, er fand todsicher durch die halbe Lüge einen Hohlweg, auf dem man ihm nicht ausweichen konnte. Man hätte ihn überrennen müssen, und das wagte die Mutter nicht mehr. Weil alles Männliche der tiefen Schamhaftigkeit und Schüchternheit ihres Wesens fremd geblieben war, entfremdete sie die erwachende Männlichkeit von dem Knaben. Sie sah neugierig, manchmal belustigt seinem eigenwilligen Handeln zu, das stets irgendwie vom zufälligen Spiele abwich. Und nicht viel anders betrachtete sie das Leben des Wilhelm Bombast.

Der Gedanke, daß ihr Vater oder Bombast an der schönen Gritli einen Kampf bestanden hatten, wäre ihr nie in den Sinn gekommen, wenn auch Kraft und Schönheit der jungen Magd sie beunruhigten. Sie war eifersüchtig, aber nicht um ihres Bombast, sondern um des Hauswesens, seiner Führung und jener Pflege willen, die das Ochsnerhaus bisher durch sie erhalten hatte. Und sie war ausgeschaltet, wie einer, der nicht die Macht hat, neue Lebenszuversicht zu gewinnen, während ihm sein Lebensglaube entrissen wird. So sehr war sie verlassen, konnte nicht stark und nicht einsam werden. Langsam, wie alles Leben füglich zurechtfindet, wußte sich auch ihr sinkendes Leben zu fügen.

Da sie im Gadem nicht vor aller Augen feiern wollte — denn Nadelwerk und Spinnen galt nicht für volle Arbeit und sollte nur die langen Winterabende füllen,

wo Kälte und Finsternis anderes ausschloß — verbrachte sie den größten Teil des Tags in ihrem Schlafgemach. Dort lernte sie träumen. Und sie brauchte nicht mehr zu fürchten, daß es Sünde sei. Sonst war das bildhafte Fühlen, darin sie schlummerweich versinken konnte, manchmal in der Kirchenstille über sie gekommen, und sie war reuevoll zu Gebet und Gottesdienst aufgeschreckt. Nun aber, während ihre Spindel über den Boden tanzte, widerstand kein mahnendes Gebot mehr.

Es kam die Zeit wieder, in der Jungrudi gestorben war, und Theophrast in wilden Wehen von ihr die Welt begehrt hatte. Sie hatte den trotzigen Bruder nicht in die Erde sinken sehen, weil sie vom Wochenbette gehalten wurde, als man ihn begrub. Ihr mangelte jetzt der treue Schluß, das heilige Siegel, das die Erde über ein erloschenes Dasein häuft. Jungrudi lebte noch aus jener Sturmnacht, in der er untergegangen war, in ihr. Sie wußte jetzt: ihretwegen war Jungrudi gestorben.

Nach dem Verlöbnis mit Bombast hatte er nicht mehr zu ihr gesprochen bis zum Tag des Beilagers. Seine letzten Worte hörte sie wieder:

»Ich gang, so alle schlafend. Du sollt dines Schwyzerbluts bedacht sin vor dem Schwoben! Allein red nit, eh dann ich fort bin.«

Sie hatte nicht verstanden, was er eigentlich wolle, denn Wilhelms stille Zärtlichkeit war wundersam in ihr erblüht wie ein Same des Glücks. Und da der Jungrudi ihr anvertraut hatte, daß er reisen werde, war

sie am Tage nach der Hochzeit weniger betroffen als die andern. Damals vermochte Bombast sie vollends zu beruhigen: der Jungrudi wäre auch bei anderer Gelegenheit davon; Ursache sei allein, sein Aufruhrgeist so gegen den Vater, wie gegen alle Ordnung der Familie. Und sie hatte Wilhelm Bombast gern geglaubt.

Jetzt wußte sie: ihretwegen war Jungrudi gestorben. Aus den wüsten Gerüchten, die über das Leben der Reisläufer im Lande gingen, zugleich geweckt an der Erinnerung der letzten Fieberworte des sterbenden Bruders, baute ihre Einbildungskraft wilde Erlebnisse, durch die Jungrudi hatte zugrunde gehen müssen. Sie war keiner Schuld bewußt, nie war sie Jungrudi mehr zugetan gewesen als der Mutter und dem Vater, nur seinen Schutz litt sie lieber als den des ungebärdigen Hans. Und doch lag jetzt die Heimatsflucht und der Tod des Bruders auf ihr wie ein Schicksal, das sie ängstigte, das eine Sühne verlangte. Die unversöhnte Seele des Toten wollte ihr Gebet und eine Buße für alle Sündenschuld der Söldnerzeit, anders vermochte sie das Bedrängnis ihres Herzens nicht zu deuten. Jungrudi mahnte sie um die schwesterliche Liebe, da er ihr zuliebe umgekommen war.

Sie betete viel. An Sonntagen und an Donnerstagen ging Els nach Einsiedeln, dort büßte sie in der Gnadenkirche für ihn, indem sie auf den Knien siebenmal um die Kapelle der wundertätigen Maria kroch. Els quälte sich vergebens. Die Seele des Bruders gab sie nicht frei. Sie fand die rechte Buße nicht.

Bombast offenbarte sie ihre Bedrängnisse nicht. Sie wehrte seine Liebe mit sanfter Gewalt ab. Wenn er sie küßte, schauderte ihr, als gehe sie Wege der heimlichen Sünde. Aber sie konnte zuweilen hingebungsvoller und zärtlicher sein als je zuvor.

Bombast sah nicht das unstete Flackern ihres Blicks. Nach Stunden der Hingabe rang sie lange um Frieden und fand ihn erst, wenn sie das Sakrament genommen hatte.

Am Christabend saßen die Ochsnerleute länger um den Tisch, denn die Mutter hatte Küchli und Met aufgesetzt. Heimlich ging Mutter Weßnerin, als die andern aßen und tranken, in den Keller, nahm zwölf Zwiebeln von einem Zopf, höhlte sie aus, füllte sie mit Salz und trug sie ums Haus. Dort wo der Kleinholzstapel hoch unter das hängende Dach reichte, daß kein Schnee auf ihn fand, holte sie im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes eine Zwiebel um die andre aus der Schürze.

»Jänner, Hürnung, März, April, Mai, Brachmond, Heumond ...«

Jede Zwiebel ein Monat. Morgen konnte sie am Salze sehen, wie das Wetter in jedem Monat sein werde.

Da sie wieder ums Haus zurückkam und eintreten wollte, tauchte vor ihr aus dem dicken Frostnebel eine Mannsgestalt auf. Sie erschrak, denn die Christnacht ist voll der Gesichte. Sie bekreuzte sich. Sollte einer von ihnen sterben und sein Schatten in diesen heiligen

Zeiten vorahnend an die Schelle irren! Sie blieb lauschend stehen.

Der Mann fand das Haus offen und trat ein. Sie hörte ihn an die Gademtür pochen und hörte, daß sie die Stühle rückten.

»Hei! Uli Enz ab der Rüten!«

Das rief der Hans.

»Hans Ochsner, ein gut Zitung!«

Es fiel die Tür zu.

Mutter Weßnerin schlich nach. Der Uli Enz war kein Weihnachtsgast, den sie gewünscht hätte. Er stammte aus Appenzell, war von St. Gallen an das Einsiedler Stift geschickt worden. Als Vogt stand er im Rufe, ein harter Mann zu sein. Er war einer der Stärksten weitum nach ihrem Hans.

Sie öffnete leise den Gadem und fand die Männer in Aufruhr. Nur Bombast saß ernstblickend im Bankwinkel. Auch Marx, der Knecht, hatte die Ofennähe aufgegeben.

Uli Enz ab der Reuten stand in der Mitte.

»Sie seind von Tüfers in der Nacht ufzogen. Do kunnten die Bündter nit entgegen. Als habend sie Münster genommen. Nu rufen die Bündter uns. So einer ist ein redlicher Eidgnoß, der muß folgend!« Dabei ließ er seinen Spieß gegen das Estrich schellen.

»Du hast gut reden,« wehrte der alte Ochsner ab. »Du bist von Appenzell, die seind nächer bi Tirol.«

»Die von Tirol habend ein Botschaft uf Ulm gesandt an den Bundt. Daß sömlichs denen Ritteren verbuhlete schwobisch Stadtgeschmütz der Tüfel schänd und alln

die fallend Sucht ankomm! Die bringend Appenzell unde St. Gallen uf, dahinter all Eidgnossen! Dann was wöllend die? Do ist kein Frag nit! Die Eidgnossen sollen unter römisch Recht unde Richskammer, daß der römisch Küng sin Fuß uf sie hab, und sie solln ihme ihr Blut versprützen gen den richen Ludewig und die Franzosen! Warumb solln sie vor ihn das Blut versprützen? Darumb allein, wil er ist Herr und Küng, mit deme Sold stahts aber merklich letz. Den guten Zug machend die vom Adel, der Eidgnoß sollet aber sin Blut davor geben. Der römisch Küng ist nit so dumb, der spannet uns in sin Gericht und presset den gemeinen Pfennig us uns und möcht unser Schwyzerart unde Spieß, das gute Blut dazu, daß er sin römisch Künghoffart krönet!«

»Laß gut sin, Uli Enz, der römisch König ist in Niederlanden und hat ein ander Sorg,« rief Bombast.

»Hei, do schrisets mir wohl vernehmlich us deme Winkel, Herr Wilhelm Bombast von Hohenheim, adligs Blut unde Schwobenblut! Do wissend wir wohl, worus der Wind weihet!«

Bombast stand auf.

»Uli Enz, du sollt Husfrieden halten. Mein Adel und Schwabenblut seind ehrlich und ficht mich ninder an, mit einer schwabschen Kunst euch fri Eidgnossen Leib und Seel heil und fest ze schweißen, so euer Blut ist faul worden, stinkend aus euren Beulen.«

»Unser Blut ist nit ful. Aber des solltu gewiß sin: ab dem Rhin und am Bodensee soll viel schwobisch

Blut stinkend uf zem Himmel, daß unser Herrgott möcht sin Nasen zuhalten.«

Bombast wollte erwidern, da legte der alte Ochsner seine Hand auf des Uli Enz Schulter.

»Hie bin ich Husvater und ich verhoff, daß keiner nit möcht von mir gemahnet sin in diesen minen Wänden. Der dort, Wilhelm Bombast von Hohenheim, ist min lieber Suhn und hauset im Ochsnerhüsli.«

Darauf trat Uli Enz freimütig an den Tisch und reichte Bombast seine Hand über die duftigen Küchli hinweg.

»Satz dich und lang zu, och will dir unser Mutter ein Trunk Met richen.«

Rudi Ochsners Stimme klang belegt, da er den Kriegsboten einlud. Sie setzten sich wohl, aßen und tranken, aber sie wurden nicht frei. Der Uli Enz suchte seine Worte, denn er hatte immer wieder an verschluckten Flüchen zu würgen.

In heller Freude war Uli Enz zu Hans Ochsner herübergerannt, als er den Bündner Boten die Nachricht abgefangen hatte. Er und Hans Ochsner waren einig, mit erster Gelegenheit gemeinsam zu reisen.

Hans war nicht wieder an den Tisch gekommen. Er ging im Gadem auf und nieder, hörte kaum zu, als Uli Enz vorbrachte, was er von der bündischen Sache gegen Tirol wußte. Auch der alte Ochsner lauschte nur mit halbem Ohre. Er wartete auf das erste Wort von seinem Hans.

Der trat nach einer Weile an den Tisch, trank aus Ulis Krüglein und sagte:

»Wann willtu reisen, daß ich min Sach rüst.«

Dabei brach heller Jubel aus seinen Augen, seine Zähne blitzten, er vermochte ein Lachen nicht mehr zu meistern. Er schlug dem Uli auf die Schulter, daß der Tisch zitterte. Beide lachten einander an. Er zog einen Schemel neben den Gast, und sie berieten halblaut miteinander, als sei sonst niemand im Gadem.

Rudi Ochsner ließ den Kopf auf die Brust niedersinken und warf nur hie und da einen Blick auf die beiden Gesellen hinüber, Bombast verließ nach kurzem Gruße den Gadem, um seiner Els zu folgen, die ihres harten Hustens wegen längst im Bette lag. Der alte Ochsner winkte nach einer bang durchlauschten Zeit dem Marx. Der lümmelte auf der Ofenbank, das Kinn in beiden Händen, die Ellenbogen gegen die Knie gestützt, und glotzte den Hans und Uli Enz unverwandt an. Er kam steifbeinig näher und setzte sich etwas unsicher neben den Alten, wo sonst Bombast saß.

»Uf uns kommt ein harte Zit, Marx,« meinte der Rudi Ochsner und sah den Knecht scharf an.

Marx wußte, was den alten Ochsner drückte. Es lag eine Frage in den Worten. Auch er hatte sie schon bedacht. Siebzehn Jahre stand er bei den Ochsnerleuten und damals war er mitten in den Zwanzigern, als er an die Teufelsbruck kam. Er hätte sich mit dem Spieß immer noch ein Stück Geld erstehen können. Allein der bündische Handel schien ihm nicht verlockend. Er meinte:

»Wohl, Rudi Ochsner, wir werdind och bi unser ringsten Schmer abkommen.«

Da hellte sich das Gesicht des Hausvaters ein wenig auf. Er schob dem Marx sein Metkrüglein hinüber. Der Marx trank es aus.

»Vor die Zit kunntest mir sechs Plappart zulegen, Ochsner!«

»Es möchten wohl an vieren gnug sin, dann derselb Handel wird solang nit währen.«

Marx hatte auf drei gerechnet, also gab er sich mit den vieren gern zufrieden und schlug in des Wirtes Hand ein. Dann zog er ruhig auf die Ofenbank zurück, streckte seine langen, ungelenken Glieder über sie und schnarchte bald. Für ihn war der bündische Handel erledigt. —

Die beiden warteten von Tag zu Tag, daß ein Reisrodel bestellt würde oder eine Weisung der Einsiedler Ammänner aus Zürich und Schwyz käme; als nichts eintraf, beschlossen sie am Morgen nach Drei König gegen Pfäfers zu ziehen.

Im Ochsnerhause wurde kein Wort darüber gesprochen. Die Mutter hatte bekümmert das Gewand des Reisigen durchgesehen, ohne daß er es gemerkt hätte. Am Drei-Königstag brachte der Hans aus Rapperswil einen prächtigen Pelzkoller, schwarzgelb nach den Stiftsfarben genäht.

Sie spürten, was morgenden Tages geschehen sollte. Und doch lockerte sich das stumpfe Schweigen nicht. Am Abend holte Rudi Ochsner einen dunklen Südwein, der viele Jahre im Kellerwinkel gelegen hatte, eine dicke Flasche, deren Bauch seitlich zusammengedrückt war. Alle mußten von dem schwer duftenden Weine trinken,

auch Gritli und Marx. Dann reichten sie dem Hans die Hände und gingen bis auf den Vater und die Mutter.

»Wann willtu ihn treffen,« fragte der alte Ochsner in letzter Stunde.

»Umb Mettenzit gangend wir von Einsiedlen.«

»Kehr ohngekränket wieder. Wir wöllend all diner gewärtig sin. – Umb Mettenzit fallend eim die Wort schwer,« fügte er leise hinzu.

»Ich verhoff alls Gute vor üch, lieben Eltern, unde vor mich.«

Das brachte der Hans zum eigenen Verwundern gut und bündig über die Lippen. Dann drückte er die Mutter an sich und führte sie, die schwer ihre Tränen niederrang, stark und frei zur Schlafkammer. Der Vater folgte. Er vermochte aber nicht mehr in seines Sohnes Augen zu blicken.

Als die beiden Alten ihre Tür geschlossen hatten, reckte sich Hans hoch auf, dehnte seine Brust, breitete seine Arme. Ein Glückstaumel überkam ihn. Er löschte das Licht in der Herdasche aus und stieg langsam die finstere Treppe hinauf.

Vor der Kammer hörte er ein verhaltenes Stöhnen. Eine Hand tastete nach ihm. Es umfingen ihn zwei Arme. Sie preßte ihr Gesicht an seine Brust, um ihr Schluchzen zu ersticken.

»Bi Gott! ... Du ...«

Sie umklammerte seinen Nacken und drückte ihre Stirn an seinen Mund. Und sein Herz schlug, als fände er ein Weib zum ersten Mal. Er hob sie auf und trug sie in die Kammer.

»Grein nit, Maideli ...«

»Du ... sollt mich ... mit dir nehmen!«

»Maideli ... du bist so jung!«

»Ich willt dir kochen ... und wäschen ... und getrü diner warten!«

Er nahm sie, wie der Föhn die Erde nimmt, der aller Kreatur den Atem für seine gewaltige Stunde raubt.

Der Schnee hauchte seinen matten Schein durch die zwei kleinen Fenster. Der Hans sah das junge Weib, selig und satt, ihre Zähne schimmerten durch den halbgeöffneten Mund, ihre Augen ruhten furchtlos auf ihm. Er setzte sich noch einmal an den Bettrand, legte seine Hand auf ihre Brust, die ruhig stieg und fiel, sie kreuzte ihre Hände auf seiner Hand.

»Maideli, das ist ein ruch Leben, so du willt han.«

»Ich gang mit dir.«

»Die Hodler, so den Troß führend, zartlen nit mit denen Huren. Die Huren seind ein hässig Volk. Du mußt zu ihnen stahn.«

»Ich gang mit dir.«

»Stah uf, Gritli, hol din Sach.«

»Es liegt für diner Tür.«

»Hols in.«

Sie holte ihr Bündel und legte es neben das seine. Dann schliefen sie beide, bis ihn sein brennendes Herz weckte. Er wollte Vater und Mutter nicht mehr sehen.

Flink war das Gritli in den Kleidern.

»Gang du vorus. Vor Willerzell solltu unser gewärtig sin. Der Uli Enz führt ein Mulesel mit, daruf wird als och din Bündli liegen.«

Er folgte ihr bald, obgleich die Nacht noch weit vor Mettenzeit stand, er konnte die ersten Schritte der Freiheit nicht mehr erwarten.

Nur die Mutter war wach. Sie saß im Bett und hörte, daß er ging. Wohl ahnte sie zitternden Herzens ihres Sohnes Flammen. Sie stand nicht auf. Ein altes Weiblein sollte seinen Weg nicht vertreten, wars auch die Mutter, die ihn schwer geboren und treu gesäugt hatte. Sie betete für den starken Sohn.

Schneenacht, durch die zwei brennende Herzen ziehen.

Knirsche deine alten Weisheiten, Schnee!

So mußte Els an die Arbeit. Einige Tage schien sie heimgefunden zu haben. Bald beugte sie eine trostlose Müdigkeit, die durch schlafberaubte Nächte gesteigert wurde. Sie wußte nur, während sie ihrer Arbeit nachhetzte: der tote Bruder mahnt!

Nachts lag sie mit offenen Augen und glaubte zu fühlen, daß die gleichmäßigen Atemzüge des Mannes und des Sohnes über ihren Körper huschten. War sie eine Zeit starr und verhalten gelegen, lauschend nach einem Leben, das jenseits der Sinne schwebt, konnte es ihre Brust mit Eisfingern rühren, leise, leise, und ihr Herz stand vor Angst darüber still, daß es die Hand des Toten wäre. Schlug das Herz jäh wieder ins Dasein zurück, daß ihr Hals und Ohren pochten, so wurde sie von einem Taumel erfaßt, als sähe sie in einen tiefen Abgrund. Sie preßte die Lider zusammen, feurige Büsche lohten vor ihr auf. Hinter ihr hetzte ein Ent-

setzen näher und näher. Sie meinte ihre Arme zu erheben, in den Abgrund zu stürzen und fühlte nur mehr ein Sausen um sich. Dann schrak sie auf, lag matt und keuchend, der Schweiß floß von ihren Gliedern. Sie betete endlose Gebetsketten. Gegen Morgen schlief sie erschöpft ein und konnte kaum wachgerüttelt werden, wenn der Tag rief.

Die Mutter war damals schwer zu einer Magd überredet worden, als sie aber die Els durch das Hauswesen schleppen sah, verlangte sie selbst nach Hilfe.

Sie winkte an einem Abend den Schwiegersohn unter die Tür des Milchkellers.

»Umb die Els ist mir bang, Hohenheim.«

»Ich bin ehe bi der Krütlin gewest, da ich ihr der Gritli Lohn usgezahlet. Die kennt ihrer weit um und hat mir eine Magd verheißen.«

Der flackernde Lichtschein ließ die Schatten über das kummervolle Gesicht der alten Frau spielen. Sie sah Bombast hilfeflehend an, und es zitterte aus ihr:

»Nu ist der ander fort ... der kehret och nümen wieder.«

»Ei Mutter, der Hans besteht, da sollt u nit bangen.«

»Wohl, der bestaht, dann die Welt ist wit und vor ein Kerl als der Hans offen allweg. Hie ist sins Blibens nümen. — Und die Els entschwindt eim unter den Ogen. — Es ist nit umb die Gritli, allein ich weiß, du willt als och fort. Alls dränget von hinnen, unde ich hab mit getrüen Händen min Huswesen gehalten. Es ist nit an mir gelegen.«

»Kummt die gute Zit wieder, soll unser Elsula wohl ihr Kraft finden. Der Summer war ze hart vor sie.«

Er nahm ihre hagere Hand, die rauh und hart war vor Arbeit, und drückte sie leise. Er vermochte sie nicht besser zu trösten, sein eigenes Herz war allzu beschwert. Sie wischte abgewandt mit der Linken über die Augen und gesammelten Willens, mit einem helleren Blick, sagte sie:

»So du meinest, daß sie wird erkräften, will ich hoffen. Bi Gott, ich hab min Tág nit viel Früden gesehn; sollet ich all min Kinder hingeben, das wird Gott nit wöllen.«

Damit wandte sie sich emsig an ihre Milchkübel, und Bombast ging langsam hinüber in den Gadem, Weib und Kind zu suchen. –

Schaffende Hände wurden teuer im Lande, da Stadt und Amt Fähnlein aufstellten. Die alte Krütlin ließ sich das Magdwerben gut zahlen und brachte endlich ein starkes Bauernmensch aus Lachen zu, das nach einigen derben Ermunterungen allmählich für das Tagwerk im Ochsnerhause erwachte und dann ihren Schwung beibehielt, wie eine Mühle mit schweren Gängen.

Els ließ die Arbeit, an der sie nicht gesunden konnte, ohne innere Unrast liegen, aber auch ihre Spindel tanzte nicht mehr so unablässig über den Boden des Schlafgemachs. Sie saß in einem Polsterstuhle, den Bombast in Einsiedeln an Geldesstatt genommen hatte, vor einem der kleinen, niedrigen Fenster, matt von ihren wachen Nächten. Ihre Augen ruhten verschleiert auf irgendeinem beschatteten Fleck, sie suchten dunkle Far-

ben, als wollten sie sich an das letzte Geheimnis gewöhnen.

Und Els dachte, ohne zu beten, an die Gnadenreiche, der ein wonnesames Schweben in ewiger Gottseligkeit beschieden ist. Auch die Gnadenreiche braucht sich nicht zu regen. Hoheitsvoll und stumm ruht sie auf den Stufen des höchsten Throns. Nur ihr Herz nimmt auf, was an Gebeten zuströmt. Wie laue Stürme drängt es von der Erde zu ihr und schwellt den weiten Muttergottesmantel. Sie sitzt ganz regungslos, denn all ihr Mut ist den unbegrenzten Bitten zugewandt. Alles Gebet muß durch ihr Herz. Dort wird es zu dem lauteren Feuer, das zu Gott sprechen darf.

Auch Maria sitzt so still. Sie ist die Auserwählte, die ihre Hand und ihren Körper nicht besudeln kann, schon auf Erden durch keine gemeine Mühsal besudelt hat. Maria mußte nur den Sohn gebären, der sich im Tempel verlief, da er ein kleiner Knabe war — das ist auch bei einer großen Engelweih in Jerusalem geschehen. Wunderbar hat ihn die suchende Mutter gefunden, wunderbar war Theophrast von einem Engel des Herrn zur Mutter geleitet worden. Wunderbar hat es ihn unter den heiligen Strahl des Frauenbrunnens getrieben.

Da schrak Els aus ihren Träumen.

»Heilig Gnadenmutter ... hilf! Sünd, lästerliche Sünd! Hilf mir von denen freventlichen Gedanken! Heilig Gnadenmutter! O Gott! O Gott! Es faßt mich grusam an!«

Sie ließ die Spindel schnurren und saß gebückt, ganz

ihrer hastigen Arbeit hingegeben. Sie murmelte einen Englischen Gruß um den andern, ohne an den Sinn der Gebete zu denken; spann bis sich die Hand unter einem stechenden Schmerze einkrampfte. Es tat weh und wohl zugleich und hielt sie von Spindel und Flachs ab. Sie rieb heftig die Innenfläche ihrer Hand. Teufels- oder Gotteszeichen? Sie sollte nicht, durfte nicht arbeiten!

War auch sie auserwählt unter den Weibern? Nicht wie die Gnadenmutter, hochgelobt, gebenedeit — nur unter den Erdenweibern auserwählt! Gemeine Arbeit, endlose Mühe hatte sie bis zur Stunde dem beseligenden Ahnen ferngehalten. Seit je war sie anders. Nie hatte ein Mann ihr beim Tanze Brust und Hüfte zu pressen gewagt oder von ihr heimlichen Einlaß begehrt. Und Bombast war ernst, ein Mann von gesetztem Wesen, schon als sie ihn zum ersten Male sah. Nie hatte sie eine Genossin, sie wußte von dem Liebesspiel der andern nichts, ahnte es nur.

Auserwählt! Die Toten kamen und begehrten ihr Gebet. Jungrudi hatte sie gefunden. Vielleicht kam der Hans bald. Er sollte in ihr Gebet aufgenommen sein, um seiner Sünden willen, die er täglich beging. Gritli dazu, die sündigte mit ihm. Und alle die andern, die Lebendtoten!

Sie hörte Schritte. Es blieb nicht Zeit, ihr Gewissen, das sich immer in demselben Netze verfing, zu befreien. Es brannte nur heftig in ihr auf, als sei sie von einer schweren Schuld getroffen.

Theophrast rannte herein und schwang eine tote

Katze in der Rechten. Das Tier tropfte noch rot vom Kopfe.

»Mammeli, sie hat ein Vögeli erworgen wöllen, und ich hab sie erschmissen. Nu ist sie gericht!«

Er strahlte vor Begeisterung. Die Mutter starrte ihn an.

»Mammeli, hörest nit?... Du sollt kein Furcht nit han, dann sie ist gericht und tot.«

Er kam langsam nahe und hielt ihr die Katze hin.

»Gang! Mir gruset! Dine Händ seind voll Blut!«

Theophrast stutzte, dann warf er die tote Katze von sich und rieb die Hände am Höschen. Els war tief erblichen. Sie wischte mit zitternden Fingern über ihre Stirn. Sie murmelte:

»Unser Herr und Heiland liebet all Wesen! Er hätt niemalen ein Kätzli erschlan.«

Das Kind wich eingeschüchtert, es erkannte die Stimme seiner Mutter kaum. Aber Reue konnte es nicht fühlen.

Nach einigem Besinnen:

»Mammeli, sie habend den Aenderle an den Galgen tan, wil er hat ein Wammes gestohln. Und die Katz sollet ein ohnschuldiges Vögeli ermördern? Das Vögeli hat umb Hilf geschrien und hat mir mit sin Fittich gewunken, sollet ichs nit hörn?«

»Es ist der Katz Art, sie muß würgen.«

Theophrast stand in schwerem Bedenken. Er sah nieder auf die tote Katze. Aber er fühlte keine Schuld. Er stieß die Katze mit dem Fuß und rief:

»Das Vögeli sollet leben und ist entwuschet. Das Vögeli ist fri, und ich gestund bi dem!«

Er sprang auf die Mutter zu, umfing sie und lehnte in ihrem Schoß, sah lachend auf zu ihr. Er ließ sie nicht, obgleich sie ihn heftig abwehrte.

»Mammeli, du sollt nit unwirtsch sin, das Vögeli ist entwuscht!«

Aber ihr Herz zitterte unter einer fremden Not, die sie entsetzte. Sie fühlte die Wärme des kindlichen Körpers wie ein Glück, dem sie entweichen müsse, um rein zu bleiben für Bitten aus einer andern Welt.

»Mammeli!«

»Bis still! Es wehet mich wunderlich an ... kumm, Fräßteli, hie ... uf min Schoß!«

Dem Kind wurde bange. Sie zog es auf ihr Knie.

»Still, Fräßteli! Satz dich grad uf unde reck dine Schwurfinger zur Höh!«

»Was solls,« flüsterte das Büblein.

Er verstand sie nicht. Sie mußte ihm die Finger zurechtbiegen. Und dann reckte sie auch ihre Schwurhand auf.

»Still, Fräßteli, nu wöllend wir losen, wes Stimm ze uns fleht.«

Sie saß steif und stierte in die Wand. Theophrast sah qualvoll in das starre, fremde Gesicht, seine Hand entfaltete sich und sank langsam auf die Brust, leise glitt er von dem Knie der Mutter. Er kauerte ihr zu Füßen und drückte sein Gesicht in ihren Rock.

»Ich wills nümen wieder ton ...«

Er greinte und wiederholte seine Worte, ohne zu

wissen, was er nicht wieder tun werde. Sein ganzes Wesen war wund. Er sah auf und schrie:

»Dine Ogen! Du sollt nit so schouen!«

Sie schien zu erwachen, tastete auf den Kopf ihres Kindes nieder, nahm sein angstvolles Gesicht zwischen beide Hände und sah ihm lange suchend in die Kinderaugen, die in Tränen schwammen.

»Mammeli . . .«

Es brach aus ihr wie ein Gewitter, das erst in großen, spärlichen Tropfen fällt, bevor es seine Güsse entlädt. Sie bog sich tief nieder zu ihm, und der Knabe zuckte unter den ersten Tränen. Als er aber sah, daß seine Mutter ihre Züge wiedergewann, rankte er den schmächtigen Körper an ihr empor und umhalste sie.

Während ihre Tränen sein Gesicht benetzten, saß er auf ihrem Schoß und preßte sie an sich. Und er weinte nicht.

Er wußte, daß die Mutter seines stummen Trostes bedürfe, und er fragte nicht.

Wie eine Erleuchtung war es über ihn gekommen, daß er nicht mutlos sein solle, weil er in diesem Augenblicke stärker sei als die Mutter.

Er wartete geduldig, bis ihre Tränen versiegten, dann streichelte er leise ihr Haar und tröstete sie:

»Nu solltu nümen greinen. Bald kommt der Vater, der wird dir ein Salben geben und lässet dir zur Ader und gibt dir ein Heiltrunk. Do solltu wieder fröhlich sin. Komm, er ist uf Einsiedlen, wir gangend ihm entgegen.«

Sie küßte ihn und nickte. Als sie den Pelzmantel um-

getan — Theophrast wich dabei nicht von ihrer Seite — ergriff er ihre Hand und ließ nicht mehr los. Im Vorbeigehen zog er die Mutter zu der toten Katze. Die hob er auf und meinte beruhigend:

»Die tuet dir nünts nit, Mammeli, die werfend wir über die Bruck.«

Els ließ sich von ihm führen. —

Sie sahen Bombast von weitem, denn es war frostklar. Els flüsterte bedeutsam nieder:

»Sag nit dem Vater, daß ich hab geweint, es möcht ihm im Herzen wehe sin, dann er ist fast bekümmert umb uns.«

Bombast hätte sie beinahe nicht beachtet. Theophrast mußte ihn anrufen und er tat es erst aus nächster Nähe, so wunderlich hatte ihn das Verbot der Mutter berührt.

Da ersah der Vater die Seinen.

»Ei, kummet ihr mich rufen?«

»Nein, Bombast, wir gangend dir ungefährt entgegen.«

»Ich bin umbsunst geritten. Der Wälti Schwend schicket mir sein Knecht für die Tür, da ich wollt absteigen. Er seie so weit wohl und bedürfet mein Arznei nit meh. Die schwabisch Arznei seie siner Natur nit günstig. Dennocht wölle er vor all getane Müh etlich gute Zürcher Plappart, so weit er schuldig seie, an mich wenden. — Ich mußt lachen, dann der Knecht saget die Litanei in eim Atem her, als man sie ihm eingelernt, drucket mir ein Tüchli mit denen Zürcher Plappart in den Schoß und ducket eilig ins Tor, vermeinend, ich

wöllet ihme die Quittung blau hinter die Ohren schreiben. — Der Wälti Schwend ist der dritt sider zween Wochen, dems für mein schwabisch Arznei grauset. Die schickend all uf Richterswil zem Hansen Binzenmeyer. Der hat kein schwabisch Arznei. Der möcht ihnen mit sin schwyzer Tüfelsdreck die Kränk zusammt der Seel us dem Leibe fegen.«

Er lachte bitter vor sich hin und trieb das Jörgeli an. Frau und Söhnlein gingen an seiner Seite.

»So werdind wir bald unser gerings Sparhäufele ufgezehret han. — Frästeli, du wirst mir kein Arzet nit, das ist eine sure Kunst!«

Theophrast aber wußte, daß er gewaltige Trostkräfte besaß. Wenn er auch nicht des Vaters Rede erfaßt hatte, so war ihm doch ihr bitterer Ton aufs Herz gefallen. Er drückte seiner Mutter Hand und meinte:

»Ich will dannocht ein Arzet sin. Nit einer vor gering Lüt, sundern ich will über die Berg, als der Aenderle, wit über die Berg.«

»Hei, min Vögele, was flügge ist dein Schnabel! Werdind also auch deine Fittich sin?«

Theophrast schwieg, denn er meinte, sein Vater spiele auf das Vöglein und die Katze an. Er wagte nichts weiter. Dem Vater war nicht zu trauen, er kam hinter alles.

Aber in Els rang es nach einem Laut. Daß man Bombast von der Tür wies, traf sie selber. Und Theophrast wollte über die Berge, jetzt schon in seinen grünen Jahren redete er davon! Das sagte ihr Gewissen auf, denn Bombast blieb nur ihretwegen an der Teufels-

druck. Sie entlud sich in heftigen Schimpfreden über Wälti Schwend und Hans Binzenmeyer.

Bombast erschrak über sein Weib, das niemals die Sanftmut verloren hatte, er griff nach ihr, sah immer besorgter in ihr gerötetes Gesicht. Auf ihren Augen lagen Zornschleier. Theophrast ließ die Hand der Mutter fahren.

»Els! Elsula! Nit, mein Els! Laß gut sin!«

»Gut sin? Gut sin? Wir müssend all verkommen! Das Lurenvolk! Der verloren Posel! Wir müssend elend werden umb sie!«

Bombast stieg ab und umfaßte das fiebernde Weib.

»Els, laß sin! Was ficht dich an! Elsula! Min Els!«

Das Jörgeli zottelte davon, es witterte den nahen Stall. Theophrast rannte ihm schreiend nach.

Herr Wilhelm hielt sein Weib, streichelte es mit zitternder Hand. Er sah ihre Not. Er hätte aufschreien mögen vor Qual um sie.

»Elsula,« flüsterte er, »ich bin bei dir. Du bist mein Liebs und Guts. Du sollt niemalen nit von hinnen. Du sollt bleiben, wo du bist. Und wir bei dir. Du min Els. Wir wöllend uns schon drein schicken. Laß gut sin, du bist bei mir!«

Sie drängte sich an ihn, als müsse sie in Todesangst ersterben, und sie hauchte:

»Bombast, in mir ist alls zerhouen, alls in Scherben! Hilf mir, dann ich muß vergahn!«

Er leitete sie langsam nach Hause und sprach ihr sanft und heiter zu; das Herz wollte ihm brechen. Er drängte,

unaufhörlich redend, sie in die Schlafkammer hinauf, entkleidete sie, bettete sie und reichte ihr einen milden Schlaftrunk. Er mußte auf dem Bette sitzen, sie ließ ihn nicht von sich, bis sie eingeschlafen war.

Dann sank der Mann in die Knie, stöhnte in die Bettlaken hinein.

»Gott, Herr Gott, warum! Min Gott, warum?«

Der Schwabenkrieg

Die Bündner lagen bei Ragaz, die Kaiserlichen am Sant Luzisteig und zu Maienfeld.

Hans und Uli Enz waren als Friharste ausgezogen, den Krieg auf eigene Faust mitzumachen, wenn es not tat. Sie wußten seit Flums, wohin sie zu halten hätten. Und unweit vom Ziele, noch im engen Tale der Seez stießen Züricher Boten auf sie. Die trugen eine Tagsatzung in das bündische Lager nach Ragaz. Heini Sigrist war ihr Führer, dem Hans Ochsner vom Herbste her wohlbekannt. Die Boten hielten und gaben Bescheid.

Eine Züricher Tagsatzung lautete auf mala guerra, Blutkrieg: alles niedermachen, nichts schonen. Zudem war Friharsterei untersagt: wenn die offenen Banner zu Felde zögen, sollten alle Kriegsleute den Hauptleuten gehorsam sein. Freischaren außer der Kriegsordnung, die den Eidgenossen vor Gott und der Welt große Schmach und Schande gebracht hätten, seien nicht geduldet. Ungehorsam würde an Leben und Gut gestraft.

Heini Sigrist meinte, da Zürich einen Ammann in Einsiedeln habe, werde es keine allzugroßen Schwierigkeiten geben. In zwei Tagen träfe die erste Hilfe ein. Vierhundert unter Kunrad Kunsen, dem Hauptmann, und Jakob Stapfer, dem Venner.

Die wohlberittenen Boten ließen die beiden mit Gritli und dem Maultier des Uli zurück. Hans beschloß in Sargans zu bleiben. Sie hatten die Klostertürme von

Mels vor Augen, und wer in Mels ist, kann die Lichter im Sarganser Schlosse zählen. Dort wollten sie den Zürcher Haufen erwarten, da ihnen die Tagsatzung im Bündnerlager keinen freundlichen Empfang verhieß. Auch brauchten sie hier nicht vom mitgeführten Hafer zu zehren.

Ein alter Bauer ließ ihnen den leeren Schafstall; der Sohn hatte die wenigen Stücke zu Beginn des Krieges landein getrieben und verkauft. Er gab ihnen von seinem Mehl und Käse ab und wußte zwei gute Speckseiten billig zu verschaffen. Gritli half der Frau, sie durfte für sich und die beiden Reisläufer die Herdflamme nützen. Uli Enz lag in der Schenke. Aber den Hans trieb die Ungeduld aus den verrauchten niedrigen Stuben.

Er band sich Haderwerk über Schuhe und Hose, lieh einen verlumpten Mantel und eine Gugelmütze, die auch seine Schultern deckte. Das Schwert war halb verborgen.

Durch das breite Tal zog die Saar ihre vielen Wässerlein und jenseits floß der junge Rhein. Der Rhein, auch etliche Wasseradern lagen frei, sonst bargen Frost und Schnee den Sumpf und das Rinnsal. Das hohe weiße Zelt des Falknis schob den Fläscher Berg gleich einer gewaltigen Scholle vor, der Bruch der Scholle fiel steil gegen den Rhein ab. Zwischen dem Falknis und dem Fläscher Berg zog der Sant Luzisteig, stark bewehrt von einer steinernen Letzi. In diesem Turm und hinter den Verhauen nistete der Feind.

Hans kannte das Land. Er hatte mehrmals reichen Reisenden ins Lichtensteinische das Geleit gegeben, nach

Balzers oder weiter hinab nach Triesen. In beiden Orten kannte er tüchtige Gefolgsleute, in deren Schutz die Fremden überantwortet werden konnten.

Nach Balzers dachte Hans Ochsner mit Unbehagen. Dort wußte er den Matthias Schürtanner, den einzigen, dem er hatte weichen müssen. Das geschah zu St. Johanni vor drei Jahren. Er war damals etliche Tage im Fieber gelegen und, kaum auf den Beinen, von einem Kaufmanne gedungen worden, der über Einsiedeln rollte. Der Kaufmann hatte einen Dank ausgesetzt, da er die beiden gewaltigen Männer sah, den Hans und den Matthias Schürtanner. Und der Hans wollte sich nicht auf das Fieber berufen. So unterlag er. Aber der Schürtanner hatte ihm dann ehrlich auf Zeit und Gelegenheit Widerpart angeboten.

Hans seufzte. Wills Gott, so konnte er ihn treffen. Er wollte ihn suchen. Einen Kerl wie den stellten sie nicht hinten an, deren hatten sie nicht viele.

Er ging talab gegen den Schollberg, zu dessen Fuß die Saar in den Rhein mündet. Einen Fischer wußte er dort, der nahm auch Ueberfuhren an.

Es währte eine gute Weile, bis der Fischer aus der Tür trat. Mit ihm stieß die Hütte einen Schwall Herdrauch aus. Hans schlug die Gugelhaube zurück, daß ihn der Fischer zu erkennen vermochte.

»Hans Ochsner . . .!«

»Du sollt mich übersatzen.«

»Das will ich bi Gott nit ton. Uf Gutenberg der Türmer hat gute Ogen, die wöllend långost min Nachen.«

»Sider wann bist nit ze Balzers gewest?«

»Umb Dri Küng ze letzt. Do habend sie mine Fisch geschatzet unde min Nachen ist kom entronnen.«

»Die Tagsatzung spricht eim Friharsteri ab: ich lieg ze Sargans und will den Zürcher Housen erwarten gen Ragaz. Wir habend die Tagsatzung just versaumbt, dann nu wird als och von Schwyz ein Housen ankommen. Seind nindar Boten unde Kriegslüt uf diese Nacht vorbi?«

»Von Luzern, Unterwalden und Zug seind vor einer Wochen ab dem Rhin. Und ze Azmoos liegend von Uri und Sargans. Sie redend all, daß och die von Schwyz rhinab wöllend, dann die von Zürich seind uf Ragaz gefoderet.«

Zwischen Schwyz und Zürich bestand die alte Rivalität. Hans Ochsner hatte Aehnliches auch in Sargans gehört, das außer den Frauen nur mehr die ältesten Greise und Kinder behauste. Die streitbaren Eidgenossen mußten sich jenseits der Mündungen des St. Luzisteiges sammeln, da ein Angriff der Feinde über den Absturz des Fläscherberges unmöglich galt.

Hans vermutete, er werde von dem Zürcher Hauptmanne rheinab gewiesen werden. Und weil das feste Gutenberg ober Balzers der Schlüssel des St. Luzisteiges im Norden war, hatte er gute Gründe für seine Fragen.

»So möcht ich übersatzen uf Balzers, dann ich möcht mich umbsehen.«

»Ich han min Nachen unterm Ellhorn liegen, dort gang ich nit mit ihme für.«

Das Ellhorn war eine nördliche Schroffe, die der Fläscherberg an den Rhein trieb.

»Als sollt du mich bi dem Ellhorn übersatzen und solltu miner gewärtig sin.«

»Du vermöchtist kom ichts erkunden, dann mir ist nit långost bekennt. Sie strifend am Ufer bi den Weiden. Ich kunnt min Trü nit halten, so ich dir och bi Gott gelobet, diner ze warten. Und hab min Nachen wohl geborgen, den kunnt ich schwer lösen.«

Hans Ochsner unterdrückte einen Fluch, er sah ein, daß er die Hartnäckigkeit des Fischers nicht bezwingen werde. Er holte umständlich einen Plappart aus dem Beutel, aber der Fischer wollte ihn nicht nehmen.

»Nit umb ein Guldin. Min Schiffle ist gut, zween Jahr alt. Da wollet ich ehender min Hus missen.«

»Nimm und sag: was ist dir von Balzers bekennt?«

Der Fischer sah erleichtert auf, denn er mochte es nicht gern mit dem Einsiedler Geleitsmann verderben; nahm also den Plappart zu Dank.

»Du sollt mich wisen, wo . . .«

Der Fischer fiel ihm eifrig in die Rede.

»Es ist kein Hus ze Balzers, darin sie nit liegend, und uf Gutenberg ist ein wohlgerüst Volk. Habend zween Falkaunen, so ihnen umb Wihnachten sein zukommen. Die hab ich gesehn. Unde etlich Lotbüchsen, Hacken und Duppelthacken uf der Feste!«

»Das ist glich, min Frag staht nit darnach. Du sollt mir wisen, wo ein guter Zug ist ze ton.«

Des Fischers Gesicht heiterte sich in allen Runzeln auf. Ein Kerl, der Hans Ochsner, will ins Feindesnest

übergesetzt sein und schauen, daß ihm beim Schatzen und Brennen nicht der beste Bissen entwischt! Er meinte:

»Ihr seind noch nit drüben, unde ze Azmoos redend sie von eim glimpflichen Vertrag.«

»Das ist glich. Vor all Zufäll frag ich, dann ich weiß sunst nützit nit ze ton in diesen unfrütigen Tägen.«

»Du bist am rechten Ort, Hans Ochsner. Kumm, wir wöllend uf den Schollberg, etlich Schritt an sinen Hang.«

Er rief einige Worte in die Hütte, dann zog er schweigsam voraus.

Der Schollberg war kahl, man konnte Balzers bald übersehen. Der Fischer zeigte dem Kriegsmann jedes Haus, darin er Kupfergeschirr, einen reicheren Vorrat an Speck und Schinken, wo er Tuch oder Vieh wußte. Allein er meinte, daß wohl das beste des geringen Gutes auf Gutenberg geborgen läge. Zuletzt zeigte er ein kleines, halb verfallenes Häuslein unweit der Kirche. Dort wohne der alte Jörg Mock. Der gelte als Geizhals, verleihe Geld und habe gewiß Geld. Der einzige, bei dem man etwas vermuten könne.

Hans versprach dem Fischer einen Anteil, wenn alles nach Erwarten ginge. Im Abstiege fragte er, wo der Matthias Schürtanner sei. Der Fischer hatte damals von dem Kampfe der beiden gehört, er sagte:

»Du mußt den Matthias am St. Luzisteig suchen. Dort liegend ihres Volks die Besten.« —

Am Abend traf, noch vor dem Züricher Haufen, eine Schar Schwyzer in Sargans ein. Man hatte ihnen,

da sie zu gering an Zahl waren, keinen Hauptmann bestellt. Ihr Venner und Meister war Klaus Bürgi. Sie sollten nach Gams, da man in Bendern, das gegenüber von Gams liegt, eine starke Besatzung wußte. Doch hatten sie die Freiheit, sich zwischen Sargans und Gams an eine schwache Stelle zu schlagen, wenn man sie dringend bedürfe. Sollten aber auf jeden Fall St. Gallischen Boden schützen. Die Schwyzer kamen, vom Abt gerufen, Schwyz war ein Schirmort der Abtei. Nach Zürich hatte der Fürstabt von St. Gallen vorerst eine Gesandtschaft entsendet, um Klarheit einer Züricher Tagsatzung zu fordern.

Hans Ochsner, Uli Enz ab der Reuten und das Gritli zogen mit ihnen, die in der Nacht noch am Schollberg vorbei wollten, daß sie vom Feinde nicht gezählt würden. In zwei Tagen hatten die Schwyzer den harten Weg getan. Hans trug das Banner, nebst Spieß und Hellebarden von fünf Männern die letzte Stunde von Sargans nach Azmoos durch die Nacht. Obwohl ermüdet, brüllten sie, da sie einzeln den schmalen Steig zwischen Saar und Fels am Schollberg passierten, aus vollem Halse ein Trutzlied hinüber gegen Gutenberg, daß etliche Lichter aufbrannten, die feindliche Besatzung jenseits des Rheins zu blöken begann, als hätte man säugenden Kühen die Kälber entrissen, und die Schweizer zu Azmoos ihre Waffen aufnahmen, um einer Gefahr zu begegnen. In Azmoos warfen sich die Wegmüden aufs Ohr, nur Hans und Uli Enz drangen weiter auf Gams, die Schwyzer anzusagen.

Und sie mußten mit denen von Luzern, Zug, Uri und Unterwalden beinahe einen Monat tatlos zu Gams liegen, daß ihnen vor Unwillen das Herz brannte. Den Hauptleuten waren Händel über den Rhein hinüber untersagt. Abt Giel erwartete einen friedlichen Ausklang. Die Orte standen nicht einig gegen Kaiser und Reich.

Im Sommer noch hatten die eidgenössischen Boten auf dem Tag zu Freiburg dem Reiche Treue verheißen, wenn man sie von der Zumutung des Kammergerichtes und des gemeinen Pfennigs erledige. So waren die schweizer Regentschaften ihres Handelns nicht sicher. Sie warteten ab und sandten zögernd Hilfen, nur um den Rhein und Bodensee nicht bloß zu stellen, da der schwäbische Bund und die Kaiserlichen aus Tirol alles Grenzland stark bezogen hatten.

Aber das Volk lag ungeduldig unter Waffen. Wärs nur mit denen von Tirol heiß gestanden, so hätte der Eidgenoß die Flammen ruhiger sinken und verglosen sehen. Doch vom Bodensee drückten die Schwaben. Die Rasse des flachen Landes wollte gegen das Bergvolk an: die Städter, deren Gewerb und Handel auf glatten Straßen liefen, die den Adel in ihre goldenen Netze eingefangen hatten und nun mit dem bodenflüchtigen Landsknechtvolke gegen die Berge sandten — gegen die Hirten, denen die hochgetürmte Heimaterde kaum Futter für ihren kargen Viehstand gab. Aber gegen einen Menschenschlag, der bei schwerem Brot und Käse, bei Milch und Hafermus hart aufgewachsen war, um dessen Riesenleiber Könige und Fürsten buhlten. Dem

Alpenbären wollten sie den Nasenring anzwingen, den Bergstier unter das Joch drängen. Der ungeschlachte, dumme Eidgenoß war dem schlauen Bürger der Niederungen jedes Hohnes wert, aber seine Kräfte und seinen Kriegsmut begehrte der Bürger. Und der Landsknecht schwor nie so ehrlich als wider den Schweizer, dessen Waffenruhm ihn vor Furcht und Verlangen zittern machte. Noch war das Bergvolk von den Knechten des flachen Landes ungekränkt geblieben.

Allein die Politik schien über den Willen des gemeinen Mannes hinwegzugehen. Die Orte riefen ihr Volk nach Hause, man hatte einen Waffenstillstand geschlossen.

Das wußten die am andern Ufer des Rheins. Tage und Nächte blökten die Schwaben über das Wasser hinüber, durch dessen Kälte und Strömung sie geschützt zu sein glaubten. Sie peitschten das Hirtenvolk mit jenem Schimpf, der es in dunkle Wut jagen konnte: Kuhgiher! Kuhgiher! — die Hauptleute hatten ihre Not mit der beschworenen Waffenruhe.

Das Jahr stand vor Fastnacht. Zu Gams trieben die Scharmeister fast jeden Mann einzeln auf. Die Banner standen eingerollt vor dem Ortsausgang. Die Straße sollte für den Nachzug der Heimkehrenden von Norden her frei werden. Allzuviel Kriegsvolk durfte sich nirgends aufstauen. Sie mußten weiter.

Schweigend und verdrossen sammelte sich der Gewalthaufen und hintendrein die Hodler mit ihren Rossen und den Weibern. Man horchte am besten nicht auf das Geblöke der Schwaben von Bendern herüber. Hie und da fiel ein halbverbissener Fluch.

Hans Ochsner, der während der tristen Zeit des Lauerns und Liegens durch sein handfestes, schweigsames Wesen an Ansehen sehr gewonnen hatte, ging im ersten Glied vor dem Banner. Er fluchte nicht wie die andern, aber knurrte ihm einer Verdruß vor, so sagte er ruhig:

»Das ist kein End nit. Also gang ich nit heim mit leeren Händen und truckenem Spieß und Schwert.«

Wurde er gefragt, so zuckte er mit der Achsel oder er winkte ab, sah aber über den Rhein hin: noch hörten sie den Hohn des Feindes, noch glimmte ein Funken in ihnen allen.

Sie mußten über den Schollberg, da der schmale Steig am Fuße des Felsens sie zu lange aufgehalten hätte. Die Besatzung von Azmoos zog ihnen voran, dann folgten die von Gams, geführt von den Schwyzern.

Kaum hatten die Schwyzer den Schollberg erstiegen, die von Uri gingen noch im Tal, wurde drüben ein wildes Brüllen und Blöken laut. Die Schwaben führten aus Balzers eine Kuh, der man Frauenkittel angezogen hatte, und luden die Eidgenossen zur Hochzeit: Kuhgiher! Zwischen zwei Lanzen trugen sie eine Leinwand gespannt, und darauf war das Laster, dessen man die Hirten zieh, mit plumpen Strichen gemalt.

Die Hauptleute und Scharmeister mahnten die Ihren beim Eide, selber vor Wut blaß.

Da fiel von der Feste Gutenberg ein Schuß. Befreiendes Nutten, als sei die Luft von dem kurzen Knall gereinigt und der Bann zerrissen. Die Augen erglühten.

Der Feind brach den Waffenstillstand. Die Schweizer waren ihres Eides entbunden.

Noch etliche Schüsse. Jauchzen, Brüllen über den Rücken des Schollbergs hin; der Fläscher Hang gab zweimal hellen Widerhall.

Die von Uri standen noch im Tal. Heini Wolleb, ihr Scharmeister, riß das Banner auf, er stürmte mit den Seinen ohne Besinnen ans Rheinufer.

Der ganze Gewalthaufen floß zurück. Denen von Uri nach!

Rufe: »Uf Ragaz! Uf Maienfeld! St. Luzisteig! Wir habend kein Gerät gen Gutenberg! Zuruck uf Maienfeld! Zuruck!«

Hans Ochsner hatte den Befehl der Hauptleute und Scharmeister gefaßt und sofort für richtig erkannt. Er sprang mit hochgehobenem Spieß den Berghang nieder, warf sich gegen die Flut, die nur mehr das Uribanner sehen wollte. Mit quergespreiztem Spieße hielt er und brüllte: »Uf Maienfeld! Ragaz!«

Es gelang den Führern. Das Volk stutzte, überlegte, einer schrie dem andern zu. Dann stürmten sie wieder den Schollberg aufwärts und mit fliegenden Bannern hinab gegen Sargans.

Heini Wolleb war mit den Seinen durch den Rhein gewatet. Die Schwaben rannten hinter die Balzerser Häuser und höher, hinter die Schanzen von Gutenberg. Heini Wolleb und die Urner fielen in Balzers ein wie ausgehungerte Wölfe. Sie wußten ihre Beine und Bäuche, an denen das Rheinwasser fror, zu wärmen. Als der Gewalthaufen Sargans durchrasselte, konnte

er die schweren Brandwolken aus den Dächern von Balzers quirlen sehen. Und die Schüsse von Gutenberg durchschlugen das Rataplan der Trommeln.

Endlich!

Von Ragaz ritten ihnen die Hauptleute ein Stück entgegen. An Halt und behäbigen Rat dachten sie nicht. Im Sturmschritt, unter fliegenden Fähnlein und blankem Trommelschlag wurde Aufklärung gegeben und die Zustimmung erteilt, daß den ausgeruhten Zürchern und Bündnern die Ehre des ersten Angriffes gelassen sein solle. Man einigte sich auf den Schlachtruf »Sant Lux!«. Konrad Kunsen und der Bündnerhauptmann sprengten nach Ragaz zurück.

Dort stand ihr Volk bereit. Konrad Kunsen rief ihnen, die bebend vor Ungeduld die Schüsse von Gutenberg zählten, Sturmrichtung und Schlachtruf zu. Sie heulten vor Lust. Konrad Kunsen sprang vom Gaul, denn er wollte, da sein Volk das eisige Wasser wagte, nicht trocken hinüber gelangen.

Sie rannten zum Rhein. Vor ihnen wehte das Schweizer Kampfgebrüll, daran sich noch kein Kriegsvolk gewöhnt hatte. Jeder Feind schauerte vor diesem furchtbaren Laut entbundener Manneskraft. Die Augen der Bündner und Zürcher waren die des rasenden Stieres. Ihrer Lungen Dunstgewölk wehte sichtbar über ihnen. Sie fühlten die Rheinwellen kaum. Bolzen und Blei der Feinde verfehlten das Ziel. Die Hände an den Armbrustzungen und Hakenläufen zitterten.

Die Ersten am Ufer schlugen Breschen in den Borstenwald der Spieße. Etliche griffen hinein und rissen

den Feind an der eigenen Waffe zu Boden. Das Zürcher Banner flatterte am Feindesufer. Dann wurde die Arbeit heiß und zäh. Die Häuser von Maienfeld und der Berghang gaben dem Feinde Deckung und Widerhalt.

Die von Azmoos begannen zu laufen. Ihr Vorsprung war bald von den Schwyzern gewonnen. Die Gamser Besatzung schwenkte noch vor Ragaz gegen den Rhein und entwickelte eine breite Sturmlinie.

Hans Ochsner schwang sich an seinem Spieß weit ins Rheinwasser; ihm taten viele nach. Hans Ochsner sah nur mehr den Feind. Er hörte nur mehr sein eigenes gewaltiges Brüllen. Als er die steile Böschung nehmen wollte, brach der Spieß. Er schleuderte zornig den Splitter weit in den Feind und zog sein Schwert zu anderthalben Händen. Am Uferrand stutzte er, übersah, sprang in das Gewühl, stieß etliche Bündner beiseite. »Sant Lux!« Der erste Hieb trennte einen Arm vom Rumpf. »Sant Lux!« Der zweite Hieb durchfuhr eine Kehle. Er brüllte noch einmal. Hinter ihm drangen die Schwyzer ein. »Sant Lux!« Hans Ochsner hatte einen Schädel vom Ohr bis an die Halsbrünne gespalten. Der sterbende Schwabe brach gegen ihn zusammen, im Falle spritzte sein warmes Blut in das Gesicht des Mähers. Hans Ochsner schwieg. Seine Augen zuckten über den Feind, er stand zufürderst. Das Schwert war lebend in seinen Händen.

Zum Spießkampf gab es nicht mehr Raum. Hellebarde, Axt, Morgenstern und Schwert blieben die Waffen.

Hans Ochsners Schwert hatte Willen, Augen, Flügel. Es riß den Mann in den dichtesten Haufen. Und biß und fällte. Kein Arm hob sich dawider, der nicht für immer sank. Kein Blick begegnete ihm, der nicht brach.

Klaus Bürgi, den Venner von Schwyz, zog das Schwert des Hans Ochsner in seine Blutspur, und der Schwyzer Haufen hielt hart zu dem Banner. Hans Ochsners Koller war rot vom Blut und seine Hände. Sein Mund war fest geschlossen, seine Nüstern stießen und sein Blick lähmte den letzten Mut des Widersachers. Bald schützten sich die Mutigsten nur mehr, wenn er sie anging.

Und es kam der Augenblick des höchsten Jauchzens, des furchtbarsten Entsetzens, der Siegern und Besiegten zugleich bewußt wird. Als bräche eines Gottes Richtwort nieder, das Waffenlärm, Todesschrei und Wutgebrüll übertönt! Sie sahen mit einem Mal alles Leben und Sterben des nächsten Augenblicks.

Es warf die Schwaben zurück. Eine ächzende, keuchende Flucht. Sie rannten aus den Häusern, die sie hätten schützen können, warfen sinnlos die Waffen hinter sich und rasten den Berghang aufwärts. Hinter ihnen die Mäher.

Kaum eine Handvoll bebender Knechte mochte sich gegen die Fläscher Alp gerettet haben.

Die Schweizer ebbten zurück. Was da verblutend den Leib auf dem Boden wälzte, mit letzten Kräften flehend die Hand erhob, wurde niedergemacht — mala guerra, keine Schonung. Stirb, Hund, verlern das Blöken auf alle Zeit.

Die Häuser von Maienfeld brannten. Frauen, Kinder, Greise kauerten, blaß und winselnd, in der kleinen Holzkirche und auf dem Friedhof. Der tote Feind und die brennenden Häuser wurden geplündert.

Die Schweizer Haufen traten zusammen. Drei Zürcher fehlten und aus Unterwalden einer. Die toten Feinde zählten sie nicht. Sie halfen einander die Wunden verbinden.

Inzwischen war der Troß nach Ragaz gelangt. Man flocht Bäume aneinander zu Flößen und hatte etliche Nachen bereit. Das Vieh wurde hinüber getrieben.

Das Schwyzer Banner flatterte in der Nähe eines brennenden Hauses, dessen Gluthauch die arbeitnassen Männer trefflich wärmte. Hans Ochsner hatte einen Mantel ausgebreitet, darauf lag ein Kupferkessel, ein Stück Leinwand, zwei Hellebarden, eine Bratpfanne, vier Spieße standen danebengepflanzt, er wollte erst noch den besten wählen. Auf einem pelzgefütterten Mantel sitzend zählte er den Inhalt einer Lederbörse und schien nicht unzufrieden, als er das Eigene dazuschoß. Er zog das Schwert aus der Scheide, fegte es im Schnee von dem braunen Gerinne blank und prüfte die Schneide. Sie war schartenlos geblieben. Er ließ den Feuerschein auf der breiten Stahlzunge spielen. Hans Ochsner konnte mit seinem Hieb und Blick zufrieden sein, die Klinge hatte Eisen und Holz gut gemieden, immer ins Fleisch gebissen.

Die Haut spannte ihm an Stirn und Wangen vom aufgetrockneten Blute. Seine Beine froren unter dem nassen Zeug und Schuhwerk. Er verlangte nach einem

Bade und meinte, daß derlei in Ragaz nicht unmöglich wäre. Allein sie hatten den St. Luzisteig vor sich und standen im Feindesland.

Hans sprang auf, warf den Pelz über sein Gut, kreuzte die vier Spieße drüber. Dann wusch er sein Gesicht mit Schnee. Er half, um nicht zu frieren, Holz herbeischleppen und einen gewaltigen Scheiterhaufen türmen. Als der Haufen hell aufloderte, kam Gritli mit dem Maultier des Uli Enz.

Sie sah den Liebsten mit leuchtenden Augen, da er rank und frei vor ihr stand.

»Bist heil?«

Er lachte nur.

»Du mußt dich bim Füer dins Gewands erledigen. Das will ich trücknen und will dich mit heißem Wasser riben.«

»Das soll ein Wort sin, Maideli!«

Sie füllte den Kupferkessel mit Wasser und stellte ihn in das Feuer.

»Gang hin zem Uli Enz und verbind ihn.«

Uli Enz saß bei einem andern Feuer der Schwyzer. Ihm brummte der Schädel. Er hatte einen Hieb über die Stirn erhalten. Nur unwillig ließ er sich pflegen, er wollte schlafen. Sonst wollte er nichts. Doch Gritli ließ sich nicht abweisen. Sie reinigte die Wunde mit Wein und verband sie.

Als die Glut des Scheiterhaufens strahlende, sengende Hitze bot, zog Hans Ochsner seine Kleider aus und die meisten Schwyzer taten wie er. Gritli rieb den starken Mann, da sie die nasse Gewandung vor der Glut

an zwei Spießen ausgespannt hatte, so lange mit heißem Wasser, bis das Gewand trocken war. Viele neideten ihm das schöne, dienstwillige Mädchen. Die meisten mußten allein fertig werden.

Rot überhaucht standen die nackten Männer. Zu Ragaz sammelten sich Weiber und Kinder am Ufer und staunten die Unbezwinglichen an, vor denen Waffe und Frost versagten. Auch an den andern Feuern taten manche den Schwyzern nach.

Inzwischen war von den Hodlern geschlachtet und gebraten worden. Gritli kochte mit den andern Weibern Mus, als Hans Ochsner in trockenen Kleidern steckte. Es fiel auch jedem Mann ein guter Trunk Wein zu. Der Feind war versehen gewesen.

Noch ehe das Licht der Feuer an der Dämmerung erstarkte, lag Hans Ochsner unter dem Zeltdach und schlief den traumlosen Schlaf des gesättigten Herzens. Gritli lag bei ihm und wärmte ihn. Auch sie war wunschlos.

Als die Zeit seiner Runde kam — es war noch weit vor Morgengrauen — schüttelte er lachend den Schlaf und die Arme des Mädchens ab.

Sie mußten Holz schleppen und häufen, die Nacht stand mondhell und sternenklar, gegen den Tag hin mochte es bitter frieren. Die Glut der Maienfelder Häuser war erloschen.

Hans streifte am Rande des Lagers. Etliche Häuser von Maienfeld waren nicht bis auf den Grund niedergebrannt. Ueber die rauchenden Trümmer tasteten unselige Weiber und Kinder hin. Sie suchten zu retten,

zogen Balken und Bretter auseinander. Wo die Gademdecke noch hing, stürzten sie das Gebälk, befreiten den Herd und versuchten ein Feuer zu wecken. Ein ersticktes Schluchzen und Greinen drang aus den verwüsteten Wohnstätten. Die Kriegsleute ließen dem Elendhaufen gewähren. Sie waren satt und gedachten des Morgens: der steinernen Letzi am St. Luzisteig, der bolzen- und bleispeienden Verhaue.

Hans Ochsner sah ein Lichtlein über einem Ort am Waldessaum hin und wieder huschen und ging darauf zu. Das helle Zünglein verschwand, da ein Zweig unter dem Tritte zerknackte, doch schimmerte es verräterisch durch ein fadenscheiniges Tuch. Hans Ochsner sprang mit blankem Schwert näher und fand ein Weib mit ihrem Knäblein über einem Toten. Das Weib ließ ihr Tuch von der Hornlaterne sinken. Es kauerte regungslos bei dem Toten und hielt das Knäblein umklammert. Hans Ochsner sah, daß die Haare sorgsam aus der durchlöcherten Stirn gestrichen waren. Der Gefallene lag verkrümmt in der Starre, sie hatte nicht vermocht, seine Glieder gerade zu biegen. Er war ein junger Mann gewesen.

Das Weib und ihr Knäblein regten sich nicht. Ihre Augen stierten den Hans Ochsner an und ihr Mund klaffte in lautlosem Entsetzen.

Er kannte auch die Leute von Maienfeld. Sie hatten kein sonderlich gutes Leben. Die von Ragaz waren besser daran, wegen Pfäfers und der Badenfahrer nach Pfäfers. An der Kleidung des Toten sah Hans Ochsner, daß er kein Schwabe gewesen sei. Der war nicht um

seines Kaisers ehrgeizigen Willen und nicht für die Ränke der Kaufleute gefallen. Er hatte sein Haus verteidigt.

Hans Ochsner sagte zu dem Weibe:

»Lösch us din Licht.«

Das Weib rührte sich nicht, auch das Knäblein gab keinen Laut.

»Du sollt din Licht verlöschen, Wib, daß nit ein anderer ...«

Aber die beiden blieben regungslos. Mußte er sie aufjagen? Sie erfrieren jämmerlich in dieser harten Nacht! Sollte er sie zurücktreiben? – Er stieß das Schwert in die Scheide, riß den Pelzmantel von der Schulter, warf ihn über die beiden und zertrat die Laterne mit dem Licht.

»Samer Bocks Schweiß, gangend ...«

Er würgte. Er hatte ihnen sagen wollen: gangend heim.

»Bi Gott ... gangend ze denen andern! Der wird üch nit entloufen do! Daß üch ...«

Er ging mit weiten Schritten. Der Frost schüttelte ihn. Er mußte seinen Koller holen, der noch beim Feuer trocknete.

Vor seinen Augen tauchte ein Bild auf, das er mit dem scharfen Blick des Widersachers zu Zürich besehen hatte. Ein nacktes Mannsgesicht mit mächtiger Hakennase, die vorn gespalten war, wie des alten Ru di Ochsner Nase. Kinn und wülstige Unterlippe vor den Oberkiefer geschoben. Weitausgeschwungene Brauen. Schlaffe Lider. Das Gesicht von Locken umrahmt, die

das Ohr deckten und über den Brauen glatt abgeschnitten waren. – Hans Ochsner umballte den Schwertgriff, daß die Knöchel der frostroten Hand verblaßten.

»Du sollt mir büßen ... am Blute und Gut der Dinen sollt du mir büßen, daß ich hab ... min guten Mantel in dieser Nacht verton!«

Es war an Heini Wolleb, den Scharmeister der Urner, ein Bote nach Balzers geschickt worden, daß er um die Terzenzeit mit den Seinen solle gegen die Letzi des St. Luzisteiges aufziehen, dann möchten die andern bereits im Kampfe stehen.

Der Troß blieb in Maienfeld, und die Verwundeten schleppten dem Gewalthaufen nach.

Mit Tagesgrauen drang eine Schar, darunter die von Schwyz, seitab gegen die Fläscher Scholle, um den Feind in der Flanke anzufallen. Hans Ochsner hielt bei Klaus Bürgi, dem Venner.

Der Gewalthaufen rückte über den vereisten Steig und durch den Wald langsam gegen die Letzi.

Die Fläscher Schar sollte des ersten Kampfgetümmels warten und dann niederbrechen. Sie hatten den steilen Hang zu nehmen und hielten, warm durchpulst, unter der Höhe, um den Feind zu erwittern. Vier Leute krochen an und fanden den Gipfel frei. Da stieg aus manch eines tapferen Mannes Herzen ein Seufzerlein der Erleichterung, denn es wäre ein bitterer Kampf gewesen. Sie nahmen die Höhe und schlichen vor, bis sie den Feind hörten.

Die Eidgenossen waren gewohnt im dichten Haufen

zu kämpfen. Hier mußten sie sich entfalten und sahen ihr Banner durch die Baumstämme kaum. Das machte manchen ungeduldig. Sie ersehnten den ersten Laut des Getümmels, die Lichtung und das Banner zu gewinnen. Sie waren zu hastig geklettert, daß sie die Ihren nicht versäumten, nun mußten sie warten.

Hans Ochsner hatte keinen Spieß genommen. Auf seiner Schulter ruhte die Schwyzeraxt. Er dachte an das Weib mit dem Knäblein und wog die schwere Waffe in der Faust. Dort unten stand keine herdwarme Hütte. Und dort in der Letzi lag der Matthias Schürtanner.

Das Lauern wurde ihnen schwer. Sie durften sich nicht regen und hörten den Feind. Manch einer begann zu überlegen, wie er den Spieß gegen Verhau und Schanze gebrauchen solle, ob er nicht besser gleich das Schwert ergriffe. Und überlegen, das sollte keiner. Was der Augenblick bot, mußte, kaum erkannt, auch schon genützt und erledigt sein. Es fror ihnen durch die Sohlen. Sie stampften leise den Schnee.

Dann — sie erstarrten mit einem Ruck wie die Bäume des Waldes! Lauschten, als müßten sie sicher werden, daß kein Teufel sie narre. Ein jeder war zum Ansprunge geduckt. Der Hauptmann hielt die Arme gespreizt, als müsse der Drang aufgestaut werden, bis er zu unbändiger Gewalt anschwölle. Und — jack! jack! in gleichen, weiten Sätzen brachen sie nieder, umscharten im Laufe ihr flatterndes Fähnlein.

Die steinerne Letzi spie durch die Aeste. Sie hörten, daß der Hauptverhau von dem Gewalthaufen wild be-

rannt wurde. Sie brandeten aufbrüllend ihre ganze Wucht gegen die seitliche Schanze.

Der Feind warf immer neue Männer in den Schanzgraben nieder. Hans Ochsners Axt vermochte lange nicht sich hindurch und an die Böschung zu beißen. Die Schwyzer drängten ihm mit dem Banner nach, sie wehrten dem Venner und dem gewaltigen Einsiedler Gottshausmann, der vor dem Banner seine Arbeit tat wie keiner, seitliche Angriffe ab. Ungewählt war er ihr Führer geworden.

Zoll auf Zoll hieb er sich vorwärts, trat die stürzenden Leiber nieder und baute einen verächzenden Trutzwall. Etliche Schwyzer brüllten nicht mehr »Sant Lux!«, sie schrien ihm zu: »Hans! Hans!«

Das Schwyzer Banner stand eine Zeitlang hart bedrängt allein auf der Schanze, da brachen auch die Unterwaldner durch. Der Feind wankte und stob zurück, doch raffte er seine Kraft noch einmal im Ring um die steinerne Letzi. Zu gleicher Zeit hatte der Gewalthaufen den Verhau des St. Luzisteiges genommen.

Einen Augenblick stand der Kampf, sie verschnauften. Der Feind sah den Schweizer Schrecken und zitterte.

Hans Ochsner brüllte: »Matthias Schürtanner!«

Ein neues Sturmgeheul der Schweizer verschlang den zweiten Ruf. Und doch war er gehört worden. Ehe sie handgemein wurden, rannte ein riesenhafter Mann, das bihändige Schwert hochausschwingend, gegen die Schwyzer an.

»Hans Ochsner, fründlicher Gesell, du mußt sterben von miner Hand!«

Hans Ochsner dagegen, indem er das Schwert zog:

»Wills Gott, Matthias Schürtanner, es soll dir widerfahrn!«

Schwyzer und Schwaben umfluteten die beiden. Der Bolzen-, Stein- und Bleiregen war versiegt, da die im Turm nicht das eigene Volk treffen wollten. Matthias Schürtanner gab dem Hans Ochsner den langverheißenen Widerpart. Die Schweizer gewannen schrittweis den Boden – das Schwyzer Banner flatterte näher der Letzi. Die beiden standen allein im Rükken des Handgemenges, umstöhnt von den Sterbenden, und taten einander Hieb um Hieb Bescheid.

Hans Ochsner führte das kürzere Schwert und trug keine Eisenhaube, doch war er unverletzt geblieben. Des Matthias Schürtanner Bart war rot vom sickernden Blut. Beide mußten bedacht sein, nicht über einen Gefallenen zu straucheln.

Da schrie Matthias Schürtanner und hielt im Hiebe ein:

»Hüt dich, Hans Ochsner!«

Der sprang zur Seite. Ein wunder Schwabe war hinter ihm aufgekommen und wollte ihn treffen. Hans Ochsner machte ihn nieder, und Matthias Schürtanner wartete getreu.

»Hab Dank, Matthias, nu wöllend wir enden!«

Sie fochten subtil, als würden sie von Meistern um lagert. Zwerchhau, Schillerhau, Durchwechsel, Ueber lauf, sie banden an, winkten und hingen. Nach allen vier Gehäuen der Kunst flitzten die breiten blanken Schwerter durch die Luft und versangen an der P

rade. Sie leuchten beide, und die Gewandung wurde ihnen höllenheiß. In beiden stieg der helle Zorn, der des eigenen Leibes nicht mehr achtet und nur den Tod des andern will.

Matthias Schürtanner schwang aus. Er setzte alles auf einen Scheitler. Hans Ochsner konnte die ungeheure Wucht kaum halten. Er knickte unter dem Hiebe ein und rettete so sein Leben. Ehe der Tiroler den Bihander aufziehen konnte, wagte der Schwyzer einen Zwerchhau. Matthias fing ihn kaum mit dem Knauf, Hans Ochsner riß nach und durchschlug dem Gegner die linke Achselhöhle, daß ihm der schlaffe Arm vom Schwerte fiel.

Matthias Schürtanner raffte den Knauf des langen Schwertes unter die heile Achsel und suchte nach Art des kurzen Spießes Hans Ochsner zu erwehren. Er fing noch etliche Hiebe, matt vom fließenden Blute. Er sah, daß er vertan hatte.

Hans Ochsner trennte ihm, nach einem schwach erwehrten Krumphau, den Kopf mit einem Streich vom Rumpf.

Für einige Herzensschläge stand der Schwyzer schwer schnaubend auf sein gutes Schwert gestützt. Die dunklen Wolken der Erschöpfung glitten durch sein Gesicht und blendeten ihn. Er fühlte ein langsames Gerinne seiner Wange entlang, und da er mit dem Handrücken darüber strich, war seine Hand rot.

Und er reckte sich auf, hörte das letzte wilde Ringen der Seinen um die Letzi. Er sah nieder auf den Gefäll-

ten und gedachte der letzten Treue, die Matthias Schürtanner ihm gewährt hatte.

Hans Ochsner schlug mit dem Schwerte ein Kreuz über ihn.

»Daß Gott dir genad, Matthias Schürtanner!«

Dann suchte er das rote Fähnlein mit dem weißen Kreuz und befreite das Herz am Siegeskampfe.

Ins Appenzeller Land, vom St. Gallischen her, rheinauf und auf vom Bodensee stürmten die Glockenstimmen von Kirche zu Kirche. Helles Gewimmer gellender Notlaut. Sie rannten die Täler und Wasserrisse bergan wie schreiende Knaben, die vor den Wölfen flüchten. Keine Siedlung hing so hoch und keine saß so tief hinter Wald und Felswand geduckt, daß nicht der aufwühlende, klagende Laut hinfand.

Die wenigsten griffen leichten Mutes zur Waffe, sie suchten Rat und Verständigung von Herdstatt zu Herdstatt. Zunächst dachten sie an Weib, Kind, Vieh — sie wollten die Ihrigen geschützt wissen. Erst wenn sie den mahnenden Ruf nicht mehr zu ertragen vermochten, liefen die Männer der entlegenen Gehöfte der nächsten Glocke zu. Tagelang stürmten die Glocken. Und wenn die Nacht Tal und Hang deckte, brannten die Feuerzeichen auf den Gipfeln; sie winkten von Berg zu Berg, flimmerten in die verborgensten Hochtäler, riefen, riefen. Kein Zaudern, kein Bleiben, für keinen. Es lag auf ihren Herzen wie eine Gotteshand, der niemand entrinnen kann. Als seien Heimatboden, Herd und Vieh verflucht und müßten Futter, Feuer und Nahrung weigern, bis

sie entsühnt wären. Als hätten die Seelen der Väter den wimmernden Glockenlaut aufgenommen und an die Betten getragen, darin ihre Nachfahren gezeugt und geboren worden waren.

Sie mußten alle zu Tal. Die Höhenfeuer brannten in ihre Herzen wie eine Blutschuld. Sie mußte mit Feindesblut gelöscht werden. Und die stürmenden Glockenstimmen mußten am Kampfgeheul erstickt sein. Es fand sonst keiner Ruh und Frieden sein Leben lang.

Sie kannten alle das Nahgefühl der Sippe und standen hilfbereit Nachbar bei Nachbar, wenn Raubzeug, Brand, Schnee und Berg ihre Armut bedrohten — unter dem wühlenden Notlaut der Sturmglocken und unter den blinkenden Notfeuern auf ihren Höhen wurden sie ein Volk. Sie fühlten, wie man ein Schicksal fühlt, daß sie mit anderen, jenseits der Höhen, wo sie keinen beim Namen kannten, Seite an Seite zu kämpfen, siegen oder zu sterben hatten. Wehe dem Feind, um dessentwillen sie Weib, Kind und Vieh in Not zurückließen, denn ihre Kraft war unentbehrlich für die Ihren!

Viele erblickten Rhein und Bodensee zum ersten Mal. Und sie sahen Dörfer und Städte, die ihren Neid erweckten.

Längs des Rheins und am südlichen Ufer des Sees verbluteten die Tiroler und Schwaben und ihre Orte brannten. Nur geringe Rache, aber dann schonungslos mit Mord an Weibern, Kindern, Greisen, glückte dem Feind. Und jede Bluttat forderte neues Blut.

Rheinab waren die Sieger vom St. Luziſteig auf

Tristen, Vaduz, Bendern niedergebrochen. Verkohlte, ausgeplünderte Häuser, die von den landein flüchtenden Weibern und Kindern verlassen waren! Leichenhaufen, die unter dem Föhn zu tauen und zu faulen begannen.

Wie Wässerlein des Frühlings, von den Hochtälern herab, zu Scharen und ansehnlichen Haufen einzeln aufgesammelt, fließen den Siegern neue Kräfte zu. Der Wallgau wird von ihnen überflutet und muß ihnen schwören.

Bei Höchst und Hard lagert das Heer des schwäbischen Bundes. Es bedroht Rheineck. Es stützt sich auf Bregenz und will im Notfall die Wassergräben und Sümpfe des Sees nützen. Auch der Landsknecht brennt darnach, sein Waffenhandwerk an dem Bergstier zu erweisen.

Die Schweizer sind auf etliche Tausend angewachsen, das Heer der Reichsstädte bleibt in der Ueberzahl. Der schwäbische Bund hat ein Dutzend Schlangen und Falken aufgeführt, die Büchsenmeister sind erprobte Leute. Unter den Reisigen steht viel Adel: Erbfeind der Grandsonsieger; ihre Rennfähnlein wollen dem plumpen Landsknecht die Siegespalme über die Schweizer entwinden.

Und am Freitag vor St. Matthiastag des Apostels um die Mittagszeit weiß das Schwabenlager, daß die Eidgenossen ob St. Johann Höchst stehen. Die Ulmer Landsknechte fordern lärmend gegen den Feind geführt zu werden. Die Führer wollen aber den Schweizer näher zügeln, daß die guten Schlangen und Falken hinter den Schanzen hervor eine Wirkung tun. Sie

pflanzen ihre Fähnlein etliche hundert Schritt vors Lager.

Die Schwaben sehen, daß der Feind zu beiden Seiten der Straße seine dichten Haufen im Eberrüssel formiert. Die Lanzen voran, Hellebard, Axt, Morgenstern und andre Kurzwehr im Innern des Haufens, das Banner umdrängend. Der Ulmer Stückmeister löst den Hurlebaus. Ihm folgt der Augsburger Lux, der Aff von Memmingen, die Siegerin und die Schlang brummen nach. Der fromme Landsknecht liegt auf den Knien, betet und richtet sich auf. Er hat vor Gott all seine Kraft gegen die Kuhgiher gelobt. Der Eidgenoß stürmt, ehe noch die Schlang gedonnert hat.

Da wird ob St. Johann Höchst ein zweites Treffen der Schweizer klar und das erste hebt sein Schlachtgeheul an.

Der Landsknecht hat vor Gott all seine Kraft gelobt, er sieht das zweite Treffen, hört das furchtbare Brüllen zum ersten Mal und weiß mit einem Schlag, todsicher, daß der Schweizer ihn niederwürgt, ihn und alle, keinen schont. Blut und Kraft weicht ihm aus den Gliedern. Er beißt die Zähne aufeinander, knurrt einen Fluch, will sich am Nebenmann auferbauen, ein hastiger Seitenblick: er sieht des Bruders Hand am Spieße kraftlos geballt, der Schaft bebt und das Gesicht des Bruders ist weiß und verzerrt, die Lippen zittern.

Der Teufel jagt ihnen einen Hagelschauer um den andern durch den Leib, die Knie erweichen — einer wankt zurück, die ganze Reihe bricht, drängt in den eigenen Haufen, die Fähnlein schwanken wie flaue Segel

am schaukelnden Mast. Kaum ist der fünfte Schuß verrollt, rast der blasse Schreck gegen das Lager zurück, über das Lager hinaus, weiter, weiter, auf Bregenz zu. Ein Wille nur: hinter Turm und Mauern!

Über sie hin weht das jauchzende Geheul der Schweizer.

Die Straße faßt die Flucht nicht. Das blinde Entsetzen sieht den Weg nicht. Sie rennen über das dünnvereiste Sumpfgras, brechen ein, das Moor schluckt sie. Mit hochgehobenen Händen, die Augen an die Türme von Bregenz geheftet, stolpern sie in die Wassergräben, füllen die Gräben, ersticken — die anderen, darüber hinweg, stampfen sie tiefer in den schlammigen Grund.

Notdürftig sind zwei Rennfähnlein vor Bregenz am Riedener Hügel gesammelt. Die stoßen gegen den Feind. Die Schweizer müssen stehen und ihre Lanzen fällen. Pferd und Reiter stürzt. Was nicht rechtzeitig zur Flucht schwenkt, endet unter Schweizeraxt und Morgenstern, die Panzerplatten und Visier zerbrechen. Aber sie haben den Bergstier gezwungen das Gehörn zu senken. Und so gelingt dem Heer der Reichsstädte zu einem guten Teil die Flucht. Auch sinkt die Sonne. Die Hauptleute der Schwaben loben Gott für den kurzen Wintertag. Wäre der Eidgenoß um zwei Stunden früher ob St. Johann Höchst erstanden, sie lebten alle nicht mehr.

Der schwäbische Ritter Wildhans Speet hatte seinen Hengst verloren und sich mit knapper Todesnot durch die Schweizer geschlagen. Einer der Letzten kam

er hinter die Mauern. Er war Teufel genannt, des ungemeinen Zornmutes wegen, und trug seinem Namen zu Ehr, dem Gegner zu Schreck, auf dem Hut ein goldenes Teufelsbild. Als schon Kien und Unschlitt brannten, trat er in dem Adelsquartier, wo man ihn verloren gegeben hatte, unter die Herren. Sie umdrängten ihn, brachten ihm ihre Kannen. Er schob alle schweigend beiseite und setzte sich vor den Kamin aufs Estrich. Zog die Knie an die Brust, umfing die Knie mit den Armen und starrte in die glühenden Scheite. Seinem Hengste trauerte er nach und gab auf keine Frage Bescheid. Man ließ ihn. Sie ehrten den Kerl, indem sie eine Zeitlang schwiegen oder nur leise sprachen.

Allmählich hoben sich aber ihre Stimmen wieder. Sie fluchten und schworen den überstandenen Schrecken ab, wurden an Feldfragen heiß, und endlich brach die verhaltene Wut im unflätigsten Schimpf- und Speigerede über die Eidgenossen durch.

Dem Ritter Wildhans Speet war etliche Mal ein Knurren entfahren, aber sie achteten seiner nicht mehr, da sie ihr Lebensflämmlein wieder flackern fühlten.

Mit einem Sprung stand er mitten unter ihnen und stieß einen Schemel, auf dem volle Krüge standen, um, daß es krachte und klirrte.

»Still, Frauenzimmerhengst übereinander,« brüllte er in sie hinein. »Lasset die Schweizer ohnbespien! Die seind handfeste Leut und anderst dann Maulritter und Eisenfresser beim Becherlein und vor der spießgebratenen Sau! Und so es sich schicket, ich möcht zu ihnen stahn und meine Haut nicht für die Großhanse

wagen, so in den Städten auf den Betten liegend und kein Schweizer nit ansehen, ohn Furcht und Zittern kaum ein Kuhhorn erblicken. – Ei, wären die Weiber des römschen Königs hie ze Bregenz und das ganze Frauenzimmer allhie, vielleicht daß etwan einer der Herren, einem Weiberkittel zulieb, sich herfürtun und einen scharfen Speer an einem alten Eisenhut zertrennen möcht!«

Sie standen unter dem Groll seiner Rede, als hörten sie einen Widerhall des schweizerischen Kampfgeheuls. Kaum einer wagte leichten Spott von erblaßten Lippen. Ritter Wildhans Speet vernagelte jedem mit seinem blanken Blick die Kehle. Sie duckten. Wärs nicht der „Teufel" gewesen, sie hätten ihn kleingehauen.

Einer ermannte sich schließlich:

»Teufel, so redt der Hochverrat!«

»Ulrich Rätzel! So du's ohnwissend bist: ich bin ein freier Ritter! Vor diesen Zug han ich denen Städten geschworn. Keiner wird sein Eid halten wie ich. Nach diesem Zug pfeif ich mein eigen Lied!«

»Das soll dir dein Teufel gesegnen,« widerbellte der andre.

Aber Lust am Maulwerk war ihnen allen vergangen.

Und waren die Eidgenossen auch bei zehntausend stark, ein jeder tat seinen guten Zug im Lager der Reichsstädte. Der Feind war fast ohne Schwertstreich geschlagen, zu vielen Hunderten war er im Sumpf und in den Gräben erstickt. Der schweizer Gewalthaufen löste sich in wilde Horden auf, und eine jede führte ihren

Troß, der stets zu neuem Schatzen und Brennen reizte. Das Land lag ihnen hilflos preis.

Die notgegerbten Hirten der Hochtäler schwammen im Überfluß, ihre Gier wuchs ins Unersättliche. An ihre einsamen Gehöfte und hangenden Almen wagte kein Schwabe jemals zu denken. Sie hatten das Ihre gelassen, um den Orten am Rhein und Bodensee beizustehen, die üppig saßen wie die Maden im Käse. Die Orte sollten nun von dem reichlichen Leben ihnen zinsen, die sonst kaum das Leben fristen konnten.

Im Plündern fand sich Nachbar und Gemeinde wieder. Sie führten gemeinsame Wagen und hielten den Raub zusammen. Die Völker der Eidgenossen waren zerklüftet, die Kette der gemeinsamen Not gesprungen.

Sie achteten nicht, ob ihre Raubgier diesseits oder jenseits des Rheines weidete, ob Landschaft, Ort und Haus geschworen hatte oder nicht. Sie liefen allen durch die Häuser oder drohten es an, wenn irgendwo nicht reichlich Schatzung gestellt wurde. Und die vom Adel mußten wohl versehen sein, wenn sie auch gut Freund, Bundesbruder und Bürger der Eidgenossenschaft waren. Sie galten alle mit dem Schwabenadel versippt.

Es brach der zornige Neid des gemeinen Mannes gegen Stand und zinsenden Besitz durch.

Man entließ die Überzahl, und sie gehorchte, um ihre Beute zu bergen. Eine geringe Notbesatzung hielten die Landstände zurück.

Und am Rhein und Bodensee mangelte Salz, Eisen und Korn. Das Grenzland sah dem Hunger entgegen.

Durch das Wiler Amt ober St. Gallen, rheinauf und über Rohrschach trieben die Horden das Beutevieh, jedes Stück schwer beladen. Sie schoben die schwankenden Wagen hinten an, auf denen Kästen, Truhen, Betten, Tröge, Kessel, Pfannen, ein jeglicher Hausrat aus Holz und Metall hochgetürmt polterte. Und auf den Schultern schleppten sie Tücher und Säcke, die zum Platzen vollgestopft waren.

In den Blicken lag die lauernde Sattheit des Spielers, der gewonnen hat, und ihr Mund war roh verbreitert. Sie hatten in wenigen Tagen gelernt die Feigheit des Feindes zur eigenen Tugend zu schlagen und hinter dem leidlichen Wohlstande der Niederung eine herausfordernde Schuld zu sehen. Sie waren kraft des Armes und der Zahl für kurze Zeit Herren und nützten ihr Herrenrecht.

Ihr Haus wird voll von gutem Gerät sein, und keinem Stück wird man anriechen, ob es unter eidgenössischem Dache gestanden war oder unter schwäbischem. Ein jeder führte Getreide, Salz und Fleisch für ein Jahr mit, Tuch und Gewand für lange Zeit. Auch sie sollten einmal hoch leben und mühelos satt werden.

Auf den Ballen, die sie und das Beutevieh schleppten, auf den knarrenden, schaukelnden Wagen führten sie noch eine Last mit, die wenig wog, solange sie beieinander zogen. Gebundene Bauern und Weiber, die mit den Kindern in einem Winkel hockten, während die Plünderer den Hausrat zusammenwarfen und fortschleppten, hatten die Last auf das Raubgut gehäuft. Manch einer, der dem Blick des wehrlosen Mannes

begegnet war, hatte sein Schwert gezogen und um des Blickes willen den stummen Flucher niedergemacht.

Sie waren frei vom Gewissen, und das Recht des Arms und der Zahl war ihr gutes Recht, da die Sturmglocke geheult, da das Notfeuer gebrannt hatte. Aber das fremde Gut blieb fremd unter dem ererbten und hart erarbeiteten Hausrat, die fremden Stoffe waren eher verschnitten und zerschlissen, das fremde Korn und Beutevieh schneller aufgezehrt, und das Beutesalz war bald verdorben. Der Hunger blieb, der Hunger nach dem lockendleichten Gewinn durch das Schwert.

Sie brauchten Jahre, ehe sie diesen Hunger verwanden. Die unbesiegliche Herrlichkeit der Schweizerwaffen war in Italien an den Landsknechten verdorben. Der Adel und die Bauern im Rheintal und am Bodensee hatten ihre Häuser längst wieder aufgerichtet und gerüstet. Aber erst mit den ermannenden Kindern verlor jene Last der stummen Flüche, die am letzten Reste der Schwabenbeute hing, das Gierzeugende, das Herzvergiftende.

Im ergrünenden Lenz mußten die Eidgenossen von dem festen Gutenberg abstehen, sie hatten den Feind nicht aus Schanze und Ringmauer zu kitzeln vermocht. Aber sie wußten, daß er, weniger hart gehegt, doch stark und gut, bei der Frastenzer Letzi nistete. Dort sollte er ihnen den Aerger von Gutenberg bezahlen.

Und dort sang Heini Wolleb sein letztes Heldenlied.

Das Lager der Schwaben und Tiroler mußte umgangen sein. Der Berg im Rücken heißt Lanzengast.

Auf ihm stand, bei zweitausend, der »stählerne Hauf« — tiroler Erzknappen. Und der tiroler Erzknappe war zur Stunde der einzig ebenbürtige Mann gegen den Eidgenossen.

Sie kamen von den Schwazer Silbergruben. Sehnige, hochgebaute Inntaler, gebleicht vom dämpfigen Bergwetter. Sie wußten, da sie sich in den Schutz des bergheiligen Propheten Daniel begaben, daß ihrer acht von zehn kein weißhaariges Alter erreichen würden. Darum auch setzten sie ihren hellen Tag auf nichts. Der gute Lohn rann durch ihre Finger. Am andern Tag konnten sie im Schwefel ersticken, übers Jahr war ihnen mit Fiebern und Husten der Tod angeflogen. Bis dahin wollten sie unbekümmert leben. Sie kannten ihre kurze Frist. Sie waren bitter, unerschrocken. Wenn sie zu den Waffen griffen, gefürchtet und gemieden.

Die Schweizer wußten sie zu schätzen, und Heini Wolleb wählte sich einen Haufen von gleicher Stärke aus den zähesten Leuten der Hochtäler. — Der Berg war kahl, wo sie ihn berannten. Sie wurden von Bolzen und Kugel übel empfangen. Die Spieße des stählernen Haufen zitterten nicht. Die Eidgenossen stutzten.

Da griff Heini Wolleb seine mächtige Hellebarde überzwerch mit beiden Fäusten, sprang allen voran, raffte an fünfzehn Lanzen, die ihm entgegensträubten, an seinem Holze auf, stemmte sie und sank, beide Arme an der Waffe, die Last über dem Haupte erhoben, von einem Dutzend Lanzen durchstoßen.

Heini Wolleb, der zweite Winkelried und nicht der schlechtere, machte auf dem Berge Lanzengaßt den Sei-

nen eine Gasse. Und er wurde sterbend mitgerissen von der einbrechenden Wut der Seinen.

Du blasser Erzknappe von Schwaz, Heini Wolleb hat sein letztes Heldenlied gesungen, und das hat die Kraft des rasenden, verwundeten Bären in seine Leute gegossen!

Keiner von Schwaz hat den Talkessel der Ill erreicht. Nur das Aechzen des stählernen Haufens wehte nieder, der Flügelschlag des Todesengels.

Sie wurden von beiden Seiten gefaßt und zerrieben, die im Lager an der schäumenden Ill. Der geringe Haufe, der vom Berge niederrannte, schlug mehr als der Gewalthaufe. Das letzte Heldenlied des Heini Wolleb stand über ihm. Die Ill war voll Leichen.

Nach Heerzugrecht warteten die Eidgenossen an der Frastenzer Letzi und boten dem Feinde die Rache an. Doch nur klägliche Frauen und Kinder kamen, geführt von ihrem Pfaffen; sie baten demütig um Gnade.

Etliche kurze Blutzüge waren den Schwaben und Tirolern vergönnt, ein jeder fand furchtbare Sühne. Bei Bruderholz, unter den Hügeln bei Schwadenloo, an der Laatscher Brücke über der Etsch zwangen die Eidgenossen, was widerstand, in den Tod.

Die Grenzlande waren verwüstet und entmannt. Der Hunger fraß, was nicht verblutet war. Und er vertilgte das künftige Geschlecht.

Herdenweis wurden die Kinder, deren Väter und Mütter umgekommen waren, von alten Leuten auf die Grasweide getrieben. Sie füllten ihre Mägen mit der

unerhörten Kost und starben nach einer Zeit an Ruhr.

Im Sommer kam der Kaiser aus den Niederlanden, er gewann dem siechen Mut der Schwaben neues Leben ab und sammelte bei Konstanz.

Unter dem Grafen Heinrich von Fürstenberg rückten die Kaiserlichen in die Baseler Rheinebene. Sie lagerten vor den Höhen bei Dornegg, ein ansehnliches Heer und der letzte Aufwand des ermüdeten Reichs. Sie verließen sich auf ihre Zahl. Ein andres Heer von Krämern, Sudlern, Weibern, Troßbuben, Schenken hing ihnen an.

„Do schlugen d' Schwoben ein Kuchi uf,
Die Häfen tätens schumen,
Und ob es ward umb Vesperzit,
Tät man die Kuchi rumen."

Um Vesperzeit des St. Magdalenentages. Die Eidgenossen überrannten das schmausende Lager und traten mit seinen Feuern das letzte Brandflackern des Schwabenkrieges aus. Die Städte und der Kaiser hatten vertan. Auf beiden Seiten war man des Krieges übersatt.

Das Reich wagte nicht mehr den gemeinen Pfennig zu fordern, die Eidgenossen waren des römischen Rechts und Kammergerichts auf alle Zeit ledig. Maximilian schlug alle hängenden Prozesse nieder.

Eine trächtige Welle war aus der Niederung in das Bergland aufgeflutet und hatte es begütert. Und vom Westen her trieb das Wetter einer ehrgeizigen Italienpolitik ein köstliches Gewölk über die Schweiz, es schüttete Gold über den kargen Boden. In die Taschen der Patrizier flossen die Pensionen. Die Orte bewilligten

dem Franzosenkönig den klingenden Werbetisch, die rasselnde Werbetrommel.

Hans Ochsner lag am St. Magdalenentag bei der Besatzung in Tägerwilen vor Konstanz. Ihm war das Schwyzer Banner gegeben, als Klaus Bürgi an der Letzi zu Frastenz sein letztes Seufzerlein getan hatte. Am andern Abend nach der Schlacht bei Dornegg wußten sie von dem Siege.

Hans Ochsner saß im Bannerzelt und hielt nach Lagerzucht den Stock umschlungen, der durch das Zelttuch ins Freie stieß und an der Spitze, dem Volke sichtbar, das Banner trug. Auf dem Tische vor ihm stand ein Krüglein Wein. Er hatte einen feinziselierten Birnhelm auf, aus dessen Schmuckhülse an Stelle der adeligen Pfauenfedern drei mächtige Straußenwedel hingen. Sie fielen auf einen Küraß herab, der war mit Silber reich beschlagen.

Hans Ochsner saß allein, hielt Fahnenwacht, während die anderen Schwyzer den Sieg feierten. Er konnte durch das offene Gezelt auf die Türme von Konstanz sehen, über Rhein und das dunstende Ried, bis in den Untersee.

Sie wußten alle: das Spiel war aus.

Die letzten Worte des Rudi Ochsner fielen ihm ein: »Wir wöllend all diner gewärtig sin.«

Er lachte. Sein Zelt stand neben dem Bannerzelt. Bei St. Johann Höchst hatte ers erbeutet. Es war ein Herrenzelt gewesen, und die schwäbischen Herren lagen nicht hart zu Felde. An seinem Gürtel prallte eine Leder-

katze, sie war mit Seide und Perlen kostbar ausgenäht und gefranst.

Er nahm einen Schluck aus dem Silberkännlein und dachte an die staubige Kammer im Ochsnerhause, aus der er mit dem Gritli ... dort stand das Bett wohl noch unberührt alle Tage her. Wie lang? Sein Leben an der Teufelsbruck war nicht so lang gewesen als diese entbundene Zeit, in der es ein einziges Mal Lenz und Sommer wurde. Seit jener Nacht der Freiheit!

»Du sollt mich nümen zwingen, Alter, unser Zit ist um.«

Seine Stirn wurde finster.

»Und als och du nit? So du och willt...«

Seit das Mädchen wußte, daß es gesegneten Leibes sei, lag sie ihm mit fragenden Blicken an. Er kannte die Art von der Mutter her und auch von anderen Weibern. Keine Frage, nichts merken, das blieb noch das Beste vor den Kitteln.

Allein das Gritli war nicht mehr sein wie in den ersten Zeiten. Er wußte, daß er nie wieder ein treueres Herz erkennen werde, denn sie lebte nicht einmal sich selber mehr, seit das Kind unter ihrem Herzen rege war.

Sie konnte ihn nicht halten, das wußte er. Ob sie ihn halten wolle, das mochte er wissen. Ihre furchtlose Liebe bewegte ihn tiefer als je eines Weibes Liebe.

Der Oberlin Sweiger kam, als die Sterne erwacht waren, ihn abzulösen.

Er suchte die Gritli im Zelte und fand sie in jenen schlichten Magdkleidern, darin sie mit ihm ausgezogen war, Ihr Bündel lag auf dem Bette, so leicht wie das

Bündel, das sie dem Maultier des Uli Enz ab der Reuten in Willerzell an die Taschen gebunden hatte.

Er war längst gewohnt, sie in gutem Tuch zu sehen, der Bauernzwilch mahnte ihn an ihre ersten Zeiten.

»Du hast ein besser Gewand!«

Sie löste ihm die Rückenschnallen seines Kürasses und schwieg. Er riß am Riemen seines Helmes und warf ihn aufs Bett.

»Was vor ein Büscheli liegt uf minem Bette? Wer willt mich mit sollichen Venanzen narren?«

Er kannte das Bündlein gut, seine Stimme klang heiser.

Gritli sagte so ruhig sie nur konnte:

»Min Zit fällt mit dem ersten Schnee. Nu habend wir Summermitten. Du gangest nit heim. Ich will min Zit unter eim Dach erwarten.«

Aber ihre Hand tastete doch nach dem Herzen.

Hans Ochsner wußte nun, sie wolle ihn nicht halten, aber er fühlte noch mehr, daß er sie nicht halten könne, und das erregte seinen wilden Mut.

»Du hast mir dasselbig Mal gesagt: Ich gang mit dir.«

»Ich sag dir zur Stund: Ich will unter ein gutes Dach, und das Kind soll nit im Zelte frieren.«

»Dahin ist ein gut Wil.«

»Das ist nümen. Die von Schwyz drängend all ze Berg. Wenig wöllend wie du. Das Läger währet kein Wochen meh. Sie kommen heim, noch zem Heuen recht. Ich gang nit unter denen fremden Hodlern mit

dem Kind. Sie gehrend an allen Orten Händ. Und ist min Zit ankommen, gang ich och heim.«

»Ins Ochsnerhüsli?«

»Ich gang uf Pfäffikon.«

»Dort werdind sie diner frûdig warten!«

Hans Ochsner warf sich aufs Bett. Gritli sah finster zu ihm nieder. Sie brachte schwer hervor:

»So solltu nit reden, Hans Ochsner!«

Er schnellte auf.

»Du willt mich nit halten, und ich dich als och nit. Warumb bist du mit mir in diesen Krieg? Warumb bist du nit dort unter dem guten Dach blieben?«

»Ich han mit dir müssen.«

»Und dannocht, du gangest licht, als gangest du allein!«

»Allein ...? Das ist min Weg: Allein, da kunnt ich dich nit lassen, da wöllet ich mich hangen dir an und müsset es mit den Zähnen sin. Ich kunnt nümen allein sin, sit ich mit dir bin gsin. Ich laß dich, min Gesell, wil ich bin nit allein.«

Dem Hans Ochsner schwoll das Herz. Er mußte seinen Zorn aus allen Winkeln locken wie einen Hund, der sich vor der Peitsche verkrochen hat.

»Do führtest du ein getrûes Gut mit us dem Krieg, das folgt dir uf dinen Fersen lebenlang.«

»Hans Ochsner, was willtu noch von mir?«

Sie rang mit den Tränen, er setzte sich auf den Bettrand und knurrte:

»Nützit nit. Gang, such din Dach vor din Kind!«

»Ich bin mit dir von der Tûfelsbruck in derselben

Nacht... ich war von dir erfüllet ganz und ist keines Lebens Hoch in mir gesin dann diner. Laß mich in Frieden gan, umb mines Kindes willen! Dann ich weiß alleinig nur: Du hast müssend der Vater sin und kein anderer nit. Du sollt mir ein guts Wort geben. Sieh an, min Lib ist schwer und es stößest mich und pocht und willt sin Leben. Das ist min und din. Des will ich trülich hüten.«

Hans Ochsner sah zu ihr auf mit Augen, die groß und weit waren wie die Augen eines Kindes. Ihm war wie damals in der Nacht, da sie sich ihm gab, als sähe er ein Weib zum ersten Mal. Sie stand vor ihm. Er umfing ihren Leib mit sanften Armen.

»Gritli, ich kann nit us mir selbsten herus. Es staht ober mir.«

Sie strich ihm das Haar zurück.

»Ich will die Nacht uf Wäldi. Dort ist ein Wittib us diesem Krieg mit vier Kindern. Sie hat uns Käs bracht ins Läger.«

Hans Ochsner schlang den Arm um ihre Schulter und drückte sie an sich, daß sie die Augen schloß, um noch einmal den starken Mann zu erfühlen.

»Gritli, du bist kom achtzehen Jahr, du bist so jung und weißt din Weg. Und ich, du sollt mir globen, ich weiß min Weg nit. Es ist ein Trieb in mir.«

Da schluchzte sie heftig auf und drängte sich an seine Brust.

»Ich will din Bübli sagen, Hans... so der Föhn brüllt im Glenz, will ich ihm sagen: din Vater ist als der Föhn! Und so die Wulken brechend im Summer,

daß all Wasser rennen und schwallend uf, will ich ihm sagen: din Vater ist als das stürzend Wasser! Und so der Berg bricht, will ich ihm sagen: din Vater ist als der Erd Bidem!«

Hans Ochsner stand mit gespreizten Beinen, preßte das Weib an sich, sein Kopf war hoch aufgereckt und lauschend mit Augen, Ohren und offenem Mund. Sie schluchzte wild und küßte seine Brust. Dann warf sie auch den Kopf zurück. Sie sah seine stolze Freude und rief ihn jubelnd bei seinem Namen.

Er faßte sie, trug sie auf seinen Armen hinaus vors Zelt. Er streckte die Arme auf und hob sie hoch.

»Herr Gott, siehe min Wib und min Kind!«

Dann trug er sie zurück und setzte sie behutsam nieder. Oeffnete seine Katze und entnahm ihr das beste Geschmeid, das steckte er in ihr Bündlein. Und er legte das Bündlein in ihren Schoß.

Sie stand auf.

»Ich kann us dem Läger nit, sunst wöllet ich dich geleiten.«

»Du wirst allzit bi mir sin,« hauchte sie, »dann ich gang nit allein.«

Er führte sie durch die Zeltgasse, sie hielten ihre Hände fest ineinander. Am Ende der Zeltgasse löste er seine Hand mit einem kurzen Ruck und war im nächsten Augenblick entschwunden. Sie blieb nicht stehen. Sie kannte den Weg und sah sich nicht um.

Hans Ochsner ging in sein Zelt zurück. Er war dankbar, froh und geheiligt von seiner großen Stunde.

Die Krone

An der Sihl war der Frühling voll erblüht. Doch Wilhelm Bombasts Auge hatte die Lust an den hellen Farben verloren, sein Ohr hörte die lockenden Stimmen nicht. Mit ihm schlich die Nacht, deren Schatten in die Seele seiner Els sanken. Da gesellte sich Theophrast zu ihm.

Der Knabe schwieg über das verstörte Wesen der Mutter, aber er beachtete alles. So konnte Wilhelm Bombast, wenn er gebrochenen Mutes, an sein Geschick verloren, das Haus verließ, eine kleine Hand in seiner schlaffen Rechten fühlen. Er lebte auf an der kleinen Hand und sah, für eine Herzensrast beglückt, das Söhnlein kinderernst und schweigsam ein Wegstück nebenher gehen, Theophrasts Stimme wurde erst laut, wenn ihm der Vater irgendein Heilkraut zeigte und es pflücken hieß.

Eines Morgens, sie waren noch nicht an den Waldessaum gelangt, blieb der Arzt, ergriffen von der Gefühlsreife des Kindes, stehen und sah in die ruhigen Späheraugen.

»Du min Bübli, du Bombast, was vor Meilenschritt, damit du in die Menschheit willt! Kannst du schon still sein und schweigen vor einem bekümmerten Herzen?«

Theophrast hielt dem leidvollen Blicke des Vaters stand, ohne zu weinen. Er fühlte nur, daß er mit ganzer Seele umfangen werde und daß er auch dem großen,

ernsten Manne eine Zuflucht war wie damals seiner Mutter.

Er sagte ganz leise:

»Laß gut sin, Vater; bald, so bin ich groß.«

Herr Wilhelm nahm die kleinen Hände.

»Es möcht nit lang währen, mein Sohn Theophrast. Kumm, ich will dir zu deinen Waffen verhelfen. Dann du bist nit als das Volk hie, sundern du bist anders.«

Er führte Theophrast zurück in die Kammer neben dem Schlafgemach, worin er sein gelehrtes Rüstzeug verstaut hatte. Das Kind folgte erwartungsvoll jeder seiner Bewegungen. Da der Vater von Waffen gesprochen hatte, meinte es, daß hinter jedem Bücherhaufen ein Schwert verborgen liegen müsse.

Allein der Vater griff nur einen Bogen Papier aus dem Staube, zog einen Schemel unter sich und winkte dem Knaben.

»Sieh, Theophrast, was halt ich auf mein Knie gebreit?«

»Nur ein Fetzen Papier,« klang es enttäuscht zurück.

»Nur. Hör mich, Kind! Draußen da flatternd die Summervögeli von Blum zu Blum. Die habend vier Fittich und seind bunt bemalet, gel, rot, gedüpfet unde gestrichen. Mit dem Hütli kunntest du sie fangen, so sie allzulang am Honigseim der Blum gelecket. Also ist auch des Menschen Wort ein Summervögeli, flattert von Ohr zu Ohr. Ich ruf dich, du hörst mich. Theophrast! Da wuschet dein Kopf auf, du kummst zu mir. Das macht: der Nam, so dir ist geben vor dein Leben

und ist aus meinem Munde entschlüpfet als ein Summervögeli vor dem Winde, ist in dein Ohr geflatteret, und du hast ihn vernommen.«

Das verstand Theophrast.

»Und merk: wie solltest du das Wort, so ich dir sag, einfangen? Kunntest du's als auch unter dem Hütli fangen und fürsichtig mit zween Fingerspitzen ergreifen?«

»So du Frästeli rufest?«

»Ja.«

»Das vermöcht ich nit ze fangen, dann ich kunnt nit sehn, wohin es von dinem Munde ist geflogen.«

»Dannocht, du kannst. Mit zween gespitzeten Fingern deiner Hand und dem krumben dritten! So eine Feder ruht zwischen den Fingerspitzen und auf dem krumben, und so an der Feder hanget der Tintentropf. Du aber mußt sie führen nach der Art, als die Zeichen geordnet seind, hin über das leere Papier.«

Er stand auf, tauchte die Feder ins Tintenhorn, wies dem Knaben seine Schreibfinger und malte in großen Buchstaben das Wort »Theophrast« mitten aufs Papier.

»Sieh, Theophrast hab ich gesagt, Theophrast im Herzen gedacht und die Feder geführt. Da hab ich das Wort eingefangen, das war von meinem Mund zu deinem Ohr geflattert. Es staht hie vor alle Zeit: Theophrast. Und so du lesen kunntest, so brauchet ichs dir nit zu sagen. Mit deinen Augen möchtest du es vernehmen.«

»Als will och ich so,« sagte Theophrast voll Eifer. »Gib mir die Feder und ein Papier!«

Bombast wendete das Blatt. Theophrast ergriff die Feder auf gute Art.

»Was willtu schreiben?«

Der Knabe dachte nach, dann meinte er:

»Groß ist der Frästeli mit der Feder, und alls ist gut.«

Er stemmte sich gegen den Stuhl und wollte einen krausen Zug über das ganze Blatt tun. Die Feder seufzte, spreißelte, spritzte, hing und es ging ihr nach wenigen Haken Saft und Kraft aus. Theophrast starrte tiefbestürzt auf sein Werk und auf die Feder, deren Spitze dem vertretenen Huf einer alten Geiß glich.

Der Vater schwieg. Das Kind sah von seinen geschwärzten Fingern, die fest ihre Feder hielten, in die ernsten Augen des Vaters.

»Sie will nit.«

»Du kannst nit.«

»Ich habs gesagt unde doran im Herzen gedacht. Sie aber folget mir nit.«

Er war dem bittersten Weinen nahe.

Wilhelm Bombast ließ ihn eine Weile kämpfen, dann nahm er ihm die Feder aus der Hand und wollte ihn hinausführen. Theophrast aber stemmte sich dagegen und rief mit letzter Kraft:

»Ich gang nit! Sie muß! Gib mir ein ander Feder!«

»Meinest, Frästeli?«

»Gib mir ein ander Feder!«

Das Kind hielt mutvoll an sich. Da riß Herr Wilhelm einen neuen Kiel aus dem Bündel und nahm ein Messer. Langsam schnitt er vor den brennenden Augen

des Knaben eine neue Feder zu. Er tauchte sie ein und schrieb auf das Papier, indem er laut sprach:

»Groß ist der Theophrast mit der Feder.«

»Gib!«

Doch dem Theophrast gelang die Kunst nicht besser als das erste Mal. Es quollen die Tränen, er schluchzte wild auf, zerbrach die Feder und warf sie fort.

»Du ... du hast ihr ... nit gehißen ... sie sollet mir folgen!«

Er vergaß in seinem Zorn, daß er zu dem Vater schrie. Wilhelm Bombast faßte ihn, schüttelte ihn. Er sagte ernst:

»Ich hab geschrieben mit der ohnschuldigen Feder, so du ganz zerknicket hast. Wer hat der Feder geheißen, daß sie meiner Hand folget? Bi Gott, klein ist der Theophrast mit der Feder! Und klein ist als auch sein Vater gewest, da er zum ersten Mal die Feder führet. Doch hat der Vater des Theophrast sömlichs Mal nit geschrien und nit den ohnschuldigen Ganskiel zerbrochen, sundern es hat den Lehrer in Züchten gebeten: Lehr mich das Schreiben!«

Theophrast war tief verstummt. Er hatte Prügel erwartet, aber die Stimme des Vaters war nur sanfter geworden, und seine Augen milder. Er hauchte:

»Ja, Vater.«

»Nu kumm, ich will dir was weisen. Dann soll begonnen sein.«

Er gab dem Vater die Hand und folgte willig auf den Laubengang.

»Kannst du den Etzelnberg sehn?«

Theophrast konnte; seine Augen reichten gerade über die Brüstung.

»Dort droben ist die Klusen, das Kirchli. Dort bist schon gewest. Willtu jetzt hin uf die Klusen, dort wachsend viel gute Kräuter, die kunnten wir lesen und trücknen.«

Der Kleine nickte.

»Du willt also. Nu machs wie vordem mit dem Schreiben. Sag laut: Ich will uf der Klusen sin!«

Verwunderte Blicke.

»Machs, Frästeli!«

Und das Frästeli sagte gehorsam und zögernd: »Ich will uf der Klusen sin.«

»Bist du nun uf der Klusen?«

»Das bin ich nit,« kam es schnell zurück.

»Warum nit? Du hast doch im Herzen gewollt und laut gesprochen?«

»Ich bin nit gangen. Ich müssend ehender gahn.«

»So ist gut geredt und weise. Du mußt erst deine Füß satzen Schritt vor Schritt. Und ist ein langer Weg bis uf die Klusen vor so kleine Bein. — Kumm, jetzt wöllend wir schreiben.«

Theophrast folgte kleinlaut und sehr bedacht. Indes sein Vater eine neue Feder schnitt, schob er die beiden alten mit seiner Fußspitze unter eine Retorte. Herr Wilhelm nahm ein neues Blatt, um das Gewissen des kleinen Mannes nicht zu sehr zu überladen. Und er sagte ernst, während ihm aus zwei erwachten Augen heilige Bewunderung entgegenstrahlte:

»Schritt vor Schritt, mein heißes, junges Herz. Wir

wollends versuchen mit dick und dünn, bis daß die Feder leis und willig raunet unter dem Fingerlein.«

So lernte Theophrast bei Haar- und Schattenstrich seinen jungen Mut an Zaum und Zügel führen. Er ahnte mit bitterem Seufzen, daß es noch weit sei. Und während des Schwabenkrieges wurden viel Blätter Papier und viel Kiele im Ochsnerhaus an der Teufelsbruck verschrieben. Oft standen Vater und Sohn beim Herd, sie wärmten Wein an, daß das Vitriol sich besser löse, und mischten zerstoßene Galläpfel drein.

Theophrast kämpfte tapfer und unverdrossen gegen die Tücke der fränkischen Minuskel. Dem landfremden Arzte war in seinem Sohne ein Trost erstanden, als um ihn her alles zu brechen und zu fallen schien.

Während das Jahr erkräftete und reifte, verstummte Els Ochsnerin fast. Sie baute hohe Sitze in den Winkeln der Schlafkammer; dort saß sie regungslos versunken und schien zu lauschen. Manchmal flog ein Leuchten über die abgezehrten Züge, dann hob sie die Rechte ein wenig, als wolle sie ihre Gesichte segnen.

Mit dem Frost und Schneewetter wurde sie unruhig. Während Theophrast sonst vor ihrem Thron still gespielt, auch geschrieben und buchstabiert hatte, da die anderen ihrer Arbeit nachgingen, begehrte sie jetzt in wachsendem Unfrieden den Laut seiner Stimme.

Theophrast fürchtete seine Mutter schon lange nicht mehr. Er hatte sich in ihr Wesen gefunden und wußte nur, daß er mächtiger war als sie. Wenn er die scheuen und gedrückten Mienen der anderen beobachtete, begriff

er nicht, warum sie an der Mutter unglücklich und bange wurden. Ihm war, als täten sie der Mutter mit ihrem Kummer unrecht, wie sie ihm mit ihrem harten Willen unrecht taten. An den Großen konnte Els ängstlich werden und erzürnen. So schwieg Theophrast vor den Großen über die Mutter, denn die Großen verstanden ihn nicht und auch sie nicht. —

Die Betttruhe war von den beiden an die Wand gezerrt worden und sie hatten den Polsterstuhl darauf gehoben. Els saß lange still auf dem Hochsitze, sie war in eine haarige Wolldecke gewickelt, denn ihr fror sehr. Nur ihre Lippen regten sich lautlos. Als die Abendsonne auf die gegenüberliegende Wand leuchtende Flecken warf, wurde Els finster und starrte unruhig in den Glanz.

Theophrast hatte aus umgelegten Stühlen ein Kämmerlein gebaut, Tücher und Tiegel, Kolben und Spritzen zusammengeschleppt. Er kniete vor einem Stuhlbein und schlug ihm mit einem Schlüssel zur Ader.

»Schrei nit, Bur, es tuet nit weh!«

Er ließ das Blut in einen Tiegel rinnen und schnitt ein sorgliches Gesicht dazu.

Da rief die Mutter:

»Du! Menschenkind! Hörest . . . die schreiend all!«

»Die will ich all heilen,« meinte er.

»Du bist kein Heiland, Mensch!«

»Ich bin ein Arzet, und die wöllend all zur Ader gelassen sin. Die sollend ein Pflaster fürs Moul kriegen, dann schreiend sie nit.«

»Sie schreiend mit ihren verloufen Seelen us dem

Füer. Die solltu nit verpflasteren, die habend kein Moul nit,« sagte Els ärgerlich.

»Dannocht ich willt ton,« behauptete er ruhig und versuchte das Stuhlbein zu verbinden.

Els schüttelte heftig den Kopf. Angst befiel sie um die gemarterten Seelen, denen Theophrast das Maul verbinden wollte.

»Dort ... sie ächzend so schwer in dem Füer ... hilf ihnen, hilf, Menschensuhn! Sie brennend!«

Ihre Hände wiesen bebend in die Sonnenflecken. Theophrast sah hinüber.

»Mammeli, dort brennt die Sunn an der Wand. Das Füer tuet nit weh.«

Er stand auf, stieg über seine Mauer und reckte seine Hände in den Schein.

»Weh, min Suhn, du langst in die Höllen!«

»Ich lang in die Höllen, und die senget mich nit.«

»Komm, Menschensuhn, nimm us minem touichten Mantel, der ist vom Meerstern hell betouet. Nimm etlich Tröpfli und rich sie denen dar. Ihre Zung lechzet und die Lippen seind verbrunnen.«

Theophrast ging zu ihr hin und strich über das haarige Tuch, dann lief er zurück und spreizte seine Finger in den verlöschenden Glanz.

»Menschensuhn! Sie schlürfen und sougen an minem Tou, der labet ihr Seelen so wohl, daß sie verzuckend!«

Theophrast ließ die Hände fallen.

»Nu ist die Sunn an der Wand vergangen.«

»Usgelöschet. Sie habend mine Lichter usgelöscht! Hundert Lichter gestunden zu minen Füßen, wiegend

ihr hundert Züngli leis im Wind. Von Süfzeren ist der Wind gerührt und ist viel hundert Gebet schwer. Nu habend sie all mine Lichter usgelöschet. Denen armen Seelen die Zungen gebunden . . .«

»Die sollend schwigen, Mammeli, die müssend och schlafen.«

»Komm, Fräßteli, komm uf minen Schoß, du willt schlafend gahn.«

»Ich will nit, ich muß dem Buren ein Trunk kochen, dann er liegt in denen Franzosenblateren.«

Els breitete die Arme.

»Komm, ich muß singen.«

»Willtu ein Kindli han?«

»Ein Kindli uf minem Schoß.«

Theophrast zog ein Kissen aus dem Bette und trug es vorsichtig zur Mutter. Er legte es in ihre Arme. Sie beugte sich zärtlich nieder, liebkoste das Kissen und wiegte es. Theophrast trug ihr geschäftig noch ein Tuch zu.

»Deck das Kindli. Es soll nit friern, dann die Sunn ist untergangen.«

Els wickelte das Kissen und wiegte ihren Oberkörper hin und her.

»Nu solltu's einsingen, Mammeli, es willt schlafen gahn.«

Sie stutzte, strich mit den Fingern über ihre Stirn, sie suchte. Ihre Augen irrten und ihr Mund öffnete sich qualvoll. Sie ließ das Kissen von ihren Knien rollen. Theophrast hob es auf.

»Mammeli, du hast es fallen lan, das tuet ihm weh. Es muß hünen.«

Els grübelte, sie vergaß die Hand an der Stirn. »... schlafen gahn ... schlafen gahn ...« wimmerte sie. »Do schweigend die Toten.«

Die Erinnerung rührte sie leicht wie eine streichende Schwalbe den weiten, toten Wasserspiegel. Für einen lauschenden Herzensschlag klang das Kindergebet, mit dem sie ihren Theophrast hatte hundertmal einsingen müssen, in ihr auf und stürzte wieder in die Nacht zurück. Es blieb ihr banges Gefühl zwischen Lust und Schmerz hängen. Sie lächelte noch lange wie im Traum.

Theophrast hatte das Kindlein in seine Stube gerettet und neben den franzosenkranken Bauern gelegt. Er bestrich das Kissen mit einer selbstgebrauten Schmiere und meinte:

»Du Wurm, dir müssend alle Glieder weh ton, die Mutter hat dich us dem Schoß fallen lan.«

Allein auch er wurde still. Und da er zu seiner Mutter aufsah, die mit erstarrtem Lächeln, ihre Hand an der Stirn, tief verloren auf dem Throne saß, setzte er sich schweigend nieder und dachte: sie hätte singen sollen. Auch in ihm erklang der Tonfall des Schlummerliedes aus einer unbegrenzt fernen Zeit. Er fühlte, daß etwas verloren sei. —

Dann mahnte ihn die Dunkelheit. Er lauschte in das Haus nieder und ging zur Tür, um besser hören zu können.

»Mammeli ...«

Sie antwortete nicht. Nur die Hand fiel von ihrer

Stirn. Theophrast sah sie im Dämmerschein, nur ihre Augen zwinkerten, sonst war sie regungslos.

»Mammeli, komm ... wir wöllend zu denen Großen gahn.«

Er öffnete und schlich leise hinunter in den leeren Gadem. Die Gademtür ließ er ein wenig offen, da konnte er Magd und Großmutter in Stall und Keller arbeiten hören. Er mußte auch hören, wenn seine Mutter sich regte. Im Winkel wollte er warten.

Doch es beschwerte ihn, als habe er die Mutter verraten. Eine Weile saß er, dann hielt es ihn nicht länger. Er stieg die Treppe wieder hinauf und trat zaghaft unter die Tür. Die Mutter saß still. Im letzten Lichtschimmer schien ihr Gesicht zu leuchten, so schneeig weiß war es. Sie beachtete ihn nicht.

Er flüsterte ihr zu:

»Mammeli, du sollst ruhig sitzen unde dich nit regen. Sie seind noch nit us dem Walde, der Vater ist noch nit hie, unde das Müsli ist noch nit gar.«

Sie nickte leise und sagte:

»Steig uf, du arme Seel, alle Gnaden wartend diner umb mines Suhns willen.«

Theophrast nahm ihre Rede für ein Versprechen und huschte erleichtert hinunter zur Großmutter.

Allmählich vergaßen die Leute des Schwabenarztes Stamm und riefen ihn wieder. So ritt Herr Wilhelm um Drei König auf seinem mehr und mehr ergrauenden Jörgeli von Lachen nach Altendorf zurück. Vor ihm auf dem halbgefrorenen Straßenrand, der dem Fuße

festeren Halt bot, ging ein Weib. Sie trug einen Kübel auf dem Kopfe und ein Bündel vor der Brust. Da sie kräftig ausschritt, vermochte das Jörgeli sie kaum einzuholen. Herr Wilhelm Bombast hatte die aufrechte Gestalt, deren schöne, freie Bewegung mit der doppelten Bürde zu spielen schien, lange vor Augen und ihm ward bitter zu Mut.

Als er neben sie gelangte, setzte er dem Tiere zu, um sie nicht ansehen zu müssen. Er wollte seinen Kummer verhehlen, denn ein starkes Weib lacht über einen grämlich blickenden Mann. Aber das Weib erkannte ihn und blieb so jäh stehen, daß seine Augen auf sie fielen.

»Gritli! Du bist hie uf der Straß?«

»Wir seind in Altendorf, Herr Wilhelm.«

Sie war errötet, doch lächelte ihr Mund und ihre dunklen Augen sahen offen in die des Arztes.

»Du bist mit ihm, es möcht ein Jahr sin. Wir wissend's vom Uli Enz.«

Sie nickte und sah deutend auf das Bündel vor der Brust nieder.

»Ich trag sin Bübli.«

Da sie den Kübel nicht absetzen konnte und halten mußte, trat sie dicht an den Arzt heran und hob das Bündlein ein wenig. Bombast neigte sich, um vorsichtig die Tücher zu lupfen.

»Was vor ein Pausbäckle, den solltest dem Rudi Ochsner und der Weßnerin weisen!«

Er deckte das schlummernde Gesichtlein sorgfältig zu, Gritli trat ein wenig zurück.

»Die habend all Zit nit nach uns gefragt.«

»Dine Mutter ist langist von Pfäffikon, ehe dann sie ze Basel den Frieden beschlossen. Und uf Altendorf bin ich nit gewest.«

Er fragte nach dem Schwager, und sie erzählte gelassen im Weitergehen, wie sie dem starken Mann gefolgt und wie sie von ihm geschieden war; doch hatte sie seither nichts erfahren.

»Er möcht zu denen Franzosen sin,« meinte sie ruhig. »Dies Handwerk ist ihme fürgesatzt, er muß unter Waffen stahn, bi dem Vieh unde uf dem Feld kunnt er nit nach siner Art. Er hat das Schwyzer Banner tragen und ist, wie keiner, ein Venner gsin.«

Sie sprach so starkmütig, daß der Arzt voll ernster Bewegung auf sie niedersah.

»Und du und din Bübli,« meinte er, »braucht din Bübli sein Vater nit in diesen harten Zeiten?«

»Min Bübli gehret von sin Vater nit meh, als ihm ist in der ersten Stund von ihme geben. Min Bübli hat sin Mutter. Die ist ihme vor die härtest Zit genung, dann mine Brust kunnt ihrer zween stillen.«

»Du hast ein lauters Herz, Gritli, und ohn Anfechtung. Da möcht dem Bübli wohl nützit nit gebrechen.«

Sie waren nach Altendorf gekommen, und Gritli zeigte ihm das Haus des Schmiedes, darin sie mit der Mutter um Kost und Wohnung arbeitete. Des Schmiedes Frau war im Herbst gestorben, er brauchte Weiberhände.

»So dir oder dem Kinde etwan ein Wehtag zustößet, solltu mich rufen. Und komm ins Ochsnerhüsli mit

dem Kinde, daß den Alten beiden möcht ein Freud widerfahren, dann auf uns scheint wenig Sunn.«

Sie sagte nur: »Wir habends och von Uli Enz gehört.«

Als Wilhelm Bombast am Abend seine Els zur Ruhe gebracht hatte, er mußte ihr stärkere Mittel reichen, daß sie im Schlafe ein wenig erkräfte, gab er den Eltern von seiner Begegnung Nachricht. Sie hingen begierig an seinen Lippen. Die Hände der Mutter hatten sich zitternd gefaltet.

»Die soll das Ochsnerbübli bringen,« beschloß der Alte.

»Sie hat ein frei und stark Gemüt, gang hin ze ihr, Vater. Die muß gebeten sein.«

Rudi Ochsner senkte den Kopf und sah finster auf den Tisch nieder.

»Es staht letz umb uns. Das Ochsnerblut muß von der Straß herin gebeten sin.«

Wilhelm Bombast fühlte den alten Stachel. Auch er war von der Straße gekommen, und sein Kind schlug nach ihm aus. Aber er schwieg, er wollte den verbitterten Graukopf nicht kränken.

Sie sprachen an diesem Abend nicht mehr davon. Am andern Morgen, ehe er das Haus verließ, hing sich die Mutter mit eiligen Fragen an ihn. Er hatte sie erwartet und umständlicher am Schwabenjörgeli gezäumt. —

Mutter Weßnerin hatte in der Betttruhe ein Kleid liegen, das war aus Samt und Damast geschnitten, mit edlem Rauchwerk verziert. Es stammte aus der

Grandsonzeit. Der Rudi hatte es ihr gebracht, eines seiner besten Beutestücke. Sie war mit den zwei Knäblein und der kaum geborenen Els allein im Ochsnerhause geblieben, während der Wirt gegen den Burgunder im Felde stand. Und sie hatte diese Kostbarkeit gehütet und nicht wie die anderen Frauen jener Zeit an Sonntagen und auf den Festen abgerissen.

Da aller Hunger zu Mittag gestillt war, ging Mutter Weßnerin in den Keller, sie holte Schmalz und Käse, vom Boden holte sie ein Stück Salz und aus dem Rauchfang zwei Würste; das barg sie reinlich in einen Korb. Dann kleidete sie sich in das kostbare Gewand und warf einen Pelzkragen über.

Die Magd wußte ihre Arbeit, die Mannsleute waren außer Haus, sie konnte unangefochten gehen.

In der Schmiede zu Altendorf fragte sie nach dem Gritli. Der Schmied, ein kahlköpfiger, kurzstämmiger Mann, wies mit der Zange, die ein glühendes Eisen hielt, ins Haus.

Gritli hockte beim Herd auf einer Reisigbürde und hatte das Kind an der Brust. Die alte Krütlin lauste einen schmutzigen Jungen unter dem Fenster. Sie stieß den Jungen fort, humpelte der Ochsnerwirtin schreiend entgegen, sie war sehr fett geworden.

»Gotts Schweiß! Die Weßnerin! Gritli! Libhaftig uf min Seel! Tuend den Pelz ab!«

Sie riß ihr den Korb aus der Hand und stellte ihn ahnungsvoll auf den Tisch, lugte hinein, der Mund wässerte ihr, daß sie geiferte.

Gritli war aufgestanden und verhüllte ihre Brust.

Die Weßnerin band, ein wenig bedrückt von der gierigen Art der fetten Alten, den Kragen ab und legte ihn auf einen Stuhl, während die Krütlin behende den Korb entleerte.

Gritli sah erstaunt das kostbare Kleid ihrer früheren Frau, ihr Herz schlug bang. Als die Krütlin alle Geschenke in der Eile abgegriffen und beschnuppert hatte, gewahrte auch sie das Staatskleid und machte Miene, es gleichfalls zu befingern. Da aber die Frau wehrte, blieb sie mit weitaufgerissenen Augen stehen und schlug die Hände klatschend zusammen. Mutter Weßnerin ging zu Gritli und bot ihr die Hand. Zögernd legte die junge Mutter die erkalteten Finger darein und schmiegte Arm und Hand gleich wieder um das schreiende Kind.

»Ich bin zu dir kommen, Gritli. Der Weg über die Klausen möcht dir nit licht sin.«

Gritli vermochte noch nicht zu sprechen, sie wiegte das Kind.

»Satz dich, Gritli, gib ihm.«

Sie drängte das junge Weib sanft auf ihren früheren Sitz zurück und rückte einen Schemel neben sie.

»Gib ihm. Du sollt dich nit vor mir schamen, dann es ist als och von minem Fleisch unde Blut.«

Gritlis Blick huschte suchend über das alte, gerötete Gesicht.

»Ich bin Üch entlufen, Frou.«

»Du bist nit, Gritli, du bist an ihm gehangen, das ist nit entlaufen.«

Gritli atmete auf und hob das Kind an die Brust. Der Kleine fiel sie mit einem heißhungrigen Laut an.

Die Ochsnerin faltete die Hände und beugte sich lächelnd nieder.

»Gott wölle dir gesegnen, min Bübli,« flüsterte sie.

Sie saßen still und sahen beide auf das saugende Kind. — Der schmutzige Junge entwischte. Die alte Krütlin wagte nicht recht zu reden. Das kostbare Gewand hielt sie nieder, auch hatte man ihr den Rücken zugewendet. Allmählich stieg aber doch das Bewußtsein irgendeiner Art von Verwandtschaft in ihr auf, zugleich drang ein tüchtiger Schuß Galle in ihr Geblüt. Sie fühlte Benachteiligung, warf Käse, Schmalz und Würste auf der langen Tischplatte weiter zurück und ließ ächzend ihren fetten Leib auf den Stuhl fallen, den sie übereifrig verlassen hatte. Allein keine ihrer Eröffnungen fand Beachtung.

Mutter Weßnerin fragte das junge Weib leise:

»Ihr send im guten usanander? Der Uli Enz ist nach dem Stoß uf Frastenz bi uns ankommen und saget, daß du siner trülich gepflegt. Sider ist der Uli Enz nümen sust ins Ochsnerhüsli kommen.«

»Er ist zur Letzi fründhold zu mir gsin und hat mich lassen gahn, umb des Kindes willen.«

Das Kind ließ gesättigt den Kopf zurücksinken und schlief in festen, wohligen Zügen. Die alte Frau streckte ihre Arme nach ihm aus und Gritli gab ihr das Kind.

»Willtu nit ins Ochsnerhüsli kommen? Du sollt wohlgelitten sin, Gritli.«

Sie sagte es, ohne von dem rosigen, schlummernden Gesichtlein aufzusehen, ein leises Beben in der Stimme.

Gritli war blässer geworden, doch antwortete sie ruhig, indem sie ihren Kittel zurechtstreifte:

»Ich will nit, Frou. Lasset mir min Kind.«

Die alte Weßnerin küßte den Kleinen und reichte ihn der Mutter zurück. Dabei füllten sich ihre Augen.

»Nit, Frou! Ich will Üch nit leidigen!«

»Laß sin.«

Auch sie stand auf.

»Es künnt ein Zit kommen, do werdind im Ochsnerhüsli zwen alt und abgewerket Lüt allein husen. Min Els . . .«

»Das hat gut Wil, Frou! Ihr sollet globen, die kommt uf.«

»Sie wird nit. Laß mich din Büebli sehn von Zit zu Zit, Maideli, ich wöllets dir gedenken!«

»Das will ich ton, Frou.«

Mutter Weßnerin griff nach ihrem Pelzmantel. Die alte Krütlin lümmelte auf der Tischkante und sah seitab zu Boden.

»Mutter, die Frou willt gahn,« rief Gritli, sie sah finster hin.

»Laß gahn, doll Maidli! Denen Weßnerlüten und Ochsnerlüten jücket die Hochfahrt als eim grintigen Hund der Buckel.«

Gritli wollte schelten, aber die Ochsnerwirtin legte ihr die Hand auf den Arm, daß sie schwieg.

»Du sollt es wissen, Gritli, ich bin zu dir ankommen und hab min best Gewand us der Truhen ton, dir unde min Enkelkind ze Ehren. Als min Els den Kirchgang hätt unde min Frästeli ist getoufet, han ichs zu

biden letzten Malen tragen. Als sollet och mins Hansen Bübli nit verkürzet sin von siner Ahn. Gott soll üch segnen beid. Du bist einer guten Art, Maideli.«

Sie küßte Gritli auf die Stirn und auch das Kind.

»Laß dir min Gab wohl schmecken, Krütlin, und spei mir nit nach. So die Weßner- und Ochsnerlüt Hochfahrt hättind, solltu denken, es lieget als och hart uf ihnen.«

Die alte Krütlin ächzte nur verächtlich und winkte ab ohne aufzustehen. Gritli lugte noch lange unter der Tür, bis sie die Mutter des starken Hans nicht mehr sehen konnte. Sie war stolz und bewegt, daß sie vor den Augen dieser Frau bestand und daß sie mit dem Büblein an ihren tüchtigen Händen bestehen konnte, ohne das Brot des Ochsnerhauses essen zu müssen.

Das römische Jubeljahr brachte der Gnadenmutter wenig Einbuße. Wallfahrt wurde überall gepredigt, aber nicht überall waren die Sünden so lastend und der Beutel so rund, daß man die Romfahrt leisten konnte. Gleichwohl lag es mahnender auf den Herzen als andere Jahre. Die ersten Pilger kamen schon, kaum daß die Straßen gangbar waren.

Und Els Ochsnerin fand keine Ruhe mehr auf ihrem Narrenthron. Theophrast, dessen Finger allmählich der Feder Herr wurden, so daß er am Schreiben Gefallen fand, mußte auf Mittel sinnen, die Mutter zu halten.

Sie hatte ihm einmal gesagt:

»Nu ist die Zit, tu uf den Schrein, mine Kron, Perlin und Edelstein. Die Pilgeri sollend opfern gahn,

der Toten Stimm willt ein Hülf unde Bistand han von den Lebigen. Der Toten Stimm ist allso matt gesenket, och der Heiligen Ohr erluset sie kom.«

Sie ging durchs Haus, ihre Krone zu suchen, und Theophrast mußte ihr folgen, sonst schrie sie gellend laut nach ihm, daß alle herbeistürzten. Den Knaben schreckte das Geschrei mehr als es die eiligen Helfer beunruhigte. Da fiel ihm einmal im Stalle ein Garbenband auf.

»Nu solltu din Kron haben, Els! Komm!«

Sie sah das gelbe Gewinde und lächelte.

»Mine Kron . . . mine Kron.«

Willig folgte sie hinauf und setzte sich bereit. Theophrast drehte das Strohband zu einer doppelten Schlinge ein. Els ließ sich krönen.

»Reg dich nit, Els, sunst fällt die Kron von dinem Hopte ab.«

Sie saß ängstlich still. Ihr ganzes Leben war darauf gerichtet, den Strohkranz zu behalten. So fand Theophrast Zeit zum Schreiben und bessere Gelegenheit zu entwischen, denn ihn lockte der Wald und die erwachte Flur.

Er wurde seiner Künste an der kranken Mutter immer mächtiger. Er brachte ihr mehrfach geknotete Stricke, die Ketten von Perlen und Steinen; er ließ sie ein Rütlein halten, das Zepter. Und Els saß stolz in ihrem Schmucke, sie hütete eifersüchtig ihre Herrlichkeit. Je mehr ihr Theophrast auflud, desto weniger redete sie von den Toten und immer seltener lauschte sie geheimnisvollen Stimmen. Aber niemand durfte ihren

Schmuck berühren außer Theophrast. Er war ihr Priester und der Hüter ihrer Schätze.

Als Wilhelm Bombast zum erstenmal sein Weib in ihrer Herrlichkeit erblickte, zuckte vor bitterem Zorn seine Hand auf den spielenden Knaben nieder, denn er wußte, wer ihm dieses Bild geschaffen habe. Aber die Augen des Kindes ließen seine Hand erschlaffen, er mußte sich abwenden, um seines Schmerzes Herr zu werden. Theophrast folgte ihm auf die Laube, er nahm ein vollbeschriebenes Blatt mit, um seinen Fleiß zu erweisen, und der Vater sammelte seine Seelenkräfte daran. Er sagte leise:

»Theophrast, was satzest du deiner Mutter ein strohin Kron uf?«

»Sie will eine han und suchet fast darnach im ganzen Hus. Sie sitzet artlich und hat ihre Kron.«

»Soll nie im Leben dir eine Kron gewunden sein wie diese.«

Theophrast sah den Vater fragend an und sagte nach einigem Besinnen:

»Es ist ein gute Kron, dann die Els sucht nit mehr nach einer anderen.«

Darauf wußte Bombast nichts zu entgegnen. Und der Heilmeister lernte, mehr und mehr verwundert, der Spur seines Kindes folgen. Ueber dem Schmuck vergaß Els die quälenden Stimmen.

Einmal, da sie ohne Schlaftrunk entschlummert war, nachdem Theophrast ihr ernst und geschäftig die ganze Herrlichkeit greifbar nahe über einem Schemel aufgebaut hatte, meinte der Vater:

»Du bitterer Arzet, du mein Theophrast! Was will ich dir entgegen mit den Trünken allen! Als kunnt ich sie dannocht aus den Schleiern lösen, darein sie ganz umbfangen liegt. Ihr gilt mein Trunk nit mehr, sundern dem Bild meiner Hoffnung und nur eim Traumbild allein reich ich ihn dar. Also brennt mir mein Herz vor diesem Schemel, den du hast mit ihrem Königtum beladen, du bitterer Arzet, dann mein Traum wird daran zuschanden. Sie aber schlafet darbei ein, ihr wirds zum Heilwesen. Sie will nur ihre Schleier, und du hüllest deine Mutter tiefer in die Schleier, entblätterst meinen Ttaum. Wahrlich ein Arzet soll sein als du und soll sich nit sperren unde träumen! Er soll allein dem Willen der Natur helfen, und der ist hie uf ein sanftes Entschwinden gericht.«

»Ich will ein Arzet sin, Vater,« kam es heiß von den Kinderlippen.

Els saß auf der Ofenbank, denn Theophrast war von der Magd, die melken mußte, gerufen worden, daß die Flur nicht unbehütet wäre; die Frau und alle Männer waren außer Haus. Theophrast hatte vor der Mutter Gras und Blumen aufs Estrich gestreut und schabte beim Ofen den Schaft seiner Armbrust mit einem Messer sauber. Da trat ein fremder Mann, der Schwert und Hellebarde trug, in den Gadem. Er sah die Frau und bekams mit dem Lachen, spreizte die Beine, stemmte die Hellebarde auf und machte eine tiefe Reverenz.

Els hob segnend die Hand und lächelte.

»Uer Gnaden wöllet mir huldrichest gewogen sin,« spottete der Mann.

Theophrast trat dazwischen.

»Was willtu, fremder Kerl, Tisch unde Bänk stehend vor dem Hus!«

»Sumer Botz fünf Wunden, du Lus pfeifft mich an als ein frömbten Kerl! Daß ich nit mein Moul uftu und dich verschluck!«

»Gang und laß min Mutter in Frieden!«

»Gotts Därm, din Mutter mit eim Kränzli Mist, du Bankert!«

»Min Mutter hat ein Kränzli, das ist von mir ihr ufgesatzt, dir aber hanget der Mist ab dem Moule!«

Der Mann brach in ein schallendes Gelächter aus, er ging auf Els zu und wollte ihr das Stroh vom Kopfe reißen, da schlug Theophrast mit der Armbrust über die greifende Hand, daß der Mann aufbrüllte, zurückfuhr und mit der Hellebarde ausholte.

Die Magd kam zurecht und beschwichtigte den Wütenden. Er ließ sich aus der Tür drängen, fluchend, dem Knaben drohend. Draußen verschluckte er allmählich seinen Aerger mit dem Wein, doch rieb er noch lange die getroffene Hand.

Theophrast war ihnen bis zur Tür nachgeschlichen, hatte die Sehne seiner Armbrust hinter den Schlüssel gezogen und einen Bolzen aufgelegt. Er lauerte, wie es einem wackeren Verteidiger ziemt. Erst als er hörte, daß der Fremde und die Magd ruhiger sprachen und lachten, ließ seine Spannung nach.

Allein Els stand froh aufgerichtet. Sie streckte ihre

Hände, mäßig gebreitet gegen die Tür, durch die der Fremde abgeschoben worden war.

»Satz nieder, Els, was willtu? Din Stäbli hast verlorn.«

»Still, Mensch! ... Sin Strahlenreif umb die englischen Haar ... hat ein langen Gilgenstab in Händen tragen ... zwen Fittich, blu, rot unde grün ... ein Mantel, als der Herr Kunrad uf der Engelwih ...«

»Er ist ein frömbter Lur gewest und ein verloren Gouch, bespeiet din Kron. Sin Gilgenstab war ein Halmbard, die hat er uf mich gezucket.«

Els lächelte.

»Du blinder Mensch! Er ist entfahrn in einer Wolken, dann sin Botschaft war ton. Mariä Heimsuchung kommt. Balde so muß ich uf Einsiedlen gahn, do sollend sie lüten mit allen Glocken.«

Von der Magd hörten die anderen das Abenteuer des Theophrast. Sie beschlossen die Kammer des Hans Ochsner zu räumen, daß man die Kranke festhalten könne, wenn es nötig wäre. Doch weigerte sich Els so lange die Kammer zu betreten, bis ihr ein Hochsitz errichtet war. — Die Begegnung mit dem Erzengel blieb ihr stolzes Geheimnis; ihren Wunsch, nach Einsiedeln zu wandern und St. Elisabeth heimzusuchen, hielt sie vor den Menschen verborgen. Die Schutzheilige ihres Namens begegnete dem Wahne in wunderlicher Weise. Sie achtete ihres Leibes, ungeduldiger Erwartung voll. Und auch darüber wurde sie vor der Welt der anderen stiller. So ließ man sie wieder dem Kinde

zur Hut, weil man hoffte, daß ihre Nacht sturmlos sein werde.

Doch an einem sommerheißen Morgen entwischte Els unbemerkt. Sie lief auf die Brücke. Im Schatten des Brückendaches hielt sie an und spähte ängstlich nach vor- und rückwärts. Fremd und beklemmend rauschte die Sihl. Langsam tastete Els an der Brüstung weiter, als müßten wachsende Schrecknisse überwunden sein. Jenseits lief sie die kurze Steigung hinan. Erst als die Weite des Hochtals vor ihr lag, wurde sie ruhiger. Es umfing sie eine grenzenlose Sehnsucht nach der heiligen Elisabeth, die ihrer zu Einsiedeln harrte. Je näher ihr Ziel kam, desto verklärender durchdrang sie eine selige Heiterkeit. Els fühlte nicht, daß sie ging, von Engeln wurde sie getragen.

Theophrast entdeckte erst spät, daß die Mutter entlaufen sei. Er hatte ihr — wonach sie jeden Morgen verlangte — Gräser und Kräuter gepflückt, um einen frischen Teppich vor ihren Thron zu breiten. Dabei war er bis an den Waldrand gekommen, hatte eine Eidechse gefangen und das warme, pulsende Tierchen in die Kammer gebracht. Er suchte die Mutter im ganzen Hause, wagte aber nicht den Beistand der Großen anzurufen, da ihn die Flucht wie ein Versäumnis bedrückte. Er wollte die Mutter allein finden. Und da er vom Etzel kam und sie nicht gesehen hatte, rannte er endlich gegen Einsiedeln.

Vom Galgenberg aus sah er die Mutter auf der leeren Straße und erst vor der Gangolfkapelle holte er sie ein. Er vermochte ihren hoheitsvollen Traum kaum

zu durchdringen. Und als sie ihn hörte und fühlte, daß er an ihrem Rocke zog, wurde sie zornig, schlug nach ihm mit der Rute und entlief, da er sie losgelassen und die Arme schützend über den Kopf gebreitet hatte.

Erschöpft mußte er bleiben und sah ihr angstvoll nach. Sie lief über den Brühl gegen das Kloster. Der Mantel wehte, ihre Arme waren hoch gehoben, sie verlor die Krone. An der Klostermauer irrte sie eine Weile auf und nieder, dann fand sie ein Tor.

Freundlich lächelnd trat Els in den Schatten der Kirche, die Hände einladend vorgebreitet, denn sie erwartete, daß ihr die Heilige froh begegnen werde. Eine Zeitlang verharrte sie lauschend inmitten des Schiffs, dann ging sie langsam zur Gnadenkapelle und stellte sich hinter die Pilger.

Die irren Augen nahmen das Funkeln der Steine und den Goldschimmer begierig ein. Ihre zitternden Hände tasteten über den Scheitel, über Hals und Brust.

Theophrast hatte sie erreicht, er zog die Mutter am Aermel.

»Mammeli, komm ...«

Sie stieß nach ihm und suchte hastiger Scheitel und Nacken ab.

»Mammeli ...«

Sie riß Bänder und Stricke vom Hals und schleuderte den Trödel gegen die Kapelle.

»Min Kron! Min Kettlin! Die hat min Kron gestohln! Die muß hangen! Die hat min Kron, min gulden Kron!«

Die Leute sprangen auf. Theophrast umklammerte

seine Mutter und zog an ihr mit aller Kraft. Sie wollte gegen das Gnadenbild anspringen und schrie.

Als die Leute die gellenden Laute verstanden, stürzten sie über die beiden her. Etliche schlugen im Zorne zu, einige riefen, man solle die Närrin binden.

Theophrast hing an der Mutter, man konnte ihn nicht losreißen, er heulte: »Min Mutter ... lasset, lasset, min Mutter!«

Zwei Klosterknechte drangen durch, faßten Els und wehrten die Wütenden ab. Els wimmerte um ihre gestohlene Krone. Man zerrte sie auf den Klosterhof, die Leute drängten schreiend nach. Herr Diebold war gerufen worden und erkannte die Frau und den Sohn des Arztes.

»Els Ochsnerin ...«

Sie flüsterte ihm zu:

»Die hat min Kron uf dem Hopt ... min gulden Kron!«

»Arms Wib ... unde du, du arms Bübli ... kommet beide.«

Er führte die Närrin vor die Leutküche, dort drängte er sie auf eine Bank nieder.

Die Pilger blieben in großer Erregung zurück, die glimpfliche Art des Priors war ihnen ein Aergernis. Einer trat vor.

»Mit Gunst, Herr Prior, die sollet uf die Drillen, als eim wütenden Narren ziemt. Dann sie hat die Gnadenmutter eine Diebin geheißen und geschrien, man müsset sie hangen.«

»Klosterfrieden, Mann! Und uf der Drillen ist noch kein Narr wissend worden.«

»Die hat die Kilch verschmützt,« rief es aus dem Haufen.

»Ganget hin unde wihet die Kirch mit Reu, Buß und Gebet. Das möcht der Gnadenmutter baß gefallen, dann ein elend Wib in die Drillen satzen vor üer Speiwerk.«

»Herr Prior, haltet ze Gnaden, ze Luzern satzend sie ein wütigen Narren in die Drillen. Das will ich für Gott bezügen, ich bin us Luzern, Hans Schibli, der Gerber.«

»Gang uf Luzern, Hans Schibli, und sag ihnen, die ihre Narren drillen: ze Einsiedeln die Gnadenmutter uf ihrem Altar höret nit an der armen Narren Geschrij, allein der harten und verstockten Lüt Geschrij brennt ihr schmerzlich uf dem heiligsten Herzen.«

Der Gerber wurde rot, er winkte ärgerlich ab und wich mit den anderen in die Kirche.

Els saß vorgekrümmt, sie murmelte böse Worte gegen die Kronendiebin und schlug bei jedem Wort mit der Faust auf ihre hohle Hand.

Da zogen die Kraihahnen ihr leeres Kohlenwäglein über den Hof. Der Prior winkte ihnen.

»Baltisar, tu ein guts Werk und führ das Wib heim. Die Lüt möchtend ihr ichts anton.«

»Es ist des Arzet Wib?«

»Des Hohenheim, die Ochsnerin, und ihr Bübli.«

Baltisar wandte sich mit einer großen Gebärde an seinen Sohn.

»Siehe, die Hand Gottes uf dem gelahrten Wesen.«

Der Prior überlegte, ehe er weiter in den Köhler drang, dann aber schiens ihm doch am besten, wenn dieser willige Narr die Närrin führte.

»Tu's, Baltisar.«

Els war tief in ihren Zorn versponnen, sie merkte nicht, daß die beiden Schürli sie aufhoben und in den Kohlenkarren setzten. Theophrast lief hinterdrein.

Jenseits des Galgenberges wurde Els unruhig, sie versuchte aufzustehen und auszusteigen, aber sie erschrak vor dem entgleitenden Weg und fiel immer wieder entsetzt zurück. Sie rang die Hände und forderte von ihrem Sohn die himmlischen Heerscharen zur Hilfe.

Halbwegs, wo die beiden Schürli stets zu rasten pflegten, hielt Baltisar. Els Ochsnerin wollte entspringen, die beiden Männer faßten zu. Theophrast kam keuchend nach.

»Mammeli, satz nieder . . . bis still . . . die tuend dir gar nünts nit!«

Els lauschte der gewohnten Stimme und flüsterte:

»Sie habend die Muttergottes entführt. Alls gestohln. Kron und Geschmeid hanget uf dem toten Holze und ist niendar ein Leben drin. Die müssend an den Galgen.«

Theophrast redete ihr ein: »Die Kraihahnen führend dich uf ein schönen Sitz us Sammat und Siden. Ein Kirch ist erbouet, die hat ein Turn, ist als ein Berg hoch, do brennend viel Kerzlin, do lütend die Glocken.«

Els nickte.

»Ein Kirch ist erbouet,« lallte sie nach.

»Du mußt dich satzen still, sust werfend sie den Wa-

gen umb und du fallst us dem Wagen, da kunntest du nit uf dinen Sitz us Siden und Sammat.«

Els sank zurück und ihre Hände klammerten sich an das Holz.

Der Baltisar meinte:

»Wahrlich der hat ein fürtreffliche Zung, der wird denen Lüten itel Wind in den Bütel schwatzen, daß ihnen die Taler entflatteren als wie ein dürrs Loub!«

Theophrast saß auf der Deichsel und sah seine Mutter. Das angstverzerrte Gesicht, aus dem die Zornröte gewichen war — so todblaß und verwüstet schien die Mutter, daß ihm ein heißes Schluchzen ankam. Mühsam bezwang er es vor den beiden Kraihahnen. Er dachte nicht an Vorwürfe und Schläge, die ihn daheim erwarten könnten. Das laute, furchtbare Erlebnis in der Kirche — auch auf ihn waren die Fäuste der Pilger niedergegangen — und die traurige Milde des Herrn Diebold hatten ihn erkennen lassen. Er war an den Wahnsinn der Mutter gewöhnt, hatte mit kindlichem Spürsinn Wort und Zeichen durch ihn hindurch zu dem verstörten Leben gefunden. Nun erst fühlte er, daß die Mutter verloren sei. Der gellende Mißlaut ihres Wesens hatte die Alltagswelt durchschlagen. Und Theophrast wußte, daß er zu dieser Welt gehöre. — Er fürchtete sich vor der Mutter. Nie wieder wollte er allein mit ihr sein. Seine Augen suchten hilfeflehend die der beiden Kraihahnen.

Der Heini lehnte am Karren und starrte versonnen in die Wolken; Baltisar aber begegnete den Kinderaugen mit einem halb reumütigen, halb feindlichen

Blick. Er wußte, daß er dem Knaben durch seine höhnischen Worte unrecht getan habe.

Theophrast meinte bang:

»Min Vater wird ihr ein Trunk geben, darvon soll sie gut entschlafen. Min Vater wird sie heilen, dann min Mutter ist krank.«

Baltisar runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

»Din Vater kann kein Tüfel ustreiben. Dine Mutter hat den Tüfel im Hopt. Sie ist besessen.«

Theophrast erblaßte noch mehr. Er zitterte vor dem schrecklichen Mann und vermochte die Augen dennoch nicht von dem düsteren Gesicht abzuwenden.

»Min Mutter hat kein Tüfel im Hopt,« beteuerte er kleinlaut. »Min Mutter höret der Toten Stimm.«

»Der TotenStimm? Wahrlich, du Sohn des Arzet, die höret ein jedlicher uf sine Art. Dann ringsumb all Stimmen seind Totenstimmen. Du hast sie erhöret von denen Pilgern, die wöllend dine Mutter drillen, du hast sie vernommen von dem hohen Priester oder Prior, der hat dine Mutter geschirmet. Es seind alls Totenstimmen, dann nit einer hat das Leben.«

Das Erstaunen des Theophrast war groß; beinahe vergaß er sein Unglück. Auch hatte der Baltisar sein Gesicht zu einer sonderbaren Heiterkeit erhellt, die Theophrast an jene beseligten Augenblicke seiner Mutter erinnerte, wenn er ihr eine neue Krone oder ein Band gegeschenkt hatte.

»Du siehst miner Mutter glich unter der strohin Kron.«

Baltisar stutzte.

»Ich hab kein strohin Kron, du grüner Aff, ich hab ein durnin Kron, die kunntest du nit sehen, dann es ist die durnin Kron der Buß und des Lebens. Die sieht einer nur, der Ogen hat des einwendigen, heiligsten Füers voll.«

Das schüchterte Theophrast vollends ein. Er wagte nichts dagegen, sondern forschte nur auf der rußigen Stirn und an den struppigen Schläfen des Köhlers.

»Weh dir, du Sohn eines Arzet, so du niemalen das heilig Füer des einwendigen Lichtes wirst empfahn. Es wäre besser, dine Mutter hätte dich nie geborn, dann dine Ogen seind lasterlich.«

Das einwendige Feuer erinnerte Theophrast an die Gugelleute des Engelweihfestes. Er fragte schüchtern:

»Bist du etwan ein Füerfresser, so ich hab uf der Engelwih gesehn? Der hat viel Füer eintan unde verschlungen.«

Baltisar und sein Sohn Heini lauschten hoch auf, sie hätten jede andere Frage erwartet.

»Komm, Heini,« sagte der Alte. »Komm, wir wöllend die Närrin und ihren Sohn heimgeliten. Was soll us dem Samen werdind, so das Feld is vom Tüfel gedüngt!«

Theophrast gab beschämt die Deichsel auf. Er überlegte, wodurch er die tiefe Verachtung des Köhlers verdient haben mochte, denn ein Feuerfresser schien ihm höchst bewunderungswürdig. Seine Bestürzung war groß.

Da sie weiter wollten, hing er sich an den Rock des Heini und bettelte:

»Satz mich ze ihr, ich bin so müd.«

Der Heini lächelte sanft und ließ das Büblein auf seinen Rücken klettern. So trafen die beiden Ochsnerleute den Zug vor der Teufelsbruck. Rudi Ochsner nahm den Knaben auf die Arme und ging neben dem Baltisar her. Theophrast hörte fast nichts von dem, was sie sprachen. Im Ochsnerhause verkroch er sich unter die Ofenbank und schlief ein. –

Els mußte hinter Schloß und Riegel gehalten werden. Sie schlugen ihr auch das Lager in der Kammer des Hans auf. Noch einige Wochen machte sie matte Versuche zur heiligen Elisabeth zu gelangen, allein diese Wahnvorstellung fand nicht mehr den lebendigen Boden der früheren; sie verblaßte allmählich.

Els thronte, die Himmelskönigin, auf ihrem Hochsitze aus Seide und Samt. Sie hörte die Stimmen der Toten, die Gebete der Lebenden. Aber ihr Herz litt nicht mehr unter den Klagen und Bitten. Gleichmütig, starr und unbewegt, belauschte sie das Elend der unsterblichen Seelen und der leidenden sündhaften Kreatur. Ein Chaos von Höllenqualen, Schmerzen, wüsten Lastern und Verbrechen gegen Mensch und Gott wirbelte unablässig durch ihr Bewußtsein. Sie lauschte und wußte, daß sie unendliches Heil tat, nur dadurch, daß sie lauschte.

Etliche Wochen nach ihrem letzten Kirchgang erkannte sie die Ihren nicht mehr. Näherte man sich, um sie zu füttern oder zu reinigen, so mußte es unter den ehrfürchtigsten Gebärden geschehen.

Die Freiheit der Bombaste

Der Magister Andreas Silzer dachte in diesen Tagen an seinen Jugendfreund Wilhelm Bombast von Hohenheim. Andreas Silzer stand im Dienste der Herren Fugger als Arzt und Chemiker auf den Silbergruben in Schwaz. Er war ein Villacher. Als der Bischof von Bamberg den Fuggern drei Huben Landes am Gailitzflusse bei Villach verlieh, eine Hütte zu errichten, da die Augsburger Kaufherren sich der mächtigen Waldbestände des Klosters Arnoldstein bedienen wollten, um ihre silberhaltigen Kupfererze aus Ungarn zu seigern, hätte Magister Andreas Silzer in seine Vaterstadt zurück können. Allein er blieb in Schwaz, da er dort auf wichtigerem Posten stand, seinen Herren besser dienen konnte und größere Vorteile erhoffte. Er war nach einem tüchtigen Scheidemeister in seiner Heimat gefragt worden, der für die Seigerhütte im Nebenamte tätig sein könne, ohne das Unternehmen allzusehr zu belasten. Die Fuggersche Kanzlei wollte in Villach eine Bergschule errichten, und dort sollte der Chemiker Hüttenbeamten und Werkmeistern die Scheidekunst lehren.

Magister Silzer dachte an Wilhelm Bombast. Er hatte mit anderen Villacher Söhnen die Universität Tübingen bezogen und war auf der Pfauenburs des Tübinger Contuberniums mit Wilhelm von Hohenheim gelegen. Die beiden—als pauperi immatrikuliert—hatten kaum einen Weißpfennig zu vertun. Während

die anderen Studenten in den Tübinger Weingärten herumstrichen und die Häuer neckten, hielten sie mit wenigen anderen eifrig hinter den Studien her, so daß ihr berühmter Lehrer Johannes Widman — er schrieb sich Salicetus, war Leibarzt des Herzogs — ihnen wohlgesinnt wurde.

Der Kärntner und der Schwabe ackerten gemeinsam die Kommentare des Avicenna, Themistius, Simplicius und des Eresier Theophrast durch, sie stellten bei den Disputationen ihren Mann. Salicetus ließ sich gerne von ihnen an die Krankenbetten begleiten.

Sie schieden nach den fünf Studienjahren, gute Freunde. Wilhelm Bombast hatte das Lizentiat der Medizin erlangt und wollte als Feldscher in den Dienst des Herzogs treten, da es hieß, Eberhard werde gegen den schwäbischen Bund rüsten, dessen Gründung sein Land empfindlich bedrohte; allein der Württemberger rettete sich durch kluge Politik aus der Umklammerung Ober- und Niederschwabens, das ganz unter österreichischem Einflusse stand. Es kam zu keiner Gewalthandlung. Wilhelm Bombast mußte sein Glück auf der Wanderung suchen.

Andreas Silzer blieb länger in Tübingen und promovierte zum Magister. Durch seinen Lehrer kam er an das Fuggersche Haus.

Mehrmals hatte Bombast tiroler Pilgern aus der Schwazer Gegend Grüße an den Studiengenossen aufgetragen und er hatte auch Grüße empfangen. So kam der Brief aus Schwaz. Magister Silzer trug Bombast, dessen Erfahrenheit in der Scheidekunst er kannte, die

Stelle der Fuggerschen Hüttenschule an und verhieß ihm eine gute ärztliche Praxis, auch wolle er, soweit seine Freundschaft in Villach reiche, an die Hand gehen.

Am Tage, da Wilhelm seines Freundes Brief in der Tasche trug, traf ihn der Prior von Einsiedeln im Kloster, wo ein kranker Knecht lag. Bombast hatte sein Schicksal nie so lastend empfunden als in dieser Stunde, als er sein Tagwerk beschloß und sich auf den Rückweg machte.

Seine Sehnsucht nach einer Heimat war ungestillt geblieben. Er hatte während der Kriegszeit allen Undank kennen gelernt. Als sein Weib erkrankte, gönnte man dem Schwaben den Kummer. Ein Jahr war hin seit diesem bittersten Erleben. Wohl rief man ihn, da man seine Kunst benötigte, aber man behandelte ihn scheu und fremd wie einen, auf dem die Hand Gottes liegt. Da traf ihn der Ruf nach Villach, ein Teufelshohn zu allem Ungemach.

Sein Mund zuckte, er ballte verzweifelt die Faust auf dem Herzen. Sein ergrauender Scheitel war tief gesenkt. So verließ er das Kloster und wurde von dem Pfleger angehalten.

Beide Männer gingen eine Strecke nebeneinander, Bombast erleichterte sein Herz in bitteren Worten. Diebold von Geroldseck seufzte zu etlichen Malen mit. Er schwieg, auch noch, als Bombast verstummt war und schwimmenden Blickes über die Etzelkuppe hinaus starrte, als sei ihm der Berg von einem erzürnten Gott vor das Freiheitstor gewälzt worden. Erst auf der Höhe des Galgenhügels schien der Prior des Arztes ge-

wahr zu werden und zu merken, daß er schon weit vom Stifte abgekommen sei. Er legte die Hand auf Bombasts Arm, sie blieben stehen. Diebold von Geroldseck sah an den fragenden Augen vorbei.

»So ist unser aller Not dieselb, vor Üch, lieben Meister, nur in ein offenbarer Gewand getan als vor mich und mannigen andern, des Stimm beweglich zu mir dringet.«

»Ihr habet eine Zellen, Herr Diebold, darin künnt Ihr Euch satzen, so Ihr Frieden wöllet, und alle Heiligen stehend Euch bei. Und habet die Weite des Ordens, so Ihr die Welt sucht, Brüder, hochgelahrt, mit den erlauchtesten Geistern vertraut.«

»Warum, Lieber, könnt Ihr Üch nit einnisten in diesem Lande? Ihr habet das Nest gesucht. Wohl, das Wib ist Üch lebenden Libes schmerzlich entrissen, allein sie hat Hus und Nest trülich geboten. Und lasset Üch nit verwieren. Die Mannlüt hie, sie fliegend us umb Geld und Gut, allein alle zieht es wieder her, sie geben je ihr letzt Kraft davor.«

»Fremd ist mir alls blieben.«

»Ein Wort sise des andern wert, Bombast von Hohenheim. Seht, mine Zellen und des Ordens Weite vom heiligen Benedikt, fremd ist mir alls blieben. Fremd och den besten Geistern. Wir habend desglichen eine Geliebte, die ist krank und wahnwitzig. Bald so ist ihr Jubeljahr um. Das ist des Narrentums Blüh, dornach kommt nur mehr Tüfel unde Tod an. In Rom, do unsere Geliebte in Gold und Purpur thront, liegend die Werber in den Wirtshüseren, schleppen denen

Pönitentiarien Bichtkinder zu. Je himmelschrisender die Sünd, dest baß erfrüet sich der Werbeknecht eins guten Lohns, dann uf Gatten- und Elternmord, Blutschand, Roub, Ehbruch staht ein guter Satz Goldes.«

»Was auf Euch liegt, Prior, das drucket viel. Und es müssend die Waffen wachsen gen Euer Mühsal. Die werdind mit Tag und Stund offenbar und gewaltig sein. Davor seid Ihr eine Stimm nur. Ich aber trag allein.»

»So mög Üch Gott stärken, do die Menschen es nümen vermügen.«

Sie reichten einander die Hände. Der Prior sagte noch:

»Sehet uf Üer Bübli, den Theophrast, daß er ein Herz hat, bereit und mächtig siner Zit. Wir gehrend Streiter.«

Da hellten sich die Züge des Arztes ein wenig auf.

»Das ist ein Trost, dem will ich nach.«

So schieden sie. Beider Herzen flammten über die bittere Enge ihrer nächsten Stunden hinaus in die große Not des deutschen Geistes.

Während des Herbststurmes mußte Els Ochsner an das Bett gebunden werden. Ihr Schreien erfüllte das Haus. Wilhelm Bombast setzte sein Söhnlein auf das Schwabenjörgeli, so oft das Wetter günstig und der Weg gangbar war, und nahm ihn zu den Kranken mit, daß er die Mutter nicht höre.

Dem Schwazer Freunde hatte er sein Leid geklagt, und Silzer antwortete ihm mit wenigen Worten: »Du

sollt mich allezeit finden.« Bombast verbrannte den Zettel, darauf diese Worte standen. Eine Erwartung lag in ihnen, deren Wilhelm nicht schuldig sein wollte, und doch war er betroffen, als er die Worte las. Warum hatte ihn Herr Diebold nicht ähnlich vertröstet. Unter den Zeilen, die er an Silzer richtete, konnte ein heimlicher Wunsch verdeckt gelegen haben.

Els! In Träumen und im Gedenken lebte sie zart und lieblich wie in jenen Tagen, da sie sein Weib geworden war. Ihm kam mehr und mehr zu Bewußtsein, warum er sie begehrt und geheiratet hatte: Sie war anders gewesen als das Volk ihres Landes. Das alte Blut der Bombaste war irre geworden. Es hatte die Zartheit einer Patriziertochter zu fühlen geglaubt.

Je liebevoller er dem Weibe seiner Erinnerung nachhing, desto weiter trieb er von jenem Wesen ab, dessen entstellter Leib sich unter den Stricken wand, dessen Schreie ihn mehr mit Grauen als mit Schmerz erfüllten. Erst die Antwort des Freundes wühlte seine gedeckten und verdrängten Gefühle auf und bedrückte sein Gewissen.

Gott hatte ihm den Beruf eines Helfers gegeben, und auch dort, wo die Natur versagte, mußte er helfen wollen, gegen den höheren Willen der Natur. Er war kein Richter, der jenseits von Gut und Böse den Willen der Natur beschleunigen oder ihm Halt gebieten kann. Mit der kläglichen Kraft eines Wurmes, der unter dem Felsblock wühlt, mußte er kämpfen; der unerschütterlich steinerne Riese wich nicht, erdrückte ihn nicht, fühlte nichts.

Wilhelm Bombast kämpfte gegen seine Träume und Erinnerungen, seit er wußte, daß sie gefährlich wurden. Er wählte die Schlafmittel der Kranken vorsichtiger und ging sparsamer mit ihnen um. Und während er so gegen die Möglichkeit einer Gedankensünde ankämpfte, wurde er ruhiger und gefaßt. Er gewann mehr Auge für den Knaben.

Theophrast wurde der Waffe, die ihm vor kaum zwei Jahren gegeben worden war, schneller Herr, als sein Vater gehofft hatte.

Auf ihren gemeinsamen Arzneifahrten wußte das siebenjährige Bürschlein mit Erbitterung zu fragen und wich nicht eher, bis sein Vater die schwierigen Brücken gebaut hatte und ihm selber schien, daß er verstehen gelernt habe. Wilhelm Bombast ermüdete zuweilen früher als Theophrast. Aber es war eine Müdigkeit, die den bedrückten Mann erhob.

Die sehnsuchtsvollste aller Blüten öffnete ihre Knospe über dem Schnee und zitterte in dem kalten Hauch, der nur für sie schon des erwachenden Jahres Gruß birgt. Um diese Zeit traf Herr Wilhelm den Heini Schürli allein im Walde. Er fragte nach dem Baltisar und erhielt die Antwort, daß Gott mit ihm heilsam umgehe. Dabei blieb es etliche Tage. Ein Krankenweg kreuzte die Arbeitsstätte des Heini. Am fünften Tage fügte der Heini seinem Bescheid hinzu:

»Es wird die Buß och die letzt sin.«

»Was heißt das?«

»Baltisar wird entsühnt in Gott eingehen.«

»Will er sterben?«

»So Gott es will.«

»Er liegt krank?«

»Jhm ist ein hitziger Ritt ufgeton, er ringet mit dem Leben, das ist mit finer sündhaftigen Natur.«

»Das sagest du mir nach mannigen Tägen! Willtu din Vater verkommen lan?«

»Herr, bin ich Gott, daß ich ein Kreatur kunnt verkommen lan?«

»Jhr habet beid minem Weib unde Sohn geholfen, ich will euch beistahn.«

»Was wollt Jhr, Herr, wider Gottes Willen! Soll er nit erlöset sin us dem irdischen Jammertal, eingehend in das Rich der Gnaden?«

»Jch will dir sagen, Heini Schürli, Gott hat als auch den Arzet eingesatzt in sin Regiment. Was willtu gegen Gott, der mich in deinen Weg schickt?«

»Desglichen kunnt der Verführer reden.«

»Dann lässet Gott den Tüfel frei, und din Vater möcht nit gnung Buß tan haben. Führ mich ze ihm. Kann ich ihn heilen, so ist es Gottes Willen, daß er noch büßt auf Erden.«

Heini Schürli sah den Arzt an, hangend zwischen Zweifel und Erlösung, dann brach es aus ihm wie verhaltene Herzensnot.

»Kommt... kommet schnell, Herr Wilhelm! Helfet ihm! Helfet minem Vater! Er ist fast von Sinnen!«

Er raffte sein Werkzeug auf und lief durch den Tann. Bombast mußte erst das Jörgeli an einen Baum binden und mit seinem Mantel bedecken, denn die Beden-

ken des Maulesels gegen den ungebahnten Weg waren stärkerer Natur als die anderen gegen die Arzneikunst. Heini Schürli wartete ungeduldig und rief den Arzt mit allen guten Namen.

Sie hatten nicht weit talab durch den Schnee zu waten. Bombast fand den Baltisar in einem Zustand, der kaum eine Hoffnung ließ. Doch des Heini unterwürfiges Wesen war eine treue Hilfe bei dem schweren Werk. Hohenheim stattete das klägliche Bett aus und ließ die Krankenkost im Ochsnerhause bereiten. Er reichte die Arznei selbst mehrmals täglich. Auch Theophrast begleitete ihn zur Köhlerhütte, wenn der Weg es zuließ. Von Heini Schürli wurden sie stets empfangen, als seien sie Boten des Himmels.

Und nach etlichen Wochen war Baltisar so weit, daß er Herrn Wilhelm zum Entsetzen des Sohns die härteste Zuchtrute nannte, die ihn jemals getroffen habe, denn er fühle allmählich wieder das höllische Feuer seiner Sünden.

Bombast lachte, er wußte, daß es dem Köhler schändlich fiel, von der Teufelskunst der Arznei gerettet worden zu sein.

»Ist gut, Baltisar, wer lang schimpfieret, der lebt lang, und so ein Siecher widerbellt, weiß der Arzt, daß seiner Kunst ein gutes Ziel ist gesatzt.«

»Heini, du bist des Satans Tück und Uffsatz elendig erlegen, do ich sinnlos bin gewest und mir allbereits Fittich gewachsen seind.«

Heini wurde blutrot über dem Undank seines Vaters, aber Bombast befreite ihn:

»Baltisar, deine Fittich seind sunderlicher Art. Du hast viel geredet in dem Fieber unde zum mehristen Teil vom Wein. Und hast bös gestritten mit einer Ann Schäffenbürglin, die hat dir zugesatzt, es war zum Erbarmen.«

»Bi Gott, das ist min sundersinnig Wib gsin, die hab ich . . .«

»Laß gut sin, Baltisar. Tu widerbellen, bleib bi deiner Art. Noch bist du nit vollkommen vor Abrahams Schoß.«

»Herr, dine Ruten liegt uf mir und schmerzet mich,« ertönte Baltisar gehorsam nach seiner Art und rettete sich, so gut er konnte, vor dem ungewollten Beichtiger. »Herr, ich will din Krüz demütiglich küssen!«

»Das sollta tun, Baltisar. Dann küssest du das Leben.«

Baltisar stutzte, denn er wußte nicht recht, welches Leben der Arzt meine, und seit er das irdische wieder fühlte, hing er mit erhöhter Kraft dem himmlischen nach.

Theophrast aber hatte Gefallen an dem wunderlichen Knochenmann. Er wußte fortan zu finden, wo die Schürli arbeiteten. Und während der Heini schweigsam, auch unter einem sanften Lächeln, das Tagwerk tat, führte Baltisar mit dem Knaben die merkwürdigsten Gespräche, da er nur spärlich seine Körperkräfte gewann, doch sehr bald im Vollbesitze seines Geistes stand.

»Warumb ist allerort der Tüfel versteckt und ich seh ihn nit?« fragte Theophrast.

»Wil du bist ein verloufen Kreatur, dummb und blind.«

»Wie ist er gestalt'?«

»Er ist allgestalt', hocket in dir und mir, in Bom und Stein. So er aber will sichtbar sin, muß er ein Gestalt annehmen, welich unser elend, verkommen, irdisch Gesicht kunnt sehen.«

»Was vor ein Gestalt?«

»Schwin, Bock, Krot, Aff, ein Strohwisch, ein Wib und ander kreatürlich Gemeinheit.«

»Das ist eine Torheit von ihme.«

»Das ist kein Torheit nit, dann wie sollet einer ihn sunst sehen? Hat unser Herr und Heiland müssend in eines niederträchtigen Menschen Fleisch und Bein eingehen, uf daß er kunnt von denen Jüngeren mit Ogen gesehen werden, als muß der Tüfel och. Das weltlich Og siehet allein, was in ihme liegt von Adam her. Darzu muß kommen das geistig Gesicht, das durchdringet des Schwins, Bocks, der Krot und des Wibs Gestalt unde erblicket ze sinem haarsträubendem Entsatzen den Tüfel.«

»Hast du sollich ein geistigs Gesicht, Baltisar?«

»Ich hab, dann bin ich erlücht.«

»Wie ist der Tüfel gestalt', so in dir ist?«

»Der ist ein Krügli voll Win unde noch eins und viel.«

»Do hand wir im Ochsnerhüsli mannich ein von dinen Tüfeln.«

»Du bist ein Tor und wit vom geistigen Gesicht.«

»Ich bin nit vom geistigen Gesicht wit, dann du stahst nahe, daß ich dich kunnt grifen.«

»Du bist witer von mir, dann der Etzelberg von denen Mythen ist, ünd hockest du mir rucks uf dem Halse. Du bist ein Tor, und ich bin im Leben.«

»Des solltu dich nit arg berühmen, Baltisar. Dann so min Vater sich diner nit erbarmet, du wärest tot als ein zertreten Wurm. Din Leben machend mins Vaters Trünk, die hat er dir ingeben. Und ich will als och ein Arzet sin und denen Lüten das Leben ingeben.«

»Oh, du hoffärtig Kreatur! So zischet die Schlang, kom dem Mist entschlüpfet, so schreit der Gouch, und hanget ihme noch die Eierschal an! Unkrut, das allerwegen us dem Boden stößet! Wehe, der Tüfel frißt dich mit Hout und Haar, du Arzetsohn, du Närrinsohn, du sollt kein übler Schleck sin vor die höllischen Flammen! Siehe, die Gerechten schrijend uf vor dir, dann du kränkest ihr geistiges Gesicht! Wehe, was soll us dir werden!«

Baltisar hatte die Hände zum Himmel gebreitet und dann vor das Gesicht geschlagen. So verharrte er lange in lichtvoller Sammlung. Und Theophrast stand breitbeinig davor, keine Bewegung, kein Wort entging ihm, seine Augen blinzelten scharf unter der gerunzelten Stirn, sein Kopf war leicht auf die Seite geneigt. Er merkte beinahe nicht, daß die Schmerzensschreie dieser verletzten Seele ihm galten, so gewissenhaft beobachtete er. Dann wurde er satt, kehrte, meist ohne Gruß, den beiden Schürli den Rücken und schlenderte heim. Der kleine Mann wußte gut, daß es immer zu solch einem Ausbruch kam, dann aber die schönste Kraft des Baltisar erschöpft war. Und hatte sein Knochenmann schwung-

voll getobt, machte er sich mit besonderer Lust an Buch und Feder. Es ergötzte ihn die stille Kunst des Schreibens und Lesens.

Einmal hatte er aus den Zapfen einer Tanne, die von den beiden Köhlern geschlagen worden war, und einem langen Strick ein Bandelier geknüpft, das hing er über die Schulter.

»Was vor ein Gogelwerk tuest du an,« fragte der Baltisar, den das unbekümmerte Spiel des Knaben schon lange reizte.

»Ist ein Bandelier vor ein Hackenbüchs.«

»Tu ab den mörderischen Frevel!«

»Forcht nit, Baltisar, es ist kein Pulver drin.«

»Dannocht es ist ein Zeichen davor. Dine Füerwaffen sije der Geist, und das Schwert sije dine Zung, das Moul soll dir sin ein Kartoun, darus die Kugel fliegt, des Herzens infältiger Glouben. Nit aber Isen, Blei unde Pulver der Mörder und ihres Gewaffens.«

»Dasselb hat min Vater och ze mir gesagt uf der Kilby und hat mir ein Waffen geben, so nit mördert.«

Baltisar horchte hoch auf.

»Din Vater der Arzet?«

»Min Vater hat mir ein Feder geben und hat mich schriben gelernet und hat mir ein Buch geben, lernet mich als och lesen. Er saget, das seind mine Waffen und baß dann Halmbard, Schwert und Hackenbüchs.«

Heini Schürli sah auf und nickte dem Theophrast zu, denn die Brüder vom gemeinsamen Leben, bei denen er zu Sindelfingen untergeordnete Dienste getan hatte,

waren weitberühmt als Schreibkünstler, und manches Buch fand durch sie seinen Weg. Druck war teuer.

Baltisar aber mißbilligte dieses beifällige Nicken.

»Min Sohn, du sollt dich hüten! Was uf einer Kilby hat sin Usgang genommen, das ist gezeichnet. Und hast du mir nit gesagt, daß denen erlüchten Brüderen us der Kunst des Schribens ein Hader erwächst? Der eine liebet Münchsschrift, der ander will denen gelahrten Lateinkrameren nach. Und der kunnt kein Geschrift ansehen, sie sij dann mit dörnichten Blättlin zierlich verbrämet, der ander aber veracht sömlichs und willt allein dem Geiste dienen.«

»Vater, sie seind Menschen.«

»Sie seind des Tüfels in ihrem Hader! — Und du im Bandelier, so es och ist ohn erschrecklichem Pulver und Blei, dannocht aber ein Zeichen vor den Mann, ders trägt! Die Zeichen seind das Uebel unde nit das schwarz Korn, der Rauch, das indringlich Bellen und fliegend Blei. Dann in denen Zeichen liegt din Willen offenbar. Du Sohn des Arzet, du sollt mich hören!«

Er setzte sich auf den Baumstamm, Theophrast stand erweckt vor ihm. Baltisar hob mächtig an:

»Infalt, ohngekränket Infalt solltu üben, du irrend Kreatur! Was ist din Schrift und Federzug, was din Buchstab und Druckwerk? Es seind elend Zeichen. Do kunnt wohl ein heiliger Willen darhinter beruhen, allein der heilig Willen brucht nit Feder, Tinten unde Papier. Hat unser Herr geschrieben? Er hat nie schriben kunnt noch lesen. Hat allein sin Herz gehabt, das war sin glühend Buch, und jedlicher Herzensschlag war

ein umbgewendet Blatt. Hat allein sin Zung gehabt, die war sin flammend Feder, und jedlicher Zug war Erlösung und Verdammnis. Hat allein sin Wort gehabt, die warend ihm Buchstaben und Gschrift, dieselb ist ingezeichnet von denen Sternen nächtens uf dem Himmel. — Was willtu schriben, du verloren Kreatur? Und erfülltest du all papieren Blätter der Welt, so eines einzigen Herzens lutere Flammen stößet daran, sie möchtind all ufgehen in ihrem irdischen Brand und nützit blijbt, dann ein Houfen Asch voll Salz, und so du ein lusig Wahrheit uf die vielen Blätter hast durch dine Zeichen gebannt, sie möcht mit verbrunnen sin, in der Aschen liegend, ein Stoub und Mist. — Wehe denen Schriberen! Dann ihre Kunst muß ein Fluch werdind als alle Tüfelskunst und überwächset ihr Gewissen wie des Unkruts Samen. Ersticket das Körnli Heil. Sie dienend zu ihrem bösen End allein mehr dem Zeichen unde Papier. Schribend und schribend ohn Unterlaß, als der Süfer trinket und trinket, je länger deß mehr. — Allein Gott hat Erbarmen mit der verlotteret Kreatur. Der Tüfel, so den Dreck vor Gott hält, hat üch Schriberen gelehrt, üer Papier us elenden Lumpen ze kochen, und Gott hat die Welt allso bestellt, daß die Lumpen sollend verwesen. Wo ist das fallend Loub us dem verweheten Jahr? Du siehst es nit. Es ist dahin und hat die Wälder erfüllt und machet die Aest hangen von siner Last. Allso hat Gott gesatzt, daß üer Tüfelslumpen sollend vergahn, uf daß die Menschen nit erstickend unter deme beschrieben Papier.«

Baltisar holte tief Atem, so machtvoll hatte er noch

nie gesprochen, seit er genesen war. Er fühlte des Geistes eine kaum erträgliche Fülle auf seinem Herzen lasten. Er stand mühsam auf.

»Zieh Demut an! Verbrenn Bücher und Schriften! Nackend solltu sin vor Gott und den Menschen, das ist: sömlichen Zeichens bar und entlediget! Gang hin, du usgebrossen Sünder, und sag dinem Vater: Der Büßer im Walde hat mich gelernet, daß eines Menschen Herz trunken wird von denen Zeichen in tüflischer Trunkenheit!«

Dann fiel er zusammen wie ein Kornsack, der gerissen und ausgeronnen ist. Auf Theophrast hatte die Predigt wider Feder und Papier einen tieferen Eindruck gemacht als frühere Ausbrüche der erleuchteten Natur. Er witterte, daß nicht nur ein Schmähgelüste dahinter verborgen lag. Allein er fühlte zum ersten Mal eine sonderbare Sicherheit und ein Befremden, das ihn nicht bedrückte. Es war ihm, als müsse er nicht glauben, was der langmächtige Mensch unter großer Begeisterung vorgetragen hatte. Er blieb in sich selber beruhigt. Die flammenden Worte ließen ihn kalt. Da er aber sah, Baltisar habe sich ein wenig übernommen, denn er saß erschöpft auf dem Baumstamm, drang in ihm dasselbe Bedürfnis zu beschwichtigen durch, das er der kranken Mutter gegenüber gefühlt hatte. Er trat nahe zu dem Prediger und legte seine Hände auf die bebenden, verkrampften Finger.

»Baltisar, du sollt dich nit harmen umb min Schribkunst. Min Vater wird dir ein Trunk geben, da solltu wieder fraidig sin, und alls ist gut.«

Baltisar starrte dem Knaben fast entsetzt in die Augen. Doch der hielt seinem Blicke mit gutem Gewissen stand. Da faßte ihn der willige Narr mit seinen pechigen, dürren Fingern an den Schultern und stammelte:

»Du ... du Arzetsohn ... was spricht us dir ... Tüfel oder Gott! Du hast ein Kraft in dir ... Sünd oder Leben! Was soll us dir werden? Warumb rufst du eim, und ich muß verluten! Weh denen, so us den Menschen ihren Lut weckend! Die Unmündigen müssend an ihnen erzürnen, dann sie fühlen ihre Ohnmacht, die Mündigen müssend vor ihnen ihr Herz entflammen zu Wehr und Widerpart, sust verlieren sie all ihr Eigen. Was spricht us dir! Was soll us dir werden?«

»Ein Arzet,« war die trotzige, sichere Antwort.

»Gang hin! Din Weg ist ohn Ufenthalt.«

Baltisar stieß den verwunderten Knaben leicht zurück, und Theophrast ging heim, ohne sich umzusehen. Er war über sich und den andern erstaunt und doch voll Ruhe und Gleichmut.

Von diesem Tage an geriet Baltisar nicht mehr außer sich, wenn Theophrast bei ihnen war. Er arbeitete vorbildlich hingebungsvoll und betete öfter als sonst seine halblauten, freien Gebete. Der Knabe sah zu und lauschte aufmerksam; er faltete bei den Gebeten nicht die Hände, obwohl Heini Schürli andächtig mitbetete.

Els Ochsnerin war in dieser Zeit bis auf ein Gefühl verarmt, das ihr die qualvolle Sommerhitze des Narrenkämmerleins eingab. Durch Wochen hin suchte sie

das Gefühl zu erfassen. Eines Tags, da eine leichte Lebenswelle ihr Bewußtsein hob, begriff sie, daß ihr Thron der Sonne zu nahe stand, und sie verlangte von dem göttlichen Sohne, er solle die Sonne verrücken. Allmählich aber verdüsterte sich diese Vorstellung, die immerhin einer erhabenen Stimmungslaune entsprach, und sie meinte von den Gluten der Hölle angespieen zu werden. Mühselige Tage hin sammelte sie ihre verwüsteten Seelenkräfte und rang nach einem Entschluß. Es lag auf ihr wie eine Mahnung aus jenen Zeiten, da ihre Einbildungskraft von dem Stöhnen der sündigen Seelen belebt war und sie entsetzliche Beichten gleichmütig angehört hatte. Ihr Bewußtsein war verödet, und doch drängte es, als müsse sie seine Erfüllung suchen. Ihr war wie einem Vergifteten, der allein Namen und Ort des Gegengiftes gekannt hat, in Todesängsten aber beides vergessen hat. Hilfsbereite Hände und Mienen verdoppeln seine Pein.

Nach einer langen Zeit des martervollsten Grübelns tauchte in ihr der Gedanke auf, sie müsse einen Ort suchen, zu dem jene flehenden Stimmen leichter dringen könnten. Und diese Eingebung brachte ihrem Leben neue Nahrung.

Fortan fühlte sie fremde Hände und fremden Willen um sich tätig. Ein kleiner Mann, eine alte Frau, ein Mensch mit weißen Haaren kamen ihr zu nahe, vergriffen sich an ihr. Sie litt schmerzlich unter den entweihenden Berührungen ihrer Helfer. Es kam wieder zu Wutausbrüchen, sie mußte ans Bett gebunden werden.

Aber in ihr lebte ein Trieb, an dem der Fetzen einer Vorstellung hing. Unter den Stricken gewann der Trieb zuweilen die Stärke eines Ziels. Sie schäumte vor Wut über die Gewalt, und waren ihre Kräfte erschöpft, zuckten die Augen unaufhörlich von der Tür zu den Fenstern hin und zurück. Dann beschwichtigte sie eine Ahnung vollends, die sich allmählich zur Gewißheit steigerte; dort werde die Flucht gelingen, dort hinaus konnte sie zu den Stimmen gelangen, die sie erhören mußte. — Tückische Teufel hinderten das Erlösungswerk. Der unendliche Wehlaut verschmachtender Seelen konnte nicht mehr durch sie hindurch zu Gott gelangen, die armen Seelen blieben verdammt. Heftiger, aus gesteigerten Drangzuständen arbeiteten sich solche Vorstellungen in ihr durch und verdichteten sich zu einer letzten, erschütternden Klarheit. Ihres Lebens Flamme schlug noch einmal in ihr auf, um sie zu verzehren.

Sie bezwang sich und schien vor den Teufeln ruhig. Sie merkte die Zeiten, da sie seltener kamen. Das Schürfen des Riegelholzes, das vor die Tür gehoben wurde, wenn die Teufel verschwanden, belauschte sie. Und jedesmal, nach einer ängstlich durchlauerten Weile, schlich sie zur Tür und versuchte leise zu öffnen.

Es gelang ihr mit einem Löffelstiel an zwei Vormittagen, aber die Dunkelheit des Hauses scheuchte sie wieder auf ihren Thron zurück. Das dritte Mal war ihr Verlangen größer als die Furcht.

Eng an die Wand geschmiegt, tastete sie auf nackten Sohlen die Treppe hinunter. Vor der Gademtür hielt

sie. Es kämpfte in ihr. Sie wußte eine Zeitlang nicht, durch welche Tür sie solle. Im Gadem stand der Herd, dort gab es zu essen. Ein Geräusch scheuchte sie auf und durchs Haustor ins Freie.

Geblendet vom vollen Sonnenlichte, zauderte sie. Ihre Augen hasteten nach Schutz und Schatten. Da sah sie ein dunkles Tor und lief am Ochsnerhause hinab, in den Schatten hinein.

Labende Kühle. Und zu ihr rauschte es tausendstimmig herauf. Zitternd vor glücklicher Erregung wankte sie etliche Schritte weiter und umklammerte einen Pfosten des Brückendaches.

Sie lächelte. Die Stimmen der armen Seelen, von den Teufeln lange gehemmt ... die Stimmen stürmten herauf ... ein unbändiges Wirrsal ... ihrem Muttergottesherzen zu. Die Erlöserwonne erhob Els Ochsnerin. Ein jauchzendes Gefühl unendlicher Kraft und Macht! Sie breitete die Arme, beugte sich über das Brückengeländer. Das glitzernde Wirbeln unter ihr, heller, herrlicher als die Opferkerzen des Engelweihfestes! Jedes Glanzflämmchen eine erlöste Seele! ... Da hörte sie eine gellende Stimme. Die Teufel! Sie kletterte auf das Geländer, stand einen Augenblick mit gebreiteten Armen. Ihr Gewand flatterte im Sturze. Sie wurde von dem reißenden Wasser überstrudelt und fortgeschwemmt.

Todblaß, keines Lautes mächtig, starrte die Magd des Ochsnerhauses in die Wirbel der Sihl. Die Frau war auf Einsiedeln, der Hauswirt und der Knecht beim Heuen, der Arzt war über die Klause geritten.

Sie war allein, und das Wasser hätte kein Mann bezwungen. Niemand konnte sie hören. Die Sonne stand noch zu hoch, die Pilger mieden den heißen Paßweg um diese Tageszeit.

Schluchzend vor Angst und Schrecken sank die Magd in den Staub und betete für die Seele der Els Ochsnerin.

Das Haus war allein, sie mußte zurück. Aber es jagte sie aus dem Hause auf die Wiese, wo die beiden Männer arbeiteten.

Spät, da es schon Nacht war, suchten die drei Männer und etliche aus ihrer Freundschaft das reißende Wasser ab. Sie mußten Bombast von dem Ufer ziehen, als die Finsternis ihrer Mühsal spottete.

Wilhelm Bombast wollte keine Ruhe. Das peinigende Narrenbild war ausgelöscht, die Frau seines träumenden Gedenkens, das er lange unterdrückt hatte, erfüllte sein Herz. Alle süßen Lügen, die sein Blut um die zarte Gestalt der Els Ochsnerin gehaucht hatte, klangen wieder. Er wußte, daß er sich betrog, aber er wollte an das Ende seines Elends nicht glauben.

Die Nacht vermochte diesen Tag nicht auszulöschen, sie bedeckte ihn nur mit lichtlosem Schweigen.

Sein Körper war todmüde. Er hatte gegen Abend, da er heimgekommen war, von der Mutter erfahren, wo sie die Els suchten, und war die Sihl hinabgejagt. Sie lösten einander bei der traurigen Arbeit ab; die Stangen waren schwer und das Wasser durch etliche Wetter angeschwollen und reißend. Bombast merkte,

daß er kaum fähig sei, den Leuten beizustehen, und er bewunderte hilflos ihre sachliche Ruhe.

Im Ochsnerhause warfen sie sich über Speisen und Getränke. Das Schweigen blieb nur düster, während sie sonst gleichgültig geschwiegen hatten. Man erwähnte der Toten nicht. Am morgenden Tag wollten sie die Els finden. Dafür setzten sie das Heu aufs Spiel.

Bombast saß in der heißen Schlafkammer auf dem Polsterstuhl der Els. Die Magd hatte das Narrenkämmerlein ausgeräumt, das Bettzeug lag längst auf der Laubenbrüstung. Der Polsterstuhl war zurückgestellt worden.

Auch die Mutter schien ruhig und gefaßt; wie sie die erste Kunde aufgenommen hatte, wußte er nicht. Und Theophrast schlief neben dem großen Himmelbette. Das Kind hatte wohl gehört, die Mutter sei in die Sihl gefallen, aber es wußte von seiner Mutter eigentlich nur mehr jenes Erlebnis in der Wallfahrtskirche. Das erfüllte Theophrast immer noch mit Grauen.

So saß Bombast allein und einsam wie je. Er vermißte bitter ihr Herz, mit dem er in Not und Freuden seine Stunden geteilt hatte. Doch seit zwei Jahren war das Herz vor ihm verstummt! Bombast erschrak darüber, daß er es diese schwere, kranke Zeit nicht vermißt habe.

Aber es hatte geschlagen, war auch jede Hoffnung verloren gewesen. Bombast glaubte jetzt, daß er ihr Herz wie einen Schrein gehütet habe, darin er in freundlicheren Zeiten seine schlichten Kümmernisse geborgen und die stillen Freuden gesammelt hatte. Sie war zu ihm

gestanden wie kein anderer Mensch auf Erden. Er war verlassen.

Nach den schalen Tropfen ihres Alltags, die sie beide je achtlos verrinnen ließen, war ihm bange. Er hing nicht den Stunden ihrer Liebeslust und ihres tieferen Schmerzes nach, er fühlte daß die hohen Stunden auch die nächsten Menschen trennen und auf sich selbst bescheiden. Die Sicherheit unter den gedeckten Trieben des Alltags, der friedliche Verlaß bei allen kleinen Ränken des Lebens war abgebrochen, eingestürzt. Auch die qualvolle Liebespflicht, die er der Kranken weihte, konnte ihm beides gewähren.

Er stand vor einem neuen Leben und wußte, daß dieses Leben keines andern mehr teilhaftig sein werde. Mit der Sicherheit des gealterten Blutes, das einmal nur zu blühen vermag und sei diese Blüte auch krank, wußte er das.

Theophrast! Er schauderte vor der Kluft der Jahre, die ihn von dem Kinde ewig schied. Es schwangen Brücken von Rand zu Rand. Aber er sah, daß der Knabe mit allen aufschwellenden Trieben ihm nachgeriet, und das machte die Kluft der Jahre so tief und finster wie diese Nacht. Wäre der Knabe nach der Ochsnerart geschlagen, so hätte Wilhelm Bombast einen Gefährten in ihm gesucht. In seinem Schmerze sah der Heilmeister den hellen Stern nicht, der über der schwarzen Kluft stand und nüchterne Heiterkeit ausstrahlte. Solches Licht funkelte längst nicht mehr auf dem Himmel der älteren Bombaste von Hohenheim. Theophrast war dieses Sterns teilhaftig.

Er witterte in dem Kinde nur dieselbe Unrast, die ihn von Welle zu Welle weitertrieb. Keine Welle erreicht die andere, und so wird Theophrast ihn nie einholen. Nur eine traurige Gewißheit: er wird am selben Ort zerschellen.

Aber er konnte ihn an manchem Meilenstein erwarten, warnen und helfen. Das war ein Trost, wenn er auch wußte, daß ein Leben fruchtlos bleibt, wenn es sich ohne innere Not einem andern fügt. Theophrast durfte ihn nicht einmal hören wollen. Selbst mußte Theophrast hindurchfinden wie er, der Vater. Doch er konnte ihm den nächsten Schritt weggerecht machen. Das blieb das Beste. Beschützer, Ratgeber. Zu kaltem Lichte mußte er sein Herz zwingen, das nach der dunklen, wärmenden Flamme begehrte.

»Els! Elsula! Bist grausam du mir entwichen, daß mein Leben ist des Traums entblößt und ein Bettler am Weg, der nach Almosen gehrt! Was ist ein traumloser Mann! Ein Reisiger ohne Roß, ein Schiff ohne Segel.«

Er konnte nicht weinen. Da die Nacht von den ersten Dämmerungen durchhaucht wurde, nahm er seine Heilmeistertasche und ging aus dem Hause. In Einsiedeln lag einer auf Leben und Tod, den wollte er retten.

Bombast verlernte allmählich das Erstaunen darüber, daß Theophrast den Tod der Mutter gleichmütig aufnahm. »Sie ist von der Tüfelsbruck gefalln,« lautete stets die ruhige Rede des Kindes, wenn irgendwer der Entwichenen Erwähnung tat. Ausgelöscht war alle selbstopfernde Liebe der Mutter. Das Kindesherz war

darüber hinweggewachsen, wie der Rasen über dem Hügel der Toten. Aber es lag so viel Naturwille in diesem erbarmungslosen Vergessen, daß Bombast dabei eine Beruhigung fand.

Gegen Ende des Sommers schrieb er seinem Schwazer Freunde und erhielt nach etlichen Wochen Bescheid.

Diese Wochen des Harrens befreiten ihn. Er hatte den beiden Alten nichts gesagt, sich selbst immer vorgehalten, daß er eine verlorene Sache angehe. Längst mochte der Chimist gefunden sein. Doch von Tag zu Tag stieg seine Ungeduld. An ihr erwachte er zu einer Hoffnung auf neues Leben. Schließlich log er sich alle Unmöglichkeit ein, um den dürstenden Mut nicht vernichtet zu wissen, wenn wirklich aller Wunsch zerschelle.

Und er wußte, daß er sich belog. In diesem Kampf der verleugnenden Vernunft mit seinem Hoffen fühlte er es wie ein Glück aufbrechen: er war nicht verloren, nicht alt, er mußte noch ein Leben wagen. Oh, es verlangte ihn brennender als damals, da seines Freundes erster Brief gekommen war, nach Neubeginn und Lebenswagnis. Die Ferne lockte wie ehedem, da er noch jünger war und weniger ertragen hatte. Die Ferne lockte, obwohl die Fesseln gesprengt waren. Das gab ihm die tiefere Sicherheit: er brauchte nicht mehr vor einem Leid fliehen zu wollen und begehrte doch stark das Neuland. Es war kein Wunsch, der einem Ueberdrucke entgegenstrebt, kein müßiger Wunsch, der eine beladene Seele in Träume rettet.

Noch beklemmte ihn das ermannte Gefühl, als habe

er damit seine Els verraten. Und nicht nur das Andenken der Toten, die ihm das Heim geschaffen, das Kind geboren hatte, sondern schon ehedem die lebende Els Ochsnerin seiner Ehezeit, das Glück und die Zuflucht von zehn Lebensjahren. Seine Sehnsucht erwachte zu heiß, und seine Erwartung war allzu bebend. Nie konnte die Sehnsucht von ihm gewichen sein. So wenig Frieden hatte er in den Jahren seiner Seßhaftigkeit gefunden.

Er zergrübelte die Erinnerungen seiner Ehe, doch fand er nur, daß er sich selber fremd geblieben war. Alle rings um ihn lebten ihr Leben getreu. Er suchte sein Leben, suchte sich selber. Ein Wesen, das ihm auferlegt war, trieb vor ihm her wie ein lechzender Schatten, und er mußte es mit seinem Fleisch und Blut erfüllen wollen. Er war seiner selbst nie satt und mächtig gewesen. Deshalb, nur deshalb hatte er keine Heimat gefunden und darum verlangte er stets, eine Heimat zu suchen. Sie gaben sich alle mit ihrem Leben der Erde wieder, die sie ernährte – er hatte nur das Geld hingegeben, das seine Kunst ihm brachte. Er stand außerhalb ihres Lebenskreises, war ihnen immer fremd geblieben, weil er sich selber nie völlig vertraut war. Und darum war er frei, unerbittlich frei.

Ihm ahnte, daß auch Theophrast sein werde wie er, der zarte Knabe wurzelte nicht in diesem bodengerechten Volke. Er hatte dem Kinde sein Wesen gegeben. Theophrast war ein Bombast von Hohenheim und mußte die Welt frei haben. Die Bombaste hatten kein Haus mehr. Auch sein Vater konnte nur gewesen sein wie sie, die beiden Letzten.

Als endlich das Schreiben aus Schwaz eintraf, zitterte die Hand des Wilhelm Bombast, und er zögerte, das Siegel zu brechen. Mutter Weßnerin stand vor ihm, sie hatte den Brief ausgelöst und den Boten abgefertigt. Von der zitternden Hand des Eidams sank ihr Blick bekümmert auf den Enkel, der die Asche des Herdes anblies. Sie ging dann in ihrer stillen Art aus dem Gadem, nur daß sie Theophrast sanft über den Scheitel streichelte.

Bombast stand tief zu dem Lämpchen niedergebeugt, als er zu lesen begann. Während er las, sammelten sich die banggelösten Züge seines Gesichts. Nicht Glück und auch nicht Freude belebte sie; ein ruhiger Entschluß, den die Stunde begünstigt, hatte sie gefestigt, als er den Brief langsam sinken ließ und den Kopf erhob.

Allein das Jahr war unwegsam geworden. Er mußte warten, Monate noch, bis der Brenner für ihn und den Knaben gefahrlos sein konnte. Aber der Kampf um das Schicksal des nächsten Lebens war in Wilhelm Bombast entschieden. Und von dieser Stunde an erklangen Liebe und Anhänglichkeit zum Ochsnerhause in ihm. Erst jetzt fühlte er, daß er nicht zu den Undankbaren gehöre. Das beglückte ihn und nahm aus seinem Wesen einen Teil der Bitterkeit, die ihn durchtränkte, seit er erkannt hatte, weshalb die Bombaste frei sein müßten. Er war kein Mann, der sich durch jede wohlwollende Laune des Geschicks und der Menschen demütig verpflichtet fühlt; er entehrte seinen Dank nicht, indem er ihn verschwendete. Doch hätte er vor seinem

Gewissen nicht bestanden, wenn er hier nicht Schuld und Pflicht empfunden hätte.

Mit beschwichtigender Sorgfalt suchte er den Knaben vorzubereiten, aber das hellhörige Kind wußte bald den Sinn der Andeutungen zu durchdringen und jauchzte dem Neuen entgegen. Die beiden Alten verstummten vor diesem Jubel wie vor einem Schicksal.

Zwischen Rudi Ochsner und Marx, dem Knecht, lag eine griesgrämige Vertrautheit. Sie murrten über die Arbeitslast und wären ohne sie unglücklich gewesen. Marx zeigte dem Wirte offen seinen Verdruß, daß er wohl niemals werde von der Teufelsbruck loskommen können, und Rudi Ochsner lächelte schadenfroh darüber, daß der gute Arbeitsgenosse so wesentlich gebunden sei.

Im Winter mußten Bäume fürs Kloster gefällt werden, da ein neuer Schupfen zu errichten war. Rudi und Marx fronten am Weißenegg ober Willerzell allein. Dort errettete der alte Ochsner den Knecht aus harter Bedrängnis. Er befreite ihn mit der Axt von zwei Wölfen, die den abseits arbeitenden Marx selbdritt angefallen hatten. Einen hatte der Knecht selber erschlagen, war aber niedergerissen worden. Marx kam mit einer Schramme davon.

Sie zogen den drei hungerdürren Tieren die Haut über den Kopf und sprachen weiter nicht darüber. Als sie aber mit den schönen Pelzen beladen heim gingen, meinte der Knecht doch:

»Ochsner, es gestund hart am Tod darbi.«

Er sah seinen Herrn scheu von der Seite an und schämte sich über den Gefühlserguß. Rudi Ochsner blinzelte hinüber und meinte:

»Nu solltu nümen süfzen, daß du mußt din Leben an der Tüfelsbruck beschließen, dann du hast gesehn, es kunnt dir als och uf dem Wißegg begegnen und näher uf Willerzell dann der Bruck.«

»Gott wöllets dir lohnen, Ochsnerwirt.«

»Laß gut sin, Marx.«

Gegen das Frühjahr an den trockenen Sonntagen rief der Alte den Enkel und führte ihn weitum auf die Höhen des Hochtals, sie blieben bisweilen über den Mittag aus. Das waren andere Gänge als mit dem Vater, der Pflanze und Gestein nur auf ihre inwendigen Kräfte hin betrachtete.

Der Großvater sagte nicht viel und ließ den Enkelsohn reden. Theophrast redete von der Ferne. Der Alte lauschte, er nickte gläubig, als sei sein eigenes Herz mündig geworden. Nie unterbrach er den Knaben, es sei denn, daß sie an einen Ort kamen, wo die Augen frei und weit über die Heimat schweifen konnten. Dann wies er mit dem harten Arbeitsfinger auf Höhen und Täler, auf Häuser und Felder und nannte alles mit Namen. Einmal doch, als die Lenzsonne ihr ganzes Glück über das Hochtal ausschüttete, fragte er Theophrast:

»Wie seind die Berg und Tale gestalt, dohin ihr wöllt. Wie seind sie benennt?«

»Ich weiß nit.«

»Wirst du sie mit Namen nennen und jedlichs mit den Ogen grüßen, so du din Zit bist dort gsin?«

»Ich weiß nit. – In derselbigen großen Stadt werdind viel Hûser sin, artlicher dann unser Ochsnerhûsli, und min Vater wird ein chimisch Kuchel han. Do will er mir alls wisen.«

Der Alte nickte und sagte:

»Unser Ochsnerhûsli an der Tûfelsbruck ist niederbrunnen, do war din Mammeli noch nit geborn und der Hans kom ein Jahr. Ich habs ufbouet und unser Fründschaft gestund uns bi mit Rat unde Tat. Sin Holz und Stein seind hie gewachsen. Und ich weiß jeden Ort, do die Balken gestunden, do sie noch vom Winde waren gewiegt, als och wo die Stein gelegen, do sie noch das Gras umbwedlet. Ich weiß ein jeden Riegel, Pfosten, die Streben, ein jeden Nagel und Kerben an dem Hûsli. Das ist warm und trû gsin eins Menschen Leben lang, hat uns bewahrt für Regen, Frost und Roub. Din Leben habend Dach und Wand geschützt, do es am zartisten ist gsin. Und Dach und Wand hab ich, din Ahn, gebouet. – Wer hat das artlich Hus ufgericht, dohin ihr sullt ziehn?«

»Ich weiß nit, doch lieget es in einer Gassen, do viel Hûser stehnd, und dieselb Gassen ist nit allein, als in Einsiedlen, sundern es seind viel Gassen. Und umb all ist ein groß und stark Mur zogen us Stein.«

Der Großvater legte die Hand auf die Schulter des Theophrast.

»Do wirst wit sin vom Ochsnerhûsli. Das Ochsnerhûsli und all die Berg und Tale, so din Og uf diese

Stund noch stehet, werdind fern sin, wit und fern. Wirst du des Ochsnerhüsli gedenken und dieser Berg und Tale?«

Der Knabe nickte, ohne recht zu wissen, was er bekräftigen solle. Er meinte sonst, dem Großvater weh zu tun.

»Und wirst nit zuruck wöllen,« fragte der Alte, heiser und hastiger, als er gewöhnlich sprach.

»Zuruck? ... Wir gangend erst fort! Ein Arzet kann nit bliben, er muß uf die hohe Schul gahn!«

Er antwortete bestürzt, und der Alte sagte bedächtig: »Din Welt ist wit, Frästeli. Gott wölle dich bewahrn.«

Am nächsten Sonntage mußte Theophrast den Großvater an ihren Ausflug mahnen. Sie kehrten vor der Mittagszeit zurück.

Mittwoch vor Palmarum ritten Vater und Sohn auf zwei wohlbepackten Maultieren — das Schwabenjörgeli blieb an der Krippe des Ochsnerhauses, denn es hätte die lange Fahrt nicht mehr überstanden — am Weißenegger Berg entlang gegen das Rickental. Ein Fuhrmann, der von Zürich nach Kärnten rollte, hatte schon vor etlichen Tagen die andre Habe des Arztes in Richterswil auf seine Achsen genommen. Rudi Ochsner ging mit dem Marx nebenher.

Und als sie an die Stelle kamen, wo sie noch im Holze arbeiteten, griff Rudi Ochsner dem Maultier des Enkels in die Zügel, neigte den Knaben nieder und küßte ihn auf die Stirn. Er konnte nicht reden, die Lippen zitter-

ten ihm. Theophrast hielt kaum die Tränen, sein Herz schlug heftig.

Wilhelm Bombast war abgesprungen. Er dankte dem Alten, aber Rudi Ochsner schien die gepreßten Worte nicht zu hören. Nur seine harten Hände umklammerten die des Schwiegersohnes, er sah hilflos nieder. Als der Arzt sich losriß, huschten die Augen des Alten noch einmal zu dem Enkel hinüber, er hob die Rechte und schlug ein Kreuz gegen Theophrast.

Er und der Marx verschwanden hinter den Buchen. Herr Wilhelm stand und lauschte ihnen nach, bis er das Knacken der Aeste unter ihren Tritten nicht mehr vernahm.

Theophrast sah, blaß vor Erregung, auf seinen Vater, der das Tier wieder bestieg und still in Gang brachte.

Zur Rechten schimmerte die Morgensonne auf den Silberkätzchen der Weidenbüsche, und die befreite Sihl rieselte zwischen dem junggelben Grün. Da und dort stand ein goldnes Huflattichrädchen unter den Grassprossen. Und die Luft war voll herber Lust.

Sie bogen durch Willerzell ein und erreichten bald die Höhe, von der aus ein letzter Blick möglich war.

Wilhelm Bombast hielt und wies in das Hochtal.

»Sieh, Theophrast, zuruck! Da liegt deine Mutter, da liegt die trüe Lieb von zwen alten Herzen, da liegt deine Kindheit. Wölle Gott, du möchtest so glücklich werden im Leben als ein Mann, allein das Kinderglück wirst nie wieder erjagen.«

Theophrast sah den Kessel des Hochtals von schat-

tenblauen Bergen umfangen. Er fand zu den ernsten Augen des Vaters zurück.

»Bin ich nümen ein Kind? Was vor ein Glück sagest du?«

Wilhelm Bombast wandte sich zu ihm.

»Ein guter Gott hat es dem Menschen geben, daß sie nit wissend, wenn sie am glücklichsten seind. — Kumm, wir wöllend weiter. Wir müssend über große Höhen, ehe dann wir mählich ze Tal künnen und den Ort sehen, wo wir einen guten Frieden finden möchten mit Gottes Hilf.«

Gegen Mittag stand die Mutter im Ochsnerhause am Herd, sie rüstete das Essen. Die brodelnden Töpfe am Feuer waren kleiner geworden und geringer an Zahl. Sie hatte nur mehr für vier Menschen zu sorgen. Zwei alte Leute, den Knecht und die Magd.

Das Ochsnerhaus war auf die Zeiten zurückgefallen, in denen sie beide begonnen hatten, jung noch und voll Hoffnung auf erblühendes Leben. Das Haus verwaist nicht, wenn die Alten aussterben. Wenn es die Jungen verlassen, verwaist ein Haus. — Seine treuen Wände sollen kein Ochsnerblut mehr schützen.

Da hielt sie ein, trocknete die geröteten Wangen von den Tränen. Sie wollte das Ochsnerblut rufen, hereinbitten, und müßte sie immer wieder suchen, bitten und rufen. Das Haus durfte nicht verwaisen, ein redliches Leben von zwei alten Leuten hing daran.

Sie stellte das Essen zurecht, gab der Magd Weisungen an den Hauswirt und ging in den schlichten

Kleidern des Alltags, ohne Geschenk und Dankeswunsch über die Klause nach Altendorf in das Haus des Schmiedes. Dort kam sie sehr erschöpft an und mußte sich an einem Trunke Milch laben.

Dann bat sie das junge Weib, das dem Hans gefolgt war und ihm den Knaben geboren hatte.

Der Schmied begehrte Gritli zur Ehe. Er warb um sie seit zwei Jahren in seiner groben Art, die es dem jungen Weib ermöglichte, bei ihm zu bleiben, ohne seinen Wunsch erhören zu müssen. Gritli wollte keinen Mann. Aber sie hatte ein Hauswesen gefunden und mit ihren Händen aufgerichtet. Und das wollte sie nicht verlassen.

»Ich kunnt Üch nit kränken, Weßnerin. Ich wills och nit vor alle Zit versaget han. Der Schmied will ein Wib und ich werds nit sin, dann Ihr wisset, wer mines Bübli Vater ist. So mich dies Hus kunnt missen, werd ich zu Üch ziehen.«

So ging die Mutter mit einem Trost, weil ihre Hoffnung nicht ganz zerschlagen war.

»Ich will dich rufen und rufen, Gritli. Du sollt mich noch hören. Min Hus ist leer. Ich will dich immer rufen.«

Mutter Weßnerin scheute die Sommerhitze nicht, sie ließ sich von keinem Herbstregen schrecken, und der Schnee war ihr nie zu tief. Sie ging an ihren Tagen, da die Sehnsucht unerträglich brannte, in ihren schlichten Alltagskleidern, ohne Gabe und ohne Dankeswunsch über die Klause in die Altendorfer Schmiede und rief das junge Weib mit dem Söhnlein. Und eines

Tages fand sie das Bündel geschnürt, Mutter und Kind bereit.

Da lichteten sich ihre alten Augen vor Stolz und Glück. Sie brachte dem Ochsnerhaus an der Teufelsbruck eine helle Kinderstimme, die seine verräucherten, wetterbraunen Holzwände durchklingen sollte bis in die Herzensfasern des treuen Gebälks.

Inhaltsverzeichnis